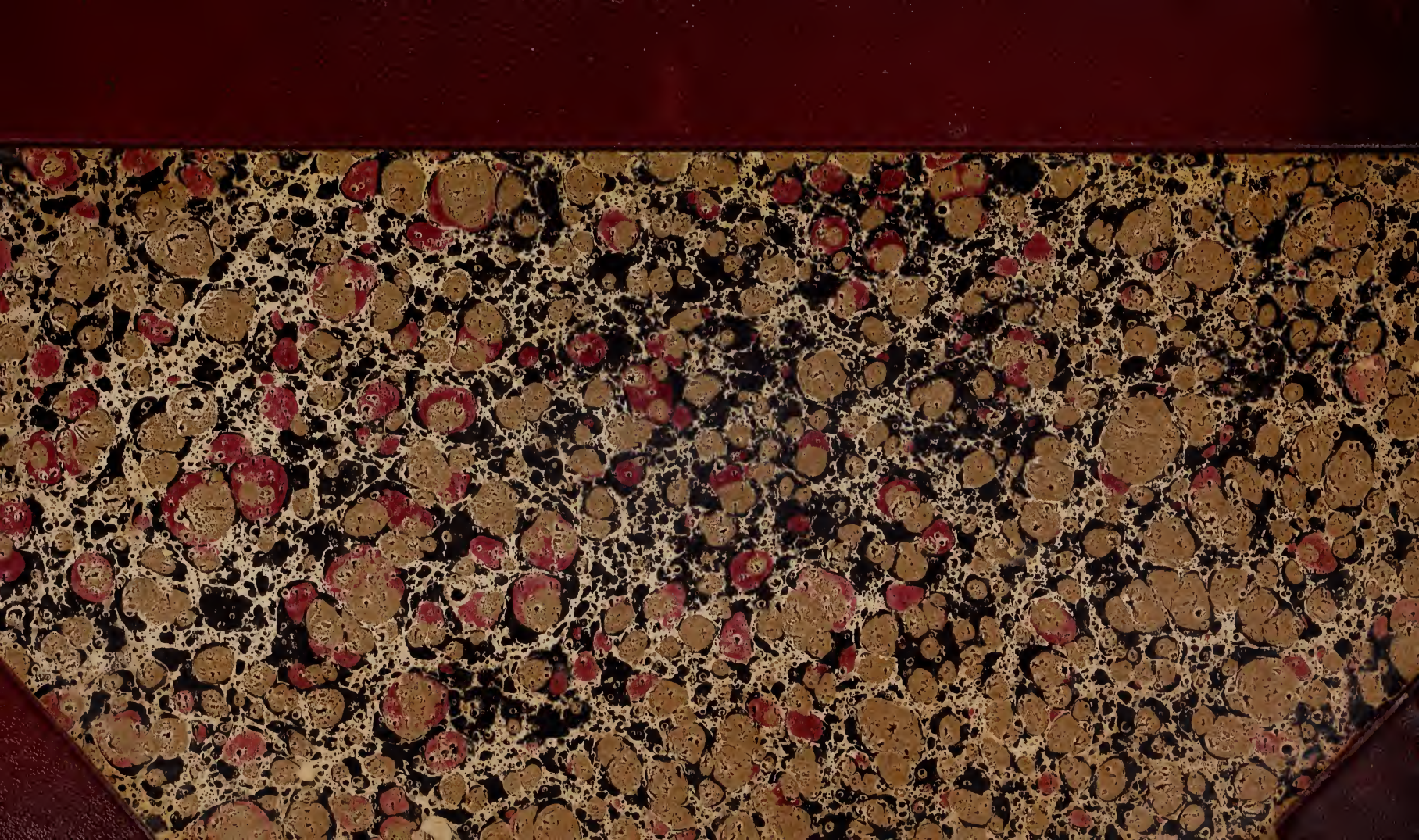

Division BL2400
Section S35
No.

Digitized by the Internet Archive
in 2015

https://archive.org/details/diereligionderaf00schn

Darstellungen

aus dem Gebiete

der nichtchristlichen Religionsgeschichte.

V/VI.

Die Religion der afrikanischen Naturvölker.

Münster i. W. 1891.

Druck und Verlag der Aschendorffschen Buchhandlung.

Darstellungen aus dem Gebiete der nichtchristlichen Religionsgeschichte. (V/VI. Band.)

Die Religion

der

afrikanischen Naturvölker.

Von

Prof. Dr. Wilhelm Schneider.

Münster i. W. 1891.

Druck und Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung

Inhalts-Übersicht.

Einleitung.

Seite

Angebliche Religionslosigkeit der Negerrasse . . . . . 2 ff.
Sir *John Lubbock* im Widerspruche mit den Hauptvertretern der neueren Völkerkunde und Religionsforschung 3
Flüchtige Beobachter . . . . . 4 f.
Unbillige Beurteilung der Negerreligion . . . . . 6 ff.
Überschätzung derselben . . . . . 8 f.
Die Grundzüge des afrikanischen Religionswesens:
Gottesidee . . . . . 10 ff.
Gottesbewußtsein und sittliches Bewußtsein 14
Sittliche Anlage und Erziehungsfähigkeit des Negers . . . 15 f.
Seine Auffassung des Bösen 17
Seine religiöse Gewissenhaftigkeit . . . . . 19 f.
Ausnahmen seitens „civilisierter" Schwarzen . . . . . 21 ff.
Geisterglaube und Geisterverehrung 23
Fetischismus und Zauberei 24
Verkümmerte Überlieferungen . . . . . 24 f.
Wichtigkeit des Studiums niederer Religionsformen . . . . . 26 f.

I.

Gottesbewußtsein. Schöpfungs- und Urstandssagen.

Westafrika.

Goldküste:
Yankompon als Schöpfer- und Himmelsgott . . . . . 28 ff.
Seine Vatergüte 30
Naturalistisch getrübter Monotheismus . . . . . 30 ff.
Schöpfungs- und Urstandssagen . . . . . 33 f.
Ewevölker:
Der höchste Gott Mawu 35
Henotheistische Spaltung des monotheistischen Bewußtseins . . 35 f.
Ursprung des Menschengeschlechtes 36
Verschiedene Religionsgesellschaften in Abbeokuta und Ogbomascho 36 ff.

Seite

Nigerdelta und Kalabarküste:
Die oberste Gottheit 38
Erschaffung und Sündenfall der ersten Menschen . . . . 38 ff.
Kamerun . . . . . 41 ff.
Fernando-Póo . . . . . 43 f.
Gabun- und Ogoweländer . . . . . 44 f.
Loangoküste und Kongomündung 45
Angola und Benguella 46
Einfluß des Gottesgedankens auf Gemüt und Leben der Westafrikaner 46 ff.

Südafrika.

Die Buschmänner:
Lieblose Urteile über dieselben . . . . . 48 ff.
Das höchste Wesen Kaang (Kagan) . . . . . 50 ff.
Die Hottentotten:
Ihre angebliche Religionslosigkeit 53
Ihre Vorstellung von einem Gott-Schöpfer . . . . . 54 f.
Die rätselhafte Sagengestalt Heitsi-Eibib . . . . . 55 ff.
Mondverehrung 58
Die Kaffernfamilie:
Meinungsverschiedenheit der Forscher . . . . . 59 ff.
Zeugnisse kundiger Gewährsmänner . . . . . 62 f.
Gottesbewußtsein der Kosa . . . . . 63 f.
Die Unkulunkulu-Sagen der Zulu . . . . . 64 ff.
Geständnisse der „Zulu-Philosophen“ . . . . . 66 f.
Der Herr des Himmels . . . . . 68 f.
Gottesbewußtsein der Betschuanenvölker . . . . . 69 ff.
Schöpfungs- und Urstandssagen der Basuto . . . . . 74 f.
Entsprechende Überlieferungen der Malepa 75
Gottesidee und Schöpfungsagen der Herero . . . . . 76 f.
Der Gott der Matabelen 77
Das höchste Wesen der Ovampo und der Makalaka . . . 77 f.

Innerafrika.

Sambesi- und Nyassavölker:
Gottesbewußtsein . . . . . 78 ff.
Urstandssagen . . . . . 80 f.
Centralafrikanische Völkerschaften:
Das höchste Wesen der Bayanzi, Babumba und Bateke . . . 81
Die Gottheit der Baschilange, Kalunda und Warua . . . 82 ff.
Gottesbewußtsein der Tanganjikastämme 84
Schöpfungs- und Todessage der Wafipa 85
Gottesidee, Schöpfungs- und Urstandssagen der Ugandavölker . 85 ff.

Ostafrika.

Gottesnamen der östlichen Bantustämme . . . . . 87 ff.
Gottesbewußtsein der Massai und der heidnischen Galla . . 89 ff.

Senegambien und Sudan.

Gottesidee der oberen Nilvölker . . . . . 91 ff.
Der Islam in Senegambien und Sudan . . . . . 93 ff.

Seite
Gottesbewußtsein der heidnischen Sudanstämme . . . . 95 ff.
Rückblick . . . . . 97 ff.

II.

Pessimistisch-spiritistische Naturauffassung. Geister- und Totenverehrung. Blutige Ausartung derselben.

Überblick:
Deutung des afrikanischen Geisterglaubens . . . . . 101 ff.
Entstehung desselben . . . . . 103 f.
Erklärungsgründe für die pessimistische Weltansicht . . . 104 ff.
Die gefährlichsten und gefürchtetsten Geistwesen . . . . 107 f.
Zuwachs des Geisterheeres durch die Seelen der Verstorbenen . 108
Seelen-, Todes- und Jenseitsvorstellung des Negers . . . 109 ff.
Der Glaube an eine Seelenwanderung 111
Totenverehrung . . . . . 111 ff.

Westafrika.

Nordguinea:
Schutz- und Plagegeister . . . . . 113 ff.
Geisterbann und Geisterverehrung . . . . . 115 f.
In Tieren verkörperte Geister 116
Abgeschiedene Seelen als Schutz- und Quälgeister . . . 116 f.
Spiritistische Geheimbünde . . . . . 117 f.
Seelenjagd 118
Menschenopfer zu Ehren der Geister 118
Geleit- und Bedienungsseelen verstorbener Fürsten . . . 118 f.
Südguinea:
Kamerun:
Gute und böse Naturgeister 122
Spiritistischer Mummenschanz 123
Menschenopfer am Grabe 123
Fernando-Póo:
Elementargeister 124
Der verkleidete Waldteufel 124
Gabun- und Ogowegebiet:
Schutz- und Quälgeister . . . . . 124 f.
Beschwörung des Mondgeistes . . . . . 125 f.
Ehrung und Anrufung der Abgeschiedenen . . . . . 126 f.
Reliquiendienst 127
Totenfurcht . . . . . 127 f.
Spiritistische Männer- und Weibergesellschaften . . . . 128 ff.
Geistersagen . . . . . 130 f.
Unsichtbare Seelenfresser 131
Blutige Geisterverehrung 132
Loangoküste:
Die Geistermutter Bunsi 132
Ahnenverehrung und Gespensterfurcht 133

Seite

Kakongo:
Gute und böse Geister 133
Bedienungsseelen im alten Kongoreiche 133
Spiritistenvereine 134
Angola:
Totenehrung und Totenfurcht 134
Scheußliche Begräbnisgebräuche der Bangala 135
Benguella:
Pessimistischer Geister- und Seelenglaube 135
Menschenopfer 135

Südafrika.

Buschmänner und Hottentotten 136
Die Kaffernvölker:
Angst vor Kobolden 137
Manenkult bei den Kosa . . . . . 137 f.
Gespensterfurcht der Zulu . . . . . 138 f.
In Schlangen verkörperte Schutzgeister der Zulu . . . . 139 f.
Zulu-Skeptiker . . . . . 140 f.
Seelendienst der Betschuanen, der Herero und der Batloka . 141 ff.
Menschenopfer beim Tode der Kaffernfürsten . . . . 143 f.
Der Höhlengeist im Metabelenlande 144
Seelengefolge des Metabelenkönigs Mosilikatsi 144
Spuk- und Quälgeister der Makalaka 145

Innerafrika.

Sambesi- und Nyassavölker:
Leichenehrung und Seelenkult . . . . . 145 f.
Seelenwanderungsglaube . . . . . 146 f.
Geleitseelen der Maravi- und Schewafürsten 147
Urua:
Seelengefolge des Herrschers . . . . . 147 f.
Der gefürchtete Ahngeist Kungwe a Banza 148
Lundareich und Kongobecken:
Seelengefolge der Fürsten und Vornehmen . . . . . 148 ff.
Seelenwanderungsglaube im Kassaigebiete 150
Scheinteufel im Kiokolande 150
Schutzgeister am oberen Kongo . . . . . 150 f.
Nyansagebiet:
Der Geist des Nyansasees 151
Geleitseelen der Uganda-Herrscher . . . . . 151 f.
Ahnenverehrung 152
Tanganjikaufer:
Die Geister des Tanganjikasees . . . . . 152 f.
Ahnenkult und Seelenwanderungsglaube . . . . . 153 f.
Seelengefolge der Ulunguhäuptlinge 154

Ostafrika.

Unyamwesi, Uhehe und Ugogo:
Geleitseelen der Häuptlinge . . . . . 154 f.
Leichenbehandlung, Seelendienst und Seelenwanderungsglaube . 155

Seite

Kilima-Ndjarogebiet:
Leichenbehandlung, Geisterfurcht und Seelendienst der Massai und der Wakuafi . . . . . 156 f.
Totenanrufung seitens der Wateita 157
Unsichtbare Herdenwächter der Wataweta 157
Geisterfurcht und Seelenverehrung der Wadjagga . . . 157
Stämme des mittleren Ostafrikas:
Baumgeist, Manenkult und spiritistische Gaukeleien bei den Wanika . . . . . 158 f.
Kobolde, Schutzgeister und Totenopfer der Wasaramo . . 159 f.
Grausame Begräbnisgebräuche der Wadoë . . . . . 160 f.
Kindische Gespensterfurcht der mohammedanischen Ostafrikaner . . 161
Baumgeist, Teufelsheer und Schlangengeister der heidnischen Galla . 161

Sudan und Senegambien.

Die oberen Nilländer:
Schlangengeist und Gespensterbann der Bari 162
Totenanrufung der Jangbara 162
Nilgeister und Ahnenkult der Schilluk 162
Eine Gespensterjagd im Lande der Djur 163
Pythongeist und Gespensterbann der Dinka 163
Kobolde und Leichenbehandlung der Bongo 163
Ähnliche Anschauungen und Gebräuche der Nachbarvölker . 164
Senegambien und der übrige Sudan:
Geisterfurcht der Yolof 164
Seelenfang und Seelenschutz der Serrerer 164
Geisterglaube und Teufelssage der Serrakolet 164
Schlangengeister und Seelenwanderungsglaube der Mandingo . 165
Geister- und Ahnenverehrung der Bambara 165
Manenkult der Afo, Koto und Bassa 166
Baumgeist der Marghi in Bornu 166
Geisterverehrung der Budduma 166
Geisterwohnungen in Bornu und Wadai 166
Seelengefolge der Großen in den Nachbarländern Bagirmis . 167
Totenfurcht der Teda 167
Die sittlich-religiöse Bedeutung des afrikanischen Geisterglaubens . . 167 f.

III.

Fetischismus und verwandte Arten des Aberglaubens.

Sehr verschiedene Auffassungen des Fetisches . . . . . 169 f.
Der westafrikanische Fetischbegriff 170
Urteile von Reiseschriftstellern . . . . . 171 f.
Unterschied zwischen Fetischgötzen und Fetischamuletten . . . 172
Die Hauptquelle des afrikanischen Fetischglaubens 173
Verhältnis des Fetischglaubens zum Hexenwahn . . . . . 174 f.
Schwankende Stellung der Fetische 175
Fetische im weiteren Sinne 176
Natur- und Kunstfetische . . . . . 176 f.

Seite
Wahl und Weihe der Fetischkörper . . . . . 177 f.
Vertrauen auf bewährte Fetische . . . . . 178 f.
Hoher Preis solcher Fetische . . . . . 179 f.
Anspornung und Peinigung der Fetischgeister 180
Verhängnisvolle Kraftproben erwählter Fetische . . . . . 180 f.
Große Anzahl der Fetische . . . . . 181 f.
Aufgaben der Fetische . . . . . 182 f.
Öffentliche und private Fetische . . . . . 183 f.
Fetischreichtum der Herrscher . . . . . 184 f.
Wanderung durch die Zonen der Kunstfetische . . . . . 185 ff.
Verschiedenartige Beziehungen der Fetischgeister zu den Fetischbildern 191
Entstehung und religiöse Bedeutung der Fetischgötzen . . . . 191 ff.
Vergleich zwischen den afrikanischen und den altheidnischen Götzenbildern . . . . . 193 f.
Verschiedenartiger Ursprung der Naturfetische . . . . . 194 f.
Die afrikanischen Naturfetische als Erzeugnisse der spiritistischen Naturauffassung . . . . . 195 f.
Naturfetische ersten Ranges:
Tier-, insbesondere Schlangenfetische . . . . . 196 ff.
Zusammenhang mancher Abstammungssagen mit Tierfetischen . 198
Baumfetische . . . . . 198 f.
Steinfetische . . . . . 199 f.
Tier- und Menschenschädel als Fetische . . . . . 200 f.
Fetischwürde lebender Fürsten und Priester . . . . . 201 ff.
Übersicht über die Naturfetische niederer Ordnung . . . . 203 ff.
Scheußliche Zubereitung der kräftigsten Fetischamulette und Fetischmedizinen . . . . . 206 ff.
Fetischwahn und Menschenfresserei . . . . . 208 ff.
Mittler zwischen den Geistern (Fetischen) und den Menschen:
Priester im engeren Sinne . . . . . 211 f.
Regendoktoren . . . . . 213 ff.
Kriegsdoktoren . . . . . 215 f.
Gesundheitsdoktoren 216
Unterschied zwischen Fetischpriestern und Fetischärzten in Westafrika . . . . . 216 f.
Aufzug, Hantierung und Arbeitsteilung der westafrikanischen Medizinmänner . . . . . 217 f.
Die Wunderdoktoren im übrigen Afrika . . . . . 219 f.
Würde und Stellung der berufenen Priester und Doktoren . . 220 f.
Gaukeleien unberufener Fetischmänner 221
Das Oberhaupt der Priesterkaste . . . . . 221 f.
Tracht, Abzeichen und Rangordnung der Priesterschaft . . 222
Fortpflanzung des Priestertums 223
Vorbereitung auf das Priesteramt . . . . . 223 f.
Die Priesterweihe in Westafrika 224
Studium und Prüfung der südafrikanischen Zauberdoktoren . 224 f.
Fetischpriesterinnen . . . . . 225 ff.
Rückblick:
Wesen des Fetischdienstes 227
Ein „wissenschaftlicher Fetisch“ 228

Seite
Religiöse Bedeutung des Fetischglaubens . . . . . 228 f.
Sittlicher und gesellschaftlicher Wert desselben . . . . 229 ff.
Schlimme Folgen des Fetischwahnes . . . . . 231 f.

IV.

Hexenwahn und Hexenverfolgung. Gottesurteile.

Erlernung der Schwarzkunst 233
Vorräte für die Hexenküche . . . . . 233 f.
Angebliche Kräfte und Übelthaten der Schwarzkünstler . . . . 234 f.
Verwandlungen dieser Menschen . . . . . 235 f.
Opfer des Hexenwahnes:
Wirkungen der Hexenangst . . . . . 237 f.
Boshafte Ausbeutung des Hexenglaubens . . . . 238 f.
Das Schicksal mancher Hexenriecher 239
Arten der Hexenprobe . . . . . 239 ff.
Geständniserpressungen . . . . . 242 f.
Übersicht über die Hexenverfolgung:
Westafrika . . . . . 243 ff.
Südafrika . . . . . 246 ff.
Innerafrika . . . . . 248 ff.
Ostafrika . . . . . 252 f.
Sudan . . . . . 253 f.
Der sittliche Gedanke der Hexenprozesse . . . . . 255 f.

V.

Unsterblichkeitsglaube.

Mißverständnisse seitens einiger Forschungsreisenden . . . . 256 f.
Übersicht über die Jenseitsvorstellungen:
Westafrika . . . . . 258 ff.
Südafrika . . . . . 262 ff.
Innerafrika . . . . . 264 ff.
Ostafrika 266
Sudan und Senegambien . . . . . 266 ff.
Werturteil über den afrikanischen Jenseitsglauben . . . . . 270 f.

Belege . . . . . 272—283

Einleitung.

Die Religion, nicht die Religionen der afrikanischen Naturvölker, lautet der Titel der vorliegenden Schrift. Denn die bunte Mannigfaltigkeit der religiösen Vorstellungen und Übungen wird durch eine überraschende Gleichheit in den Grundanschauungen und in den Hauptgebräuchen der durch weite Länderräume von einander getrennten, in Körperbeschaffenheit, Sprache und Lebensgewohnheiten verschiedenen Negervölker beherrscht. Diese Gemeinsamkeit des wesentlichen religiösen Besitzstandes hat selbstredend den Vortritt, giebt den leitenden Faden in die Hand. Rechts und links aber zeigen sich überall religiöse Besonderheiten, die ebenfalls der Aufmerksamkeit wert sind, die jedoch tief unter den Höhenpunkten liegen, welche die vergleichende Religionswissenschaft bei ihren Betrachtungen aus der Vogelschau ins Auge zu fassen pflegt.

In treuer Anlehnung an allem Anscheine nach vertrauenswerte Quellenwerke, unter denen wir die neueren und neuesten Reisebeschreibungen und Missionsberichte bevorzugten, haben wir die Religion der afrikanischen Naturvölker, auf die infolge der neueren Missions- und Kolonisationsbestrebungen die Blicke der europäischen Welt gerichtet sind, übersichtlich darzustellen versucht und die leitenden Gedanken durch Einzelzüge, in denen sich zugleich die religiöse Eigenart der Völker und Stämme ausprägt, beleuchtet. Da bisher keine Rasseneinteilung der afrikanischen Menschheit sich allgemeinen Beifalles zu erfreuen hat, diese Aufgabe vielmehr von hervorragenden Fachmännern als

eine hoffnungslose bezeichnet wird, so sind wir der geographischen Gruppierung der Stämme gefolgt.

Darf aber im Ernste von einer Religion der afrikanischen Heiden gesprochen werden? Sind nicht vielleicht jene Schriftsteller und Redner im Rechte, die durch den Vorwurf der Religionslosigkeit gegen die Negerrasse eine besondere Vertrautheit mit den Geisteszuständen im „dunklen Erdteile" zu bekunden scheinen? „Es erscheint als eine Art von Paradoxon", schrieb *Marshall* [1]) vor einem Vierteljahrhunderte, „von der Religion im Zusammenhange mit Afrika zu sprechen, wie wenn wir die Schneemassen des Kaukasus oder die kühlenden Ströme, welche sie entsenden, in den brennenden Sandwüsten der Sahara suchen wollten, so daß wir beinahe versucht sind, uns mit Zweifel und Furcht vor einer Untersuchung der Religionsannalen eines Landes abzuwenden, dessen Geschichte in dieser einzigen Thatsache zusammengefaßt scheint, daß es nach einem Jahrtausend noch immer die Heimat des Negers ist."

Es giebt zwar ältere und neuere Afrikareisende, die auf ihren Wanderungen religionslose Stämme angetroffen haben wollen. Einige fanden nicht Zeit oder Gelegenheit zu gründlicher Nachforschung, andere besaßen nicht die Neigung oder das Geschick dazu. Einer Anzahl neuerer Reisewerke sieht man es bald an, daß ihre Urheber das Wandern im „dunklen Erdteile" fast als Sport betrieben haben. Sie erzählen des Langen und Breiten von ihren Strapazen und Abenteuern, von ihren Jagden und Kämpfen, von ihren Plackereien mit den Trägern, beschenken uns mit lehrreichen Landschaftsbildern, schildern eingehend die äußere Erscheinung, die Geräte und Waffen, die Spiele und Tänze der sog. Wilden, gehen aber über das religiöse Denken und Leben der von ihnen flüchtig besuchten Stämme mit den Schlagwörtern „Religionslosigkeit", „Aberglaube", „Zauberei", „Fetischdienst" hinweg. „Um über religiöse Vorstellungen bei Naturvölkern etwas wirklich Stichhaltiges zur Erkenntnis zu bringen", erklärt der geistreiche Südsee- und Afrikareisende *Max Buchner,* [2]) „dazu gehört viel mehr Zeit und namentlich auch viel mehr kritische Schärfe, als manchen Berichterstattern verfügbar zu sein schien." Die Völkerkunde ist gar reich an Beispielen, wie selbst die gewissenhaftesten und ausdauerndsten Beobachter in schwere Irrtümer geraten sind. Wer gar mit dem Vorurteile unter die sog.

Wilden ging, daß dieselben aller besseren religiösen Begriffe durchaus unfähig seien, war allemal der Gefoppte. Nicht viel besser erging es allen, die ohne psychologische Schulung in fremdartige religiöse Vorstellungskreise einzudringen versuchten. Obschon der Naturmensch denselben Denkgesetzen unterworfen ist wie wir, so ist doch seine Art zu denken nicht die unsrige. Es kommt hinzu, daß derselbe fremder Nachforschungen leicht müde und überdrüssig wird, besonders, wenn Fragen an ihn gerichtet werden, die seinen Geist anspannen oder ihm den Verrat seiner religiösen Habe zumuten.

Man darf nicht von jedem Wanderer in fremden Ländern erwarten, daß er Gebräuche, die durch das Gepräge der Seltsamkeit ihn verblüffen, auf religiöse Merkmale hin untersuche; von jedem aber darf man billigerweise fordern, daß er sich des Urteils über die Religion von Stämmen, deren Sprache er nicht kennen lernte und deren ängstliche Scheu, die religiösen Geheimnisse dem Ohre des weißen Mannes preiszugeben, er nicht zu überwinden vermochte, gänzlich enthalte. Der Missionar *Schynse* [3]) glaubte es nach achtmonatlichem Aufenthalte unter den Bateke, Bayanzi und Babuma noch nicht wagen zu dürfen, Einzelheiten über die Religion dieser Kongostämme mitzuteilen; „hiezu gehört jahrelanges ernstes Studium", sagt er. „Ich übergehe", schreibt *Georg Schweinfurth* [4]) bei der Erwähnung der Dinkareligion, „das schlüpfrige Gebiet der religiösen Vorstellungen eines Volkes, dessen Sprache ich mir nicht einmal anzueignen vermochte; einer Wüste gleich, voll von Mirages, ist es jeder Deutung fähig und ein Tummelplatz der Phantasie." Andere Forscher dagegen sind imstande, von Stämmen, unter denen sie nur wenige Tage oder gar Stunden verkehrten, zu erzählen, daß dieselben keine Spur von Religion besitzen.

Alle Forscher, welche gründlich die geistigen Zustände der Naturvölker kennen zu lernen suchten, klagen über die ungeahnte Treue, mit der die Eingeweihten die religiösen Überlieferungen und Geheimlehren zu hüten pflegen, und sind daher in ihren Urteilen sehr besonnen und zurückhaltend. [5]) Zumeist sind es eilige oder befangene Reisende gewesen, die dem englischen Urgeschichtschreiber Sir *John Lubbock* die Namen zu seiner Musterkarte „religionsloser" Völker geliefert haben. Im Gegensatze zu diesem Gelehrten behaupten die hervorragendsten Vertreter

der neueren Völkerkunde und Religionsforschung: *Theod. Waitz, O. Peschel, G. Gerland, Max Müller, V. v. Strauß-Torney, A. de Quatrefages, B. Edw. Tylor, C. P. Tiele, F. Ratzel* u. a. die von alters her geglaubte, von *Cicero, Plutarch, Seneca* u. a. eindringlich gelehrte ausnahmlose Allgemeinheit der Religion. *Friedrich Ratzel* [6]), ein Völkerkundiger, dem Sir *John Lubbock* kaum bis an die Schultern reicht, schreibt in seinem Meisterwerke: „Die Ethnographie kennt keine religionslosen Völker, sondern nur verschieden hohe Entwickelung religiöser Ideeen, die bei einigen wie im Keime oder, besser, wie in einer Verpuppung klein und unscheinbar liegen, während sie bei andern zu einem herrlichen Reichtume von Mythen und Sagen sich entfaltet haben." Von jeher war man gewohnt, den Menschen als ein religiöses Wesen anzusehen und in seiner Religionsfähigkeit einen besonderen Vorzug und ein unterscheidendes Merkmal der Menschennatur zu erblicken. Ein Volk ohne alle Religion wäre ein ebenso seltsames Mißgebilde wie ein Volk ohne Sprache. Ein Wesen, dessen Blick nur an der Erscheinungswelt haftet und nicht hinter oder über derselben eine zweite Welt mit Gestalten oder Mächten erspäht, die zu den sinnfälligen Dingen in Beziehung stehen, ist ein Wesen ohne menschliche Vernunft. In Wirklichkeit aber gehört der religionslose Naturmensch ebenso in das Reich der Fabel, wie der sprachlose Urmensch.

Auch Sir *John Lubbock* [7]) hat sein Verzeichnis religionsloser Völker mit der immerhin verdienstlichen Bemerkung begleitet, daß man von einem religionslosen Volke nicht reden dürfe, wenn man die Furcht vor einer unbekannten Macht oder einen mehr oder weniger lebendigen Glauben an die Wirksamkeit der Zauberei schon als Religion gelten lasse. Er schuldete diese Einschränkung seinen Gewährsmännern, die sämtlich zu jener Klasse von Berichterstattern gehören, von denen bereits *Meiners* [8]) zu Anfang dieses Jahrhunderts gesagt hat, daß sie Thatsachen anführen, die unleugbar die Erkenntnis und Verehrung höherer Wesen bezeugen. So meldete *Anton Reichenow* [9]) aus Kamerun: „Als beachtenswert ist das Fehlen religiöser Anschauungen bei den Kamerunnegern hervorzuheben." Berichtigend aber fährt derselbe fort: „Die Freien, an deren Vollblut kein Makel, halten zu Ehren zweier Gottheiten, Elung und Mungi, zuweilen des Nachts Umzüge, wobei ein Götze umhergetragen wird. Den Frauen, den Sklaven, sowie

den nicht vollständig Freien ist es bei Todesstrafe verboten, den Umzug, insbesondere den Götzen anzusehen. Auch den Europäern verbergen sie es, aus Furcht, wie sie sagen, daß diese die Sache den Frauen und Sklaven lächerlich machen und ihnen die Achtung vor derselben nehmen würden.“ Der flüchtige Reisende *Serpa Pinto* weiß von den Bihenos und ihren südöstlichen Nachbarn, den Ganguellas, zu erzählen, „daß sie nicht die geringste Idee von einer Religion haben, aber an Zauberei und an die Unersterblichkeit glauben.“ Und in seinem Wörterbuche überrascht er uns mit einem Ganguellaworte für Gott, nämlich mit dem Namen Kalunga, in welchem der Molungu der südlichen Bantu deutlich erkennbar ist.[10]) *H. M. Stanley*, der am wenigsten in der Seele des schwarzen Mannes zu lesen versucht, schreibt neuestens über die Wahuma: „Eine Spur von Religion findet sich unter den Wahuma nicht. Sie glauben sehr fest an die Existenz eines bösen Einflusses in der Gestalt eines Mannes, der an unbewohnten Orten, wie eine bewaldete dunkle Schlucht oder ein ausgedehnter, mit Röhricht bewachsener Sumpf, lebt, aber durch Geschenke versöhnt werden kann. Der glückliche Jäger überläßt ihm daher ein Stück Fleisch, das er jedoch fortschleudert, als ob er es einem Hunde zuwerfe, oder man legt ein Ei, eine kleine Banane oder ein Ziegenlammfell vor die Thüre der Miniaturwohnung, die man am Eingange einer jeden Seriba findet.“ Die Wahuma aber sind nicht so abergläubisch, als die Waganda. Jedoch tragen sie Zaubermittel am Halse oder Arme oder um den Leib. Sie glauben an den bösen Blick und an Vorbedeutung. Sie fürchten die Bezauberung und belegen die Hexen und Hexenmeister mit den härtesten Strafen.[11]) In Wassulo (Wassalâ), einem von Fellata und Mandinke bewohnten Lande im westlichen Sudan, hat der Franzose *René Caillié*[12]) kein Anzeichen von Religion, in Wirklichkeit jedoch denselben Aberglauben angetroffen, wie bei den Bambarra und andern heidnischen Sudanesen. Auf Grund solcher Mitteilungen hat Sir *John Lubbock* sein Verzeichnis religionsloser Völker angefertigt, zu denen auch der „dunkle Erdteil“ einen ansehnlichen Beitrag liefert.

Verdient denn aber der Zauberwahn, der Glaube an die Wunderkraft von Menschen, die mit höheren Mächten im Bunde stehen, den Namen Religion? Der glückliche Besitz eines geläuterten Gottesbewußtseins sollte, scheint uns, das Auge für eine

gerechte und billige Beurteilung unwürdiger Religionsformen nicht untauglich machen, sondern dasselbe auf die hohe Warte erheben, vonwo es in klarer Umschau und ruhiger Unbefangenheit eine sorgfältige Prüfung anzustellen vermag. „Bei einer wissenschaftlichen Untersuchung des religiösen Lebens", sagt *A. de Quatrefages* [13]), „darf man sich nicht etwa jenen Physiologen zum Muster nehmen, der seine Untersuchungen wesentlich nur auf die Wirbeltiere ausdehnen wollte, mit Ausschluß der niedrigeren Tiere, bei denen die charakteristischen tierischen Vorgänge in ganz einfacher und mehr verstekter Form verlaufen. In der Weise der neueren Naturforscher muß dabei vorgegangen werden, die auch noch bei den niedrigsten Mollusken und bei den niedrigsten Zoophyten den fundamentalen physiologischen Vorgängen nachspüren, selbst wo für einzelne Verrichtungen ein besonderer Apparat nicht mehr aufzufinden ist . . . Jeden Glauben, mag er auch noch so einfach und dürftig, noch so naiv und kindisch erscheinen oder mag er ans Abgeschmackte anstreifen, hat der Anthropolog dennoch als religiöses Element anzunehmen, wenn derselbe sich nur irgendwie unter die Vorstellungen ausgebildeter religiöser Systeme unterordnen läßt." So wenig der Botaniker gleichgiltig an den Kryptogamen vorübergeht, ebensowenig darf der Religionsforscher den gern verspotteten Aberglauben der Naturvölker seiner Beachtung für unwert ansehen. Von seiner besseren Religion wird er sich nicht das Recht schenken lassen, die äußerste Religionsarmut oder Religionsentartung zu verachten, sondern sein Hauptaugenmerk auf die Untersuchung richten, ob die unter der Rubrik „Aberglaube" dargestellten Vorstellungen und Gebräuche eines kulturarmen Volkes noch Merkmale echter Religion an sich tragen, ob ein religiös gestimmtes Gemüt in denselben seine Bedürfnisse und Wünsche, seine Ahnungen und Hoffnungen ausspricht. Und ein aufmerksamer, zur Wahrnehmung schwacher Religionsspuren geschärfter Blick entdeckt nicht selten in der Schale des äußerlich rohesten Aberglaubens einen gesunden Kern, unter einem Schlackenhaufen von Irrtümern Metallkörner der Wahrheit. Der Aberglaube ist nicht Unglaube, sondern immerhin noch ein Glaube, der das Verhältnis der Geschöpfe zum Schöpfer zwar trübt und verschiebt, aber nicht gänzlich verneint, der die Kräfte des Menschen zu Gunsten einer höheren Macht in Anspruch nimmt, sein Gewissen belehrt, sein Trachten und Thun beherrscht

und sein Gesamtleben in übersinnlichen Beziehungen erhält. Niemand wird den Kaurimuscheln, Messingstäben und Eisenstücken, die im Handelsverkehre mit den Negern als Tauschmittel dienen, die Bedeutung des Geldes aus dem Grunde absprechen, weil dieselben nicht bei uns als Wertmesser gelten.

Mit Recht verlangt *Max Müller* [14]), daß man die Religion der sog. Wilden „beurteile nicht nach dem, was sie zu sein scheint, sondern nach dem, was sie ist: ja noch mehr, nicht nur nach dem, was sie ist, sondern nach dem, was sie sein kann oder sein möchte im Herzen ihrer besten Bekenner.“ Man darf also beispielsweise die Religion der weitverzweigten Kaffernfamilie ebensowenig nach den gottlosen Reden und Gebräuchen der schwarzen Epikureer Natals, einer aus zersprengten Völkerresten zusammengewürfelten Bevölkerung, beurteilen, als man den religiösen Bestand der deutschen Volksseele nach dem gotteslästerlichen Unglauben gewisser Lebemenschen und Umsturzmänner abzuschätzen befugt ist. Billigkeit in der Beurteilung der Negerreligion haben auch jene Berichterstatter nicht geübt, welche nur die äußerliche Seite derselben, namentlich die abstoßenden und abgeschmackten Formen und Gebräuche, ins Auge faßten, ohne darüber nachzudenken, ob nicht in der Tiefe des Gemütes mehr Glaube vorhanden sei, als im äußeren Leben sich darstellte und fremder Beobachtung sich darbot. Die von der Religion der afrikanischen Naturvölker nichts Besseres zu sagen wußten, als daß dieselbe in Fetischismus aufgehe, haben eine Belehrung erteilt, die schlechter ist, als gar keine, da sie nicht bloß in breiteren Schichten irrige Vorstellungen über den Begriff und die Bedeutung des sog. Fetischdienstes erweckte, sondern auch manche Religionsforscher in vorgefaßten Meinungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion bestärkte. *Max Buchner* [15]), tadelt die bequemen Schlagwörter „Fetischreligion“ und „Fetischanbetung“ als „Wortschwall“, für den er eine Grundlage nicht habe auffinden können. Daher hört man nicht ohne Kopfschütteln denselben geistvollen Reisenden im Widerspruche mit den Missionären und mit sich selbst an einer anderen Stelle sagen: „Der Neger ist psychisch so ungeheuer gesund, daß er unserer Religion, als der mächtigen, täglich und stündlich zu gebrauchenden Universalmedizin, die uns schwarzgalligen Europäern allerdings unentbehrlich ist, gar nicht bedarf. Für seine kleinen und kurzen Anwandlungen seelischen

Mißbehagens genügen ihm die einfachsten Hausmittelchen, wie Götzenfigürchen, geweihte Würfelchen, Beinchen und Schneckenhäuschen, Zauberlatwerge und sonstiger Krimskrams“ [16]). Demnach müßten wir, um den Ruf vollkommener Geistes- und Gemütsgesundheit zu retten, die Religion des Kreuzes mit der des Fetisches vertauschen, und der Neger dürfte unsern Missionären sagen: kehret heim und predigt hysterischen Weibern, gallenkranken Männern und griesgrämigen Greisen; wir sind nicht seelenkrank. „Soviel ist sicher“, behauptet *Hugo Zöller* [17]), „daß das, was man gewöhnlich über Fetischismus und die Anbetung der rohen Materie liest, eher danach angethan ist, eine nicht verzeihliche Unwissenheit zu verschleiern, als den Leser über die mannigfaltigen und höchst verwickelten Religionssysteme der Neger, ihr Priestertum, ihre Mönchs- und Nonnenklöster, ihre religiösen Laien-Orden, über den in griechisch-römischem oder vielmehr altägyptischem Stil bevölkerten Olymp und die seltsame Tierverehrung an der Sklaven- und Goldküste oder über die einfachere Naturanbetung im Kamerun-Gebirge aufzuklären.“ Die westafrikanischen Heiden, welche bekanntlich zuerst Fetischanbeter genannt wurden und auch jetzt noch öfters so genannt werden, stehen in Bezug auf Religion hinter den meisten Naturvölkern kaum zurück.

Schon vor dreißig Jahren hat *Theodor Waitz* [18]) als Ergebnis genauer und gewissenhafter Untersuchungen die Thatsache feststellen zu dürfen gemeint, daß mehrere Negerstämme, bei denen ein religiöser Einfluß seitens kultivirter Völker sich nicht nachweisen oder vermuten lasse, in der Ausbildung ihrer religiösen Vorstellungen viel höher ständen, als fast alle andern Naturvölker, so hoch, daß wir sie, wenn auch nicht Monotheisten nennen, doch auf die Grenze des Monotheismus stellen dürften, obschon auch ihr Glaube mit einer Unsumme groben Aberglaubens vermischt sei, der seinerseits wieder die reineren religiösen Gedanken anderer Negerstämme gänzlich zu überwuchern scheine. In welchem Sinne von einem Monotheismus der afrikanischen Schwarzen geredet werden dürfe, wird sich uns später des Näheren ergeben. Schon hier sei bemerkt, daß wir uns hüten müssen, unbekümmert um die derb sinnliche und beschränkte Vorstellungsweise des Negers aus den Benennungen „höchstes Wesen“ und „Schöpfer aller Dinge“ den vollen Gottesbegriff im Sinne eines rein geistigen Monotheismus herauszuhorchen, aus denselben

mittels unseres Schlußverfahrens Folgerungen zu ziehen, die um ihrer Selbstverständlichkeit willen auch als geistiges Negereigentum angesehen werden dürften. *Henry Drummond* [19]) meint, unsere Weltanschauung sei von der des Afrikaners ebenso verschieden, als unsere Hautfarbe von der seinigen verschieden ist. Jedenfalls sind unsere Begriffe von Wesen, Geist und Person, unsere Unterscheidungen von Seele und Körper, von Welt und Gott dem in seinem ganzen Dichten, Denken und Trachten im Banne des Naturlebens stehenden Naturmenschen nicht geläufig. Seine Auffassung des Geistigen ist in einem Maße von Sinnesbildern durchsetzt und verunreinigt, daß dasselbe mit einer dem „Perisprit" des modernen Spiritismus vergleichbaren Leiblichkeit bekleidet und den Zuständen eines höheren, verklärten Leibeslebens unterworfen gedacht wird. Der Neger pflegt über das höchste Wesen mehr zu phantasieren, als zu philosophieren oder, wie die Basuto sich ausdrücken, viel von ihm zu träumen und wenig zu denken. Gott ist ihm daher nicht ein reiner Geist in unserem Sinne, sondern unkörperlich und unsichtbar im Vergleiche zur groben Körperlichkeit der Erscheinungswelt. Der strenge Monotheismus setzt ferner den Besitz eines Weltbildes voraus, mit dem eine enge, vom heimatlichen Horizonte umgrenzte Weltvorstellung sich nicht deckt. Der Neger denkt zunächst an den Schöpfer seiner Fluren und Wälder, an den Gott seines Volkes oder Stammes, wenn er vom höchsten Wesen redet. Überdies haftet sein vom Tagesbedürfnisse beanspruchter und von der nächsten Naturumgebung beschäftigter Sinn mit Vorliebe an den Schutzgeistern seines Hauses und Wohnortes. Mit Ehrfurcht und Vertrauen wendet er sich an die Vorfahren, besonders an die Väter seines Stammes. Der Menschheitsvater aber erscheint ihm bereits in verblaßten und verschwommenen Zügen; die ererbten Überlieferungen sind zu dürftig und schattenhaft, um sein Gefühl für weite Beziehungen empfänglich zu machen. Endlich pflegt er seine Fürsten, die er mit göttlicher Macht ausgestattet wähnt, als sichtbare Vorsehung zu verehren.

Nichtsdestoweniger würde das religiöse Bewußtsein der Negerrasse durch die Behauptung verkürzt, dasselbe habe sich nicht bis zum Gott-Vater erhoben. *Waitz'* günstiges Urteil würde weniger überrascht haben, wenn den Berichten älterer Kenner, wie *Barbots*, *Des Marchais'*, *Loyer*, *Bosmans*, *Winterbottoms*

u. a., die verdiente Beachtung geschenkt worden wäre. Der englische Missionar *J. Leighton Wilson* [20]), der Hauptgewährsmann *Waitz'*, schreibt: „Der Glaube an ein höheres Wesen, als den Schöpfer und Erhalter aller Dinge, ist in Nordguinea allgemein. Auch ist dieser Begriff keineswegs unvollkommen oder dunkel entwickelt: er ist im Gegenteile der sittlichen und geistigen Natur des Volkes so tief eingeprägt, daß der Neger jedes System von Atheismus für viel zu lächerlich und abgeschmackt hält, als daß es einer Verneinung oder Bekämpfung bedürfte. Alles, was in der Natur außerhalb der Macht des Menschen oder der Geister, welche man für etwas Höheres, als die Menschen hält, sich ereignet, wird bereitwillig als etwas von Gott Ausgehendes anerkannt. Alle Stämme des Landes, mit welchen der Verfasser bekannt geworden ist, und es sind deren nicht wenige, haben für Gott einen Namen, manchmal auch wohl einen doppelten oder dreifachen, durch den die verschiedenen Eigenschaften Gottes als Schöpfer, Erhalter und Wohlthäter bezeichnet werden." Ein ähnliches Urteil fällt *Wilson* über die Religion der Eingebornen Südguineas, und *Livingstone* [21]) erklärt auf Grund eigener Beobachtungen, daß dasselbe die Frucht genauer persönlicher Nachforschung sei. „Auch wir haben", fügt er hinzu, „keinen Afrikaner gefunden, in welchem der Glaube an das höchste Wesen nicht eingewurzelt war. . . Der afrikanische Urglaube scheint der zu sein, daß es einen allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde giebt." Die Aussagen der neuesten Afrikaforscher schließen jeglichen Zweifel darüber aus, daß zahlreiche Negervölker Westafrikas, die früher als Fetischdiener den Europäern vorgestellt zu werden pflegten, an Götter oder gar an einen höchsten guten Gott und Weltschöpfer glauben und denselben mit besonderen Namen bezeichnen, daß mithin der monotheistische Gedanke ihnen keineswegs durchaus fremd geblieben sei. Die Pole des religiösen Denkens der Süd- und der Ostafrikaner sind nach dem Urteile *Merensky's* [22]) Gottesglaube und Geisterglaube: „die Neger sind Monotheisten und Spiritisten; sie haben eine dunkle Ahnung vom Dasein eines allgegenwärtigen, allmächtigen Gottes; überall, bei allen Stämmen findet man einen Namen für das göttliche Wesen."

Gustav Fritsch [23]), ein gewiegter Kenner Südafrikas, bestreitet den letzten Satz und schließt mit Unrecht aus dem Mangel des Gottesnamens auf die Abwesenheit des Gottesbewußtseins. Gerade

die Sprache eines südafrikanischen Volkes hätte ihm Bedenken gegen seine Schlußfolgerung einflößen können. Wie *C. G. Büttner* [24]) mitteilt, besitzen nämlich die Herero keinen besonderen Ausdruck für den Todesbegriff, da sie das Wort „sterben" ohne weiteres auch auf bloße Ohnmachten und dergl. anwenden. Ebenso gebrauchen sie das Wort „töten" (oku-zepa), wenn einer dem andern das geringste Leid zugefügt hat. „Der Himmel war blau zu Zeiten der vedischen Dichter, der Anbeter Ahuramazdas, der jüdischen Propheten, der homerischen Sänger; aber obgleich sie das Blau des Himmels sahen, kannten sie es nicht und hatten keinen Namen für das, was des Himmels recht eigene Farbe ist, das Himmelsblau" [25]). Sir *John Lubbock* [26]) erwähnt die auffallende Thatsache, „daß die Algonkinsprache, obgleich sie eine der reichsten ist, keinen Ausdruck für ‚Liebe' besitzt, und sich *Elliot* daher, als er ihnen im Jahre 1661 die Bibel übersetzte, gezwungen sah, einen zu erdenken. Die Tinnehsprache enthält ebenfalls kein Wort, welches ‚Liebhaber' oder ‚geliebt' ausdrückt." Wem aber wird es heute noch einfallen, diesen Stämmen ein menschliches Gemüt und die Gefühle der Liebe streitig zu machen? Sehr treffend bemerkt daher *Karl Hillebrand*: [27]) „Von der Abwesenheit gewisser Wörter auf die Abwesenheit gewisser Ideen und Gefühle zu schließen, ist ein trügliches Spiel, das meist irre führt. Geben wir zu, daß die Franzosen kein Wort für ‚listener' (Zuhörer, Aufhorcher) oder für ‚dober' (nüchtern, im Sinne von ‚nicht betrunken') haben, weil sie nicht zu hören verstehen, und weil die Nüchternheit bei ihnen selbstverständlich ist. Aber daß die Franzosen keine Lehrer haben sollen, weil sie das Wort nicht besitzen, daß die französischen Backfische nicht, wie die englischen, ihre Köpfe zusammenstecken und kichern sollen, weil das Wort ‚giggle' im Französischen kein genaues Äquivalent hat, daß die Franzosen keine Reiternation seien, weil sie sonst ja ein einziges Wort für ‚reiten' hätten — das hieße behaupten, wir Deutschen putzten uns die Nase nicht, wüschen uns nicht, tafelten nicht, weil wir keine Wörter für Schnupftuch, Handtuch, Tischtuch (mouchoir, serviette, nappe) haben, hieße den Engländern vorwerfen, daß sie keiner dauernden Eindrücke fähig sind, weil sie das Wort ‚unvergeßlich' nicht besitzen. Wer ist impulsiver, als die Franzosen, die das Wort ‚impulsiveness' nicht kennen, wer angeregter, als sie, denen das Wort ‚Anregung' abgeht? Machen

die Franzosen keinen Unterschied zwischen Blume und Blüte, weil sie nur ein Wort für beides haben? Giebt ein Franzose nie einen Fußtritt, weil er fünf Worte braucht, um die Handlung auszudrücken, er, der eine eigene Wissenschaft der Fußtritte (la savate) hat? Kennt der Italiener, kannte der Grieche etwa die blaue Farbe nicht, weil der italienischen und der griechischen Sprache die spezielle Bezeichnung fehlt?" „Es wurde schon oft darauf hingewiesen", fügt *G. Roskoff* [28]) hinzu, „der Franzose habe keinen dem deutschen ‚Gemüt' entsprechenden Ausdruck, und doch wird niemand sämtliche Bewohner Frankreichs für gemütlos halten; dem französischen ‚esprit' entspricht kein deutscher gleichwertiger Sonderausdruck, und doch fehlt es unter Deutschen nicht an Leichtigkeit der Auffassung, verbunden mit Lebhaftigkeit der Phantasie; und ‚Humor', gerade den Germanen als eigentümlich zuerkannt, ist bekanntlich kein germanischer Ausdruck; schließlich ermangeln wir eines eigentümlichen Wortes für ‚Religion', auf deren Besitz der Deutsche doch berechtigten Anspruch erhebt."

Mit einer Vorstellung von Gott, dem Schöpfer und Herrn der Welt, sind auch die Negervölker vertraut, so unklar, unbestimmt und sinnlich gefärbt dieselbe, dem Geistes- und Gemütsleben wie dem Kulturzustande dieser Menschen entsprechend, immerhin sein mag. Wer zwischen dem Gottesgedanken und seiner Anwendung in der Naturauffassung und Lebensführung, zwischen dem Gottesbewußtsein und seiner Beziehung auf Naturgegenstände genau unterscheidet, entdeckt auch in den verschwommenen oder fratzenhaft entstellten Göttergestalten der tiefst gesunkenen Neger noch einen matten Widerschein, noch einige Züge des göttlichen Urbildes. Gott, vom Himmel her Wohlthaten spendend, Regen und Fruchtbarkeit sendend, die Herzen mit Nahrung erfreuend, [29]) hat sich auch dieser armen Rasse nicht gänzlich unbezeugt gelassen. Auch der afrikanische Schwarze gehorcht dem mächtigen Drange, Gott zu suchen, und er findet ihn, da er „nicht fern ist einem jeden von uns." Wie die abgebrochene Tonfolge einer Melodie uns reizt, nach einem Schlusse zu suchen, bevor wir darüber nachdenken, warum derselbe hinzukommen müsse, da unser Gemüt mit unverstandener und unwiderstehlicher Gewalt aus seiner unvollendeten Bewegung hinausstrebt, so treibt auch die Wahrnehmung der sichtbaren Welt zur Ahnung der unsichtbaren. Da die Wirkung eine Ursache,

die Welterscheinung einen Weltschöpfer, die Weltordnung einen Weltordner, das Pflichtgefühl einen Gesetzgeber voraussetzt, so gelangt auch der im Denken träge und ungeübte Geist ohne langes, mühsames Nachsinnen vom Bewußtsein des thatsächlichen Welt- und Selbstdaseins zu irgend einer Erkenntnis von Gott, dem Schöpfer. Nach einer Mitteilung des Missionars *Schmidt* [30]) pflegen die an der Goldküste sitzenden Ganeger zu sagen: „Moko tschwo gbeke Nyongmo", niemand kann ein Kind Gott lehren, d. h. ein jeder weiß ohne Unterricht, daß es einen Gott giebt. Daß auch der Wilde dem Ursächlichkeitsgesetze willig gehorcht, beweist die Eilfertigkeit, mit welcher er seiner Unkenntnis der nächsten natürlichen Ursachen durch Herbeiziehung außernatürlicher Kräfte zu Hilfe kommt und jede Lücke im Naturerkennen durch eine Geisterhand ausfüllt. Wegen der innernotwendigen Verknüpfung jeder nächsten Ursache mit der allerersten Ursache ist in der Erkenntnis irgend einer Ursache keimartig bereits die Ahnung oder Vorstellung jener ersten eingeschlossen, und die Verbindung beider erfolgt so leicht und unwillkürlich, daß die Reihe der Mittelursachen nicht zuvor ins klare Bewußtsein getreten zu sein braucht. Der Naturmensch verdankt also seine Gotteserkenntnis weder einem Drange nach wissenschaftlicher Naturerklärung, noch einem zielbewußten Forschen, sondern einer natürlichen Thätigkeit des gemeinen Verstandes: der Mensch ist religiös, weil er vernünftig ist. Der Verstand aber ist es nicht allein, der die elementare Gottesidee erzeugt. Die Religion ist nicht bloßes Wissen oder Glauben, sondern auch Wollen und Empfinden, nicht eine kalte Überzeugung oder Lehre, sondern warmes Leben und lebhaftes Üben; daher ist ihr Wurzelgrund nicht der tote Verstand allein, sondern der ganze innere Mensch, der durch die zahlreichen Bedürfnisse seiner erregbaren Natur an seine Gottbedürftigkeit gemahnt und bald durch diesen, bald durch jenen Antrieb zum Aufblicke nach oben veranlaßt wird. Die peinliche Abhängigkeit von der Natur, mancherorts zum Naturzwange verschärft, lehrt die Anrufung des Urhebers und Lenkers der Natur, die vielseitige Not im Daseinskampfe, die der Selbsterhaltungsdrang als bitteren Schmerz empfindet, späht nach übernatürlicher Hilfe: „Not lehrt beten." Im Gewissen erteilt eine fremde Stimme ihre Befehle. Dem Anblicke des unterdrückten Rechtes und des triumphierenden Unrechtes, der auch im rohen Gemüte einen Stachel zurückläßt,

folgt der Aufblick zu einem überirdischen Richter und Rächer, von dem die Beruhigung des hienieden unbefriedigten Gerechtigkeitsgefühles erwartet wird. Es bieten sich also auch dem Naturmenschen sowohl die Antriebe, Gott zu suchen, als die Führungen, ihn zu finden.

Und mit dem Gottesbewußtsein erwacht zugleich das sittliche Bewußtsein. Denn das Gewissen ist der religiöse Gedanke in einer besonderen Form, nämlich die mit sittlichem Inhalte erfüllte, von Pflichtgefühl begleitete Vorstellung vom höchsten Wesen, ist das Wissen, in welchem das Selbstbewußtsein sich mit dem Bewußtsein von Gott und dem Gewußtwerden durch Gott zur Einheit verbindet. Das Gefühl der Abhängigkeit von einem höheren Machtwillen setzt sich um in das Pflichtgefühl der persönlichen Beziehung zu ihm, der Achtung vor ihm und der Unterwerfung unter ihn. Diese Beziehung kann getrübt, gefälscht, durch die Geisterwelt, die ungebürlich zwischen Gott und den Menschen gestellt wird, verschoben sein: gänzlich abgeschnitten ist sie nicht, da jene geistigen Mittelwesen ihre Machtstellung, ihr Gesetzgebungsrecht und Richteramt im Namen und Auftrage des Schöpfers beanspruchen und behaupten. Irgend eine, wenn auch noch so lockere, Gebundenheit des menschlichen Willens an den göttlichen Willen gehört zum Gehalte einer jeden Religion, die auf diesen Namen Anspruch erhebt.

Es ist aber eine irrige, wenngleich von manchen Religions- und Sittenforschern, Kultur- und Urgeschichtschreibern vorgetragene Ansicht, daß die niedrigen Religionsformen den Begriff des Sittlichen in sich nicht aufgenommen haben. Mit Unrecht heißt es, der Naturmensch sei aller sittlichen Triebkraft und Erkenntnis bar, habe kein Gewissen, gehorche stets der Neigung, der Lust oder Unlust, und nie der Pflicht, kenne keinen Unterschied zwischen gut und bös, zwischen Tugend und Laster, sondern betrachte alle menschlichen Handlungen und Eigenschaften als sittlich gleichgiltig oder gleichwertig. Allerdings ist der Naturmensch, als sinnlich natürlicher Mensch, nur zu oft ein Kind des Augenblickes, ein Spielball der Naturtriebe, ein Knecht niederer Leidenschaften und lasterhafter Gewohnheiten, obwohl bei weitem nicht jeder sog. Wilde wahrhaft wild oder jener Teufelsmensch ist, zu dem einseitige Beurteiler, wie schwarzsehende Reisende und geärgerte Kaufleute, Sklavenhändler und Sklaven-

jäger den von Rousseau erträumten Tugendengel gestempelt haben. Solchen Berichterstattern verdanken wir auch die abschreckend düsteren Charakter- und Sittengemälde der Negerrasse, die nur zu gut zur tiefschwarzen Hautfarbe des typischen Negers passen. Daß viele Völker dieser Rasse mit Leidenschaften und Lastern der hassenswürdigsten Art befleckt sind, darf nicht bestritten werden. Allein neben solchen Tadlern, die wie zur Erhöhung der eigenen Tugendhaftigkeit, vielleicht zur Beschönigung eigener Missethaten in den Gesichtszügen der Afrikaner nichts anders, als tierische Sinnlichkeit, Grausamkeit und Blutgier, Unredlichkeit und Untreue, Verlogenheit und Verschmitztheit, Selbstsucht und Dünkel, Träumerei und Arbeitsscheu lesen mochten, giebt es eine nicht geringe Anzahl zuverlässiger Gewährsmänner, die während ihres langen Aufenthaltes unter Negerstämmen alle wahrhaft menschlichen Empfindungen und Regungen, alle Tugenden und alle edlen Beweggründe der Sittlichkeit, deren die Kulturmenschheit sich rühmen darf, wahrnehmen konnten. [31]) *Hepworth Dixon* [32]) hat den Kapitän *Anthony* sagen hören, „daß, wenn er in den amerikanischen Südstaaten ein gutes Herz finden wollte, er nach einem solchen unter einer schwarzen Haut suchen würde; wenn er einen guten Kopf zu entdecken wünschte, er einen solchen unter wolligem Haare suchen müßte." Dieser Ausspruch soll vielleicht mehr den Sklavenherren zur Unehre, als den Sklaven zum Ruhme gereichen. Auch innerhalb der afrikanischen Rasse besteht eine bedeutende Verschiedenheit der Charakter- und Sittenzustände und zwar eine größere, wie der erfahrene *Hugo Zöller* [33]) meint, „als unter allen zwischen Cadix und Moskau lebenden Völkern Europas." Man darf daher weder die hervorstechenden Tugenden, noch die eigentümlichen Laster eines Stammes auf die ganze Rasse ausdehnen. Den sittlichen Charakter der Negerbevölkerung in einem Gesamtbilde zu zeichnen, ist unmöglich.

In der natürlichen Anlage zur Sittlichkeit steht der Neger wenigstens den verwahrlosten Gliedern der gesitteten Gesellschaft nicht nach. Im natürlichen Wachstumsprozesse aber überwuchert in der Regel das Unkraut der Sünde die Tugendblüten; auch der sich selbst überlassene Afrikaner verwildert; dieser Wildling ist jedoch veredlungsfähig und unter der Hand eines geschickten und geduldigen Erziehers bereits veredelt worden, obwohl die edlen Keime der Negernatur durch die Ungunst der religiösen

und gesellschaften Verhältnisse, nicht zum wenigsten durch die Sklaverei, in ihrer Entwickelung gehemmt und zum Teil fast erstickt worden sind. „Heidentum und Sklavenhandel", schreibt *L. Wilson* [34]), „haben ihr Möglichstes gethan, edle Regungen im afrikanischen Menschenstamme zu vertilgen, aber sie haben dieselben nicht auszurotten vermocht. Es bedarf nur des belebenden Einflusses des Christentums, um dieses Geschlecht zu einem der liebenswürdigsten und liebevollsten Völker der Erde zu machen." Die Unverbesserlichkeit oder Gesittungsunfähigkeit der afrikanischen Eingebornen ist längst als eine von unlauteren Beweggründen eingegebene Verdächtigung derselben durchschaut worden. Die Gottesstimme, die in jeder menschlichen Brust sich vernehmen, wenigstens in keiner sich gänzlich oder auf die Dauer zum Schweigen bringen läßt, redet auch in den Herzen der Neger. „Ihre Vorstellung vom sittlich Bösen unterscheidet sich in keiner Weise von der unsrigen", sagt *Livingstone*; jedoch darf dieses Urteil ebensowenig auf die ganze Rasse ausgedehnt werden, als die andere Behauptung des negerfreundlichen Mannes, daß das afrikanische Sittengesetz nur durch das Verbot der Vielweiberei bereichert zu werden brauche [35]). „Der Neger aber weiß", wie *Oskar Lenz* [36]) bezeugt, „recht wohl zu unterscheiden, was gut und was böse ist. Hat er nun irgend eine Schlechtigkeit vorbereitet, die Ausplünderung eines Europäers oder sonst etwas, so kommt es gar nicht selten vor, daß er sein Fetischidol, das ihm in diesem Falle ein unbequemes Gewissen ist, einfach vergräbt, damit dasselbe nicht Zeuge seiner Schandthat sein kann. Und dabei dürfte wohl die Tiefe, in welche er seine Gottheit verbirgt, in direktem Verhältnisse zu der Abscheulichkeit der beabsichtigten Unternehmung stehen." Die Gewissenssprache der afrikanischen Schwarzen redet infolge religiöser Irrungen manchmal in äußerst seltsamen, befremdlichen Lauten, infolge tief eingewurzelter Leidenschaften und Laster nicht selten in leisen, gebrochenen Tönen; dieselbe klingt unserm Ohr sehr häufig als eine unartikulierte und unverständliche, zugleich aber als eine ungestüme und unerbittliche.

Der Neger macht sehr wohl einen sittlichen Unterschied zwischen Wahrhaftigkeit und Lüge, zwischen Ehrlichkeit und Unredlichkeit, zwischen Treue und Wortbruch. Die Übung der gesellschaftlichen Tugenden dem Stammesgenossen gegenüber hält er für

eine strenge Pflicht, dagegen dem Feinde wie auch dem Fremden gegenüber, in dem er leicht und manchmal nicht mit Unrecht einen Feind wittert, oft für einen Mangel an Vorsicht und Klugheit: Diebstahl oder Betrug am Eigentume des gewinnsüchtigen, sich weise dünkenden weißen Händlers pflegt er sich nicht als schlimmes Vergehen anzurechnen. Wird er aber ertappt, so entschuldigt er sich mit freundlichem Grinsen: „Yes, Masser, this time devil catch me", ja Herr, diesmal packte mich der Teufel; wird er geprügelt, so findet er im Falle des Schuldbewußtseins diese Strafe durchaus in der Ordnung, bietet auch wohl von selbst seinen Rücken mit den Worten dar: „Drive the devil out, Masser", treibe den Teufel aus, Herr! [37]) Auch der Neger spürt den Zwiespalt seiner Natur, „das Gesetz in seinen Gliedern, welches dem Gesetze des Geistes widerstreitet", den Stachel der bösen Begehrlichkeit, und da er diesen Feind seines bessern Selbst als ein in seinem Innern hausendes Wesen empfindet, verlegt er die Wurzeln der Sünde in die Tiefe des Grund- und Urbösen. Ich habe zwei Herzen, die miteinander im Streite liegen, pflegt der Kosakaffer zu sagen; zum Unterschiede vom fleischlichen Herzen (Ipapu) nennt er das andere, d. i. das Gemüt, Intliziyo und in der Gewissensangst greift er auf die Brust. [38])

Infolge der fatalistisch-pessimistischen Natur- und Lebensanschauung aber ist das Bewußtsein der sittlichen Freiheit verdunkelt, und die sittliche Thatkraft gelähmt; die angeborne und durch Gewohnheiten großgezogene Neigung zum Laster wird als eine Art Naturzwang empfunden. Wie die Naturübel, so werden auch die sittlichen Übel zu gern auf ein unabwendbares Schicksal zurückgeführt oder als unheilbare Schwächen beschönigt. „Gutes thun", meinte der berühmte Basuto-Häuptling Moshesh, „ist dasselbe, wie einen Stein den Berg hinanrollen; das Böse dagegen kommt von selbst, wie der Stein den Abhang hinunterrollt" [39]). Die Kosa entschuldigen ihre Verkehrtheit als ein schlimmes Verhängnis und weisen hin auf Gott, der ja ihre Herzen ändern und Satan überwinden könne. [40]) So mißdeutet der Neger „das Gesetz in den Gliedern", von dem der Apostel redet, als ein solches, das man mit Erfolg nicht bekämpfen könne und daher auch nicht zu bekämpfen brauche. Es ist eine unbestreitbare Thatsache der Seelenkunde, daß das Gemüt, der Schauplatz und Träger der sittlichen Triebkräfte, sich nicht der vollen Freiheit erfreut, sondern

infolge seiner Abhängigkeit vom rein sinnlichen, auf die leibliche Erhaltung und Fortpflanzung gerichteten Begehren zahlreichen Beeinflussungen ausgesetzt ist, die, der Vernunftaufsicht und der Willensmacht mehr oder weniger entzogen, die Übereinstimmung des freien Strebens und Handelns mit den Geboten der Vernunft und Sittlichkeit erschweren: der erdwärts gerichtete Sinn, der seiner Natur nach von sittlichen Zwecken nichts weiß, hemmt nicht nur den aufwärts strebenden Geist, sondern zieht ihn leicht in die niedere Sphäre hinab. Und das Bedürfnis, die sittliche Beschaffenheit der Handlungen zu prüfen und im Gewissen zu empfinden, meldet sich um so schwächer und seltener an, je mehr Spielraum den rohen Naturtrieben durch Überlieferung, Sitte und Gewohnheit gewährt wird. Die tägliche Erfahrung belehrt uns, wie wir selbst in den gewöhnlichen Fragen und Fällen kaum noch darüber nachdenken, ob wir uns auf dem rechten Wege befinden, daß wir mit schnellem Blicke und entschlossenem Gemüte über dieselben hinweggehen; die Einflüsse der gesellschaftlichen Umgebung, herrschende Sitten und Gewohnheiten, Standesrücksichten und Geschäftsbräuche beschleichen und bestechen unvermerkt unser sittliches Denken und Empfinden. In viel größerem Maße wird die sittliche Anschauungs- und Handlungsweise des Naturmenschen durch die Gewohnheiten des kulturarmen Lebens bestimmt; er entdeckt keine Spur von sittlichen Bedenken, Schwierigkeiten und Aufgaben in Lebenslagen, wo ein durch sittliche Bildung und Übung geschärftes Gewissen in Ratlosigkeit und Pein versinken würde. Der Neger ist wie alle Naturmenschen auf die „Weisheit der Gasse“ oder, sagen wir lieber, auf die Weisheit der Wildnis angewiesen, in der manche Laster als Stammessitten geduldet sind, andere infolge religiöser Irrungen als Stammessatzungen angesehen werden. Kampflos erliegt die bessere Natur des Einzelnen diesen ihm zur zweiten Natur gewordenen Roheiten, und es ist nicht zu verwundern, daß er nun auch in seinem sonstigen Leben manchmal imstande ist, seine gute Laune gegen die Antriebe und Anklagen seines Gewissens erfolgreicher zu behaupten, als gegen die Unbilden der Witterung oder gegen eine Verstimmung, die nach Magenüberladung und andern Ausschweifungen sich bei ihm einzustellen pflegt. Sein Gewissen gleicht einem Instrumente, daß verstimmt und stellenweise tonlos ist, jedoch auch Tasten von seltener Klangstärke hat.

Der schwarze Mann ist stark in der Bejahung und Befriedigung roher Naturtriebe, aber nicht minder stark, oft noch stärker in religiöser Gewissenhaftigkeit, von der er auf jedem Schritt und Tritt geleitet, aber leider sehr oft nicht zu wahrer Sittlichkeit geführt wird. Sein persönliches, häusliches und gesellschaftliches Leben ist durch ungezählte Sitten und Satzungen geregelt, die eine religiöse Weihe an sich tragen und daher mit einer Genauigkeit beobachtet werden, die manchen sich fromm dünkenden Christen oder Mohammedaner beschämen könnten. Seine Sittlichkeit ist nicht auf selbstgemachte, weltlich-menschliche, sondern auf religiöse, wenn auch oft irrige Grundsätze gestellt. Was ihn bändigt und bindet, ist nicht der „kategorische Imperativ der autonomen Vernunft", sondern ein fremder, höherer Wille, den ihm seine Religion verkündet. Sein Glaube ist eine Schranke, vor der seine ungestüme, stürmende Leidenschaft stets Halt macht. Die Gebote und Gebräuche seiner Religion wagt er nie zu verletzen; ein Sakrileg zu begehen, ist er fast unfähig. Um keinen Preis in der Welt würde er einen Eid oder sein Wort brechen, bei dem er die Gottheit, die Geister oder seine Fetische angerufen hat, einen Gegenstand anrühren, der dem profanen Besitze oder Gebrauche entzogen ist. So lästig, peinlich und selbst grausam die Vorschriften seines Aberglaubens, die Quixille oder Kissile, wie sie im südlichen Äquatorialafrika heißen, sein mögen: er übertritt sie nicht und umgeht sie nicht. Der rechtgläubige Israelit kann das Beschneidungsgebot, die Speise- und Reinigungsgesetze wie die Opfergebräuche nicht gewissenhafter beobachten, als der heidnische Afrikaner dies alles thut. Die Mißdeutung des Bösen zur Naturmacht hemmt nur das Verantwortlichkeits- und Schuldbewußtsein, hebt es aber nicht gänzlich auf. Keine Regung des Gewissens ist dem Neger fremd: er empfindet Gewissensdruck und Gewissensangst, Gewissenstrost und Gewissensfreude. Sein stetes Sinnen und Trachten ist darauf gerichtet, die Wünsche jener unsichtbaren Mächte, von deren Eingreifen er sein Wohl und Wehe abhängig glaubt, zu erkennen und zu erfüllen; er weiß kein schlimmeres Unglück, als die Geister oder Fetische zu beleidigen; die Angst vor ihrem Zorne vermag ihn in unheilbare Schwermut zu stürzen; dieselben wieder zu versöhnen, ist der Hauptgegenstand seiner Sorge und Mühe, und zu diesem Zwecke legt er sich mit einem Opfer- und Hel-

demmute, der manchmal eines christlichen oder indischen Büßers nicht unwürdig wäre, die schmerzlichsten Entsagungen auf. Wie er seiner Sünden wegen den Zorn der Geister fürchtet, so baut er bei ruhigem Gewissen auf ihre Hilfe, und im Vertrauen auf ihr wunderbares Eingreifen zur Rettung der Unschuld unterwirft er sich herzhaft dem Gottesurteile. Sein Wohlergehen erscheint ihm als Lohn für sein Wohlverhalten gegen die Unsichtbaren und jedes Übel als Strafe für Beleidigungen derselben.

Die dem Negergemüte tief eingepflanzte Liebe und Ehrfurcht gegen die Eltern steigert sich zur Ahnenverehrung, die besonders m Fetischdienste sich nach außen hin kundgiebt. Ein Missionar ragte ein Beninneger nach der Bedeutung eines großen, mit Öl übergossenen Fetisches: „das ist mein Vater!“ erhielt er zur Antwort. Und hierauf erzählte der Schwarze von dem Begräbnisse des Verstorbenen. „Wir gaben ihm viel Tafia zu trinken, boten ihm schöne Stoffe an, damit er immer einen guten Schurz hätte, schenkten ihm Muschelgeld, Sklaven zu kaufen, und reichten ihm einen Säbel und ein Messer. Auch ließen wir ihn das Blut von einem Hahne, von einer Ziege und einem Affen trinken. Siehe nur, was ich ihm noch täglich gebe: dieses Öl muß er trinken, mit jenem muß er sich einreiben, um kräftig und gewandt zu bleiben; da hat er auch Kola (Früchte), Wasser und alles, dessen er bedarf, um gut zu leben. Morgens und abends komme ich, ihn zu fragen, was er nötig habe.“ [41]) Der Neger ehrt seine Fürsten und Häuptlinge als Stellvertreter Gottes und als sichtbare Schutzgeister, schmückt sie mit den höchsten Namen und beugt sich mit einer Unterwürfigkeit und Ehrfurcht, die keine Grenzen kennt, unter ihre Macht, die er als Abglanz und Ausfluß der göttlichen Majestät ansieht; und sind sie aus dieser Zeitlichkeit geschieden, so werden sie zu Stammes- oder Landesbeschützern eingesetzt. Die Totenverehrung allein bannt jeden Zweifel, daß unter den afrikanischen Eingebornen das Verhältnis des Menschen zum Menschen nicht durch sinnliche Liebe und knechtlichen Gehorsam begrenzt ist, sondern einen sittlich-religiösen Charakter besitzt. Aus irregeleiteter Religiösität aber wird der Neger nicht bloß hart gegen sich selbst, sondern auch herzlos gegen seine Mitmenschen; sittlich gleichgiltige Handlungen stempelt er zu schweren Sünden und blutige Gräuelthaten, wie die Tötung der Kriegsgefangenen und die Menschenopfer am Grabe, zu religiösen Pflichten.

So wenig es den Agenten des Atheismus gelungen ist, im „dunklen Erdteile“ ein religionsloses Volk zu entdecken, ebensowenig ist je ein glaubwürdiger Reisender daselbst einem Stamme begegnet, der ohne Gewissen, ohne alle sittlichen Grundsätze und Gesetze dahinlebte. Die meisten Negervölker aber verkennen ebensosehr die Beziehung des Gewissens auf Gott, wie das Verhältnis Gottes zur Welt. Nach ihrer Meinung nämlich hat der Weltschöpfer auf die Weltregierung verzichtet und dieselbe geistigen Mittelwesen, Naturgeistern und bevorzugten Menschenseelen, übertragen. Daher hat ihr Gottesgedanke nicht die entsprechende Gottesverehrung und Gottesfurcht im Gefolge. Sie glauben an eine physische wie an eine moralische Weltordnung, stellen aber die eine wie die andere gern unter die Aufsicht und Obhut der Geister. Sie besitzen ein Pflicht- und Rechenschaftsgefühl, irren aber meist in der Beziehung desselben auf den höheren Vergelter, da im Hintergrunde ihres Natur- und Sittlichkeitsbewußtseins die Geister spuken. Von ihnen sieht sich der Neger überwacht und ihnen gegenüber fühlt er sich verantwortlich für all sein Thun und Lassen. Ihr Wunsch ist ihm heiligstes Gesetz, ihr Wohlwollen und Wohlgefallen ist seine Herzensfreude, ihr Zorn sein heftigster Kummer, ihre Rache der Untergang seines Lebensglückes und seines Lebens. Der Gottesglaube besteht neben dem Geisterglauben fort, der Gottesdienst aber ist durch den Geisterdienst und die Gottesfurcht durch die Geisterfurcht verdrängt, wenigstens äußerst zurückgedrängt. Nichtsdestoweniger darf gesagt werden, daß die heidnischen Afrikaner durchschnittlich in ihrer Weise fromm und gewissenhaft sind; gottlose oder gewissenlose Stämme nach unserem Begriffe giebt es unter ihnen nicht.

Offene Gottesleugnung und Gewissensverleugnung sind überhaupt nicht Anzeichen oder Folgen der Kulturarmut oder der Halbkultur, sondern, wie *V. v. Strauß-Torney* [42]) treffend bemerkt, „das Ergebnis einer aushöhlenden, gemütsabstumpfenden Überkultur.“ Trotzdem die Neger mit ihrem Dichten und Trachten sich so sehr dem Materiellen zuwenden, giebt es doch unter ihnen keine Materialisten im religionsfeindlichen Sinne. Dann erst, nachdem sie längere Zeit das Beispiel der Stoffvergötterung und des Fleischeskultes vor Augen gehabt und den „Gifthauch“ der Civilisation eingeatmet haben, fangen sie an, dem theoretischen Materialismus zu verfallen und gleich ihren Lehrmeistern den

den Glauben an Gott und an ein ewiges Leben für einen überwundenen Standpunkt zu erklären. „Civilisierte“ Neger dieser Art, die widerlichste Spielart unter den zahlreichen schwarzen Karikaturen des Kulturmenschen, sind auch in Afrika bereits zu finden. König *Georg Peppel* von Bonny, ein gefürchteter Menschenfresser, der in London civilisiert, d. h. mit Kulturfirnis übertüncht worden war, dachte und redete ganz im Geiste *Voltaires,* zu dessen Denkmal auch er einen Beitrag spendete. Der Engländer *J. Smith* nahm jede Gelegenheit wahr, mit diesem Gotteshasser ein religiöses Gespräch anzuknüpfen, aber vergebens. „Ich wußte nun,“ schreibt derselbe, „daß ferner mit ihm nichts anzufangen sei, und ließ den Gegenstand fallen. Indem ich vom Sterben sprach, hatte ich eine zarte, sehr empfindliche Saite berührt. König Peppel sah nun wild und grämlich aus, der Ausdruck in seinem Gesichte wechselte rasch, und er war innerlich sehr aufgeregt. Endlich gebärdete er sich heftig, sein Antlitz zeugte von wildem Grimme, und er fuhr dann mit den Worten heraus: ‚Wenn ich Gott hier hätte, so würde ich ihn auf der Stelle totschlagen.‘ Nach so diabolischen Worten trat ich voll Entsetzen einen Schritt zurück. ‚Ihr möchtet Gott totschlagen, König Peppel? Ihr schwatzt, wie ein Verrückter, Ihr könnt Gott nicht totschlagen. Aber angenommen, Ihr könntet ihn umbringen, dann würde ja alles gleich aufhören; denn er ist ja der Geist, welcher das Weltall zusammenhält. Er aber kann Euch töten.‘ ‚Ich weiß, daß ich ihn nicht totschlagen kann, aber wenn ich ihn totschlagen könnte, so würde ich ihn totschlagen.‘ ‚Wo lebt Gott?‘ ‚Dort oben.‘ (Er zeigte nach dem Himmel.) ‚Aber weshalb möchtet Ihr ihn denn totschlagen?‘ ‚Weil er die Menschen sterben läßt.‘ ‚Aber, mein guter Freund, Ihr möchtet doch nicht etwa ewig leben? Oder möchtet Ihr das?‘ ‚Ja, ich möchte immer leben.‘ ‚Aber nach und nach werdet Ihr alt und schwach, wie jener Mann dort. (In der Nähe stand ein blinder, abgemagerter Mensch.) Ihr werdet lahm und taub werden, wie dieser, und blind obendrein, und habt kein Vergnügen mehr auf der Welt. Wäre es nicht besser, Ihr stürbet vorher und machtet Eurem Sohne Platz, wie Euer Vater Euch Platz gemacht hat?‘ ‚Nein, das will ich nicht, ich will bleiben, wie ich bin!‘ ‚Aber bedenkt doch: wenn Ihr nun nach dem Tode an einen Ort kämet, wo es schön und herrlich ist und‘ — ‚Nein, das will ich nicht, ich will

nicht sterben!“ [43]). Der schwarze Angolese *João Gonsalves* giebt uns durch *Hermann Soyaux* [44]) eine nicht ungeschickte Negerapologie zum besten, die indes deutlich genug verrät, daß der deutsche Negeranwalt seinem Lebensretter Gedanken und Worte eingegeben und, wie es scheint, sogar eine Privatvorlesung über *Ed. v. Hartmanns* „Philosophie des Unbewußten“ und „Selbstzersetzung des Christentums“ gehalten habe. Derselbe redet wie ein moderner Pessimist, der seinen Weltschmerz mit dem Programme eines ausschweifenden Lebensgenusses sehr wohl zu vereinigen versteht. Allerdings ist die Weltanschauung des Negers eine pessimistische, aber sie ist frei von jener Lebensverleidung oder, um mit *Byron* zu reden, von der „eklen Sattheit“, die als unvermeidliche Wirkung häufiger Erschöpfungszustände übersättigte und ausgemergelte Genußmenschen zu befallen pflegt, und die zum freiwilligen Tode ihre Zuflucht nimmt, wenn die künstlichen Mittel, den Rest eines abgelebten Daseins zu einem Scheinleben zu gestalten, nicht mehr helfen wollen.

Die pessimistische Lebensauffassung des Negers ist wesentlich das Erzeugnis seines Geisterglaubens, der sein Weltgemälde so düster färbt. Im Naturmenschen ist das Bedürfnis nach Mittlern zwischen der göttlichen Hoheit und der menschlichen Niedrigkeit verschärft; er stillt dasselbe, indem er in die Kluft ein unermeßliches Heer von menschlich-fühlenden Geistwesen hineinstellt. Diese Wahnbilder aber, die ihm seine führerlose Einbildungskraft vorgaukelt, zeigen sich auf der Oberfläche der erträumten Trostquelle als Schreckbilder, die das Gemüt in anhaltender Aufregung und Spannung erhalten. Der Neger muß mit äußerster Vorsicht darauf acht haben, in wessen Gesellschaft er sich befindet, welchen Weg er einschlägt, welche Hütte er betritt, auf welche Matte er niedersitzt, in welchem Winkel er sich schlafen legt, da er jeden Augenblick zu befürchten hat, durch seine Hand oder seinen Fuß jenes unsichtbare Triebwerk in Bewegung zu setzen, das ihn mit Unheil und Tod bedroht. Um nicht von den Rädern dieses geheimen Getriebes erfaßt und zermalmt zu werden, bedarf er eines beständigen Begleiters, der ihn zur rechten Zeit warnt und zurückhält. Und um mit unerschütterlichem Vertrauen der Führung seines Schutzgeistes sich überlassen zu können, begehrt er von ihm das untrüglichste Zeichen oder Unterpfand seiner steten Nähe und Hilfe: er will ihn verkörpert besitzen, ihn

sehen und tasten und mit sich führen; daher macht er ihn zum Fetisch. An seinem Halse trägt er einen Fetisch, der seine Person beschüstzt, und vor oder in seine Hütte stellt er einen anderen, der seine Familie und seine Habe bewacht. Der so häufig mißverstandene Fetischismus ist nichts anderes, als der auf die Körperwelt bezogene Geister- und Seelenglaube und der mittels derselben ausgeübte Geister- und Totendienst. Da nach der Vorstellung des Negers die Geisterwelt derart in die sichtbare Natur hereinragt, daß diese die Behausung jener ist, so kann jeder Gegenstand, selbst das unbedeutendste Ding, Werkzeug, Sitz oder leibhaftige Erscheinung eines Geistes, mit andern Worten, ein Fetisch werden, dessen Verehrung aber nicht dem Fetischkörper, sondern dem Fetischgeiste gilt. Die Zauberei aber, in den Augen des Naturmenschen die Ursache aller Übel, ist im Grunde betrachtet, ein verwerflicher, scharf verpönter und blutig verfolgter Fetischmißbrauch; wie der Fetischglaube, so ist auch der Hexenwahn eine besondere Form oder Abart des Geisterglaubens; eine und dieselbe Verstandesirrung treibt zum Fetischgebrauche und zum Zauberhandwerke; jener dient der Selbsterhaltung, dieses der Vernichtung des Nebenmenschen.

Vorstehend sind die Grundzüge der Negerreligion angedeutet. Beachtung verdienen auch die verzerrten Schöpfungs- und Urstandssagen, von denen einige als trümmerhafte Reste einheimischer Erzeugnisse gedeutet werden dürfen, andere dagegen einen christlichen oder mohammedanischen oder altägyptischen, bezw. semitischen Ursprung verraten. Da die menschliche Natur unter allen Himmelsstrichen wesentlich dieselbe ist, mit denselben Vermögen begabt, denselben Empfindungs-, Vorstellungs- und Denkgesetzen gehorchend, vor dieselben großen Welt- und Lebensrätsel gestellt, da sie überall auch gleichartige Anregungen empfängt, so kann die Gleichförmigkeit der Bilder, in denen sie religiöse Bedürfnisse, Ahnungen und Hoffnungen auszudrücken pflegt, nicht überraschen. Nicht alle afrikanischen Vorstellungen und Sagen also, die in die religiösen Gedankenkreise der Kulturvölker hereinragen, sind auf fremde Entlehnung zurückzuführen. Die Menschheit aber ist nicht bloß entwicklungssüchtig, sondern auch rückschrittsfähig. Auch die Negervölker haben eine Vergangenheit und eine in ihr verborgene Geschichte. Der Weg, den sie gewandelt, bis sie in den Gesichtskreis der wissenschaftlichen Er-

kenntnis gerückt wurden, bleibt zum größten Teile in undurchdringliches Dunkel gehüllt, und wieviel sie unterwegs verloren oder erworben haben, entzieht sich unsern Blicken. Für das Auge aber, das ihre Geschichte zu durchdringen vermöchte, würde dieselbe jedenfalls reicher an wahrer Religion sein, als ihre Gegenwart ist. Selbst entwickelungsfreundliche Gelehrte stehen der Ansicht, daß die Negerrasse vor ihrer Spaltung in Völker und Stämme im Besitze einer besseren Religion gewesen sei, nicht ablehnend gegenüber. „Wir dürfen nicht in den Unvollkommenheiten sofort immer Urzustände sehen wollen, am allerwenigsten gerade hier," mahnt *Friedrich Ratzel*. „Liegt es nicht nahe, angesichts der auf diesem Gebiete oft ins Unkenntliche gehenden Verkümmerungen großer religiöser Gedanken selbst in dem Fetischdienste der Neger oder in dem Gespensterglauben der Hottentotten nichts anders, als Rückbildungen höherer Glaubensformen zu sehen?" [45])

Vertrauenswürdige Kenner der südafrikanischen Völkerfamilie, wie *Döhne, Livingstone, Callaway, Casalis, Josaphat Hahn, Wangemann, Merensky, Holub, Kranz, Kropf* und viele andere, machen eine Reihe von Sagen, Satzungen und Gebräuchen, insbesondere Reinigungs- und Sühnopfer namhaft, die auffallend an das religiöse Leben Altisraels erinnern. Überdies bewahren die Natalkaffern, von denen manche durch ihren Gesichtstypus Blutsverwandtschaft mit dem Volke des alten Bundes verraten sollen, bis auf den heutigen Tag die Erinnerung an einen berühmten Ahnherrn ihrer Fürsten, namens *Moses*, und wenden sich an ihn im Gebete. Endlich darf nach *Merenskys* Beweisführung das salomonische Ophir in der Gegend von Sofala gesucht werden. Es ist daher nicht ohne Grund zu vermuten, daß die Zulu und ihre Verwandten aus einer Mischung der in salomonischer Zeit eingewanderten Israeliten und Araber mit den Eingebornen des Landes entstanden sind. Die Mythengewächse dieser entfernteren Stiefkinder Abrahams tragen nirgend Ansätze zu frischen, fröhlichen Gedankenblüten, sondern überall unverkennbare Anzeichen der Verkümmerung, des Verwelkens und Absterbens. Auf der tiefsten Stufe des Verfalles stehen nach *Posselts* Zeugnisse die zersprengten, von den Überlieferungen der Väter abgeschnittenen Völkerreste der Kaffernfamilie, die in Natal ein gottentfremdetes und gottesdienstloses Leben führen. [46]) Die religiöse Habe anderer

Stämme aber erwies sich bei näherer Betrachtung nicht als eine so kümmerliche, wie sie dem ersten Blicke erschienen war.

Und selbst die fremdartigsten religiösen Vorstellungen und Gebräuche der Naturmenschen soll man nicht von vornherein verachten oder verlachen, sondern zu verstehen suchen, da Glieder unseres Geschlechtes, vernunftbegabte Wesen, auf sie verfallen sind und vermuthlich auch ein Körnchen Wahrheit in ihnen niedergelegt haben. „Wenige," schreibt *Tylor*,[47]) „die einmal ernstlich den Versuch machen werden, die Grundgesetze der Religionen der Wilden zu bemeistern, werden sie lächerlich oder ihre Kenntnis für die übrige Menschheit überflüssig finden. Es wird vielleicht nicht mehr lange dauern, . . . wo man es für ebenso unsinnig halten wird, wenn ein wissenschaftlich gebildeter Theolog keine hinlängliche Bekanntschaft mit den Grundsätzen der Religionen der niederen Rassen besitzt, wie wenn ein Physiolog mit der Verachtung von fünfzig Jahren früher auf die Beweise sähe, die von den niedrigen Formen des Lebens hergeleitet sind." Wer sich unbefangen in die geistigen Zustände des Naturmenschen versenkt, wird sich nicht versucht fühlen, zwischen ihm und dem Kulturmenschen eine Schranke unbeweglicher Artverschiedenheit aufzurichten, sondern die Einheit des menschlichen Geistes bezeugt finden. Auch die Erinnerung dürfte am Platze sein, daß der Aberglaube unserer bildungstrunkenen und bildungsstolzen Zeit sich keineswegs so vorteilhaft von dem der Negerrasse unterscheidet, wie unsere Schädelbildung von der ihrigen. Gerade in den Mittelpunkten und an den Herden unseres wissenschaftlichen Lebens machen „weise" Frauen mit ihren Zaubersprüchen und Zaubersächelchen und Quacksalber mit ihren Geheimmitteln die besten Geschäfte. Aufgeklärte Damen, denen der Glaube an die biblischen Weissagungen und Wunderheilungen ein überwundener Standpunkt ist, erkaufen von Kartenlegerinnen Aufschlüsse über die Zukunft und suchen in Krankheiten Hilfe bei Wunderärzten oder Geheimniskrämern. Hochgebildete Männer, die unter den Tagen der Woche „den Tag des Herrn" nicht kennen, unternehmen am Montage oder Freitage kein wichtiges Geschäft, fürchten sich vor dem Sitze unter dem Spiegel, vor der Zahl dreizehn bei Tisch, vor dem Anblicke eines alten Weibes beim ersten Morgengange, vor dem bösen Blicke, dem bösen Munde und dergl. In allen amerikanischen und europäischen Großstädten bestehen mehrere

Spiritistenzirkel, in Paris allein über 80, in denen durch Mittelspersonen oder Medien der Verkehr mit den Abgeschiedenen handwerksmäßig betrieben wird; und gerade die Höhen der Gesellschaft lassen sich zu diesen Stätten hernieder, um andächtig der Geistermusik und den oft unsagbar albernen Geisterstimmen zu lauschen. Gespenster und Hexenspuken in allen Religionszonen und Kulturstrichen, und die europäischen Wahnvorstellungen dieser Art können ihre nahe Verwandtschaft mit dem afrikanischen nicht verleugnen. Wie die falsche Münze der echten folgt, so hängt sich an den wahren Glauben der Aberglaube.

Ein unvergleichlich lebhafteres Interesse, als die zünftige Theologie, hat bis jetzt die vergleichende Religionswissenschaft dem Religionswesen der Naturvölker entgegengebracht, öfters freilich ein mehr durch Lieblingsmeinungen, als durch den Gegenstand eingeflößtes Interesse, nicht selten in der ausgesprochenen Absicht, die Entstehung und die Entwickelung der Religion im Sinne der *Darwin*'schen Lehre zu beleuchten und zu beweisen. Diese Versuche aber müssen als mißlungen bezeichnet werden; denn abgesehen davon, daß die vergleichende Methode nicht als geschichtliche gelten darf, bieten die Religionen der sog. Wilden keineswegs hinreichende Anknüpfungspunkte zu einer fetischistischen oder euhemeristischen (animistischen) Erklärung des Religionsursprunges, wie eine zielbewußte Zusammenstellung und Deutung gleichartiger Vorstellungen und Gebräuche, unter Nichtbeachtung aller Abweichungen und Besonderheiten glauben machen möchte. Nachdem mehr als ein halbes Hundert Negerstämme samt ihren Sprachen der wissenschaftlichen Erkenntnis zugänglich gemacht sind, ist wenigstens ein solcher Einblick in die afrikanische Religion ermöglicht, daß sich die Grundgedanken derselben bestimmen lassen.

I.

Gottesbewußtsein, Schöpfungs- u. Urstandssagen.

Wir beginnen unsere Wanderung in Nordguinea am Kap Palmas. Die an den beiden Küsten desselben wohnenden Grebo nennen Gott in der Regel Nyiswa, zuweilen auch, wie die Kru Geyi, d. i. Schöpfer.[1]) *Cruickshank*[2]) ist der Meinung, daß unter den Eingebornen der Goldküste „der Begriff eines gütigen Schöpfers gleichzeitig mit der Sprache entstanden sei.“ In Aschanti, Assini, Fanti, Akkim, Akwapim, Akwambu, Akra sind die Gottes- und Himmelsnamen Yankompon (Njankompong, Yamkombum, Jankopune, Nyongmo, Jongma) und Yammie (Njame, Onjame) gebräuchlich. *Cruickshank* und *Wilson* leiten Yankompon ab von Yankom (Freund) und epon (groß), Yammie von yeeh (machen) und emi oder mi (mich); nach andern ist Yankompon die „strahlende Hoheit“, die „lichte Höhe“, abgeleitet von hang, kang, hyeng (glänzend) und kwang (hoch). Diese Namen erinnern uns an den schönen Ausspruch *Max Müllers*[3]), daß die ältesten Väter des arischen Geschlechtes Tausende von Jahren vor Homer und vor den Dichtern des Veda ein unsichtbares Wesen mit einem Namen, so geistig und erhaben, angerufen haben, wie ihr damaliges Wörterbuch ihn nur liefern konnte, mit dem Namen für Himmel und für Licht. Dem rohen Sinne des Negers, meint ein anderer Religionsforscher,[4]) haben die furchtbaren Naturereignisse imponiert, dem indogermanischen Urvolke dagegen die glänzenden, und dieser Gegensatz finde in der Verschiedenheit der beiderseitigen Götterbenennungen seinen Ausdruck. Aber die Neger auf der Goldküste, im klassischen Lande der Gespensterfurcht, des Fetischdienstes und der Zauberei, rufen uns den indogermanischen

Gottesnamen entgegen. Die Urväter dieser in den rohesten Aberglauben versunkenen Stämme haben für die übersinnliche und unendliche Macht, die alles erschaffen hat und erhält, ebenfalls den erhabensten Ausdruck gewählt, haben das höchste Wesen auch mit den höchsten Namen geschmückt, die sie in ihrem Wortschatze entdeckten, und unter den würdigsten Sinnbildern, welche die Naturbetrachtung ihnen darbot, zu veranschaulichen gesucht. Die Natur führt den denkenden Menschen zu Gott hin, der Mensch aber führt Gott in die Natur zurück, um ihn zn versinnbilden, ihn sich näher zu bringen und gegenständlich zu machen. Wie die Völker des Altertums, so haben auch die Neger der Goldküste nach oben geblickt, wenn sie an Gott dachten oder von ihm redeten. Schlägt der Säugling die Augen auf, so sagen sie, daß er nach Gott schaue; „die Henne, welche Wasser trinkt, zeigt dasselbe Gott.“ [5]) Der Himmel heißt auch Yamkompons Antlitz; die Sterne dienen ihn zum Schmucke und die Wolken als Schleier.

Durch diese religiösen Kundgebungen wurden mehrere Beobachter so sehr überrascht, daß sie die Himmelsgötter der Goldküstenbewohner als Erzeugnisse christlich-heidnischer Vorstellungsverknüpfung deuten zu müssen glaubten.

Jene Namen für das höchste Wesen sind nicht bloße Worte, sondern Thatsachen, von großer Wichtigkeit für die Religionsgeschichte. Wäre z. B., wie gern gelehrt wird, der erste Gottesbegriff, als Erzeugnis einer durch schreckliche Naturerscheinungen verursachten Furcht, überall an ein böses Wesen geknüpft, so müßten jene Völker, welche dem tierischen Urzustande der Entwicklungslehre näher stehen sollen, in den Namen für das höchste Wesen die gefürchtete Gesinnung desselben zum Ausdrucke gebracht haben. Es ist eine ebenso beachtenswerte, als wohlthuende Erscheinung, daß Menschen, die auf jedem Schritte und Tritte von übelwollenden Geistern niederer Ordnung sich bedroht wähnen, zum höchsten Geiste mit Ehrfurcht, Liebe und Vertrauen emporblicken, ihn als den Höchsten und Herrlichsten oder als den großen Freund anrufen.

Die Neger der Goldküste unterscheiden sehr bestimmt zwischen Yankompon, dem Schöpfer und Herrn der Welt, und den von ihm erschaffenen und ihm untergeordneten Geistern; ferner preisen sie ihn als den Vater und besten Wohlthäter der Menschen. „Alle

Menschen sind Gottes Kinder, niemand ist der Erde Kind," heißt es bei den Tschi.[6]) „Sage ich nicht immer," entgegnete ein Wongtschä oder Fetischwahrsager der Ganeger einem christlichen Religionslehrer, „Njangmo dschi onukpa, Gott ist der Älteste und der Größte; er hat uns erschaffen, er läßt für uns regnen, er ist unser Vater?"[7]) Yankompon verhängt zwar auch Übel, da er durch den Blitzstrahl und durch den Sonnenstich tötet, aber Wohlwollen und Wohlthun sind die vorherrschenden Züge seines Wesens und Waltens. Mag er auch zuweilen zürnen und strafen, so darf doch von ihm nicht gesagt werden, daß er dem Neger ein doppeltes Gesicht zeige, als halb gut und als halb böse demselben gegenüber stehe. Der schwarze Mann glaubt so fest an die Güte seines Gottes, daß er ihn höchst ungern als den unmittelbaren Urheber der zeitlichen Übel ansieht, für dieselben vielmehr die Geisterwelt verantwortlich zu machen pflegt, der Gott vielleicht aus Zorn über seine widerspenstigen und undankbaren Geschöpfe die Welt- und Menschenregierung überlassen habe. Die sog. bösen Götter sind die obersten und mächtigsten der boshaften Geister, die infolge ihres gefürchteten Machteinflusses zu einer Art Aftergötter emporgestiegen sind. Der religiöse Dualismus, welcher dem guten Gotte ein gleichmächtiges, ungefügiges böses Wesen als Antigott entgegenstellt, ist überhaupt in Afrika nicht überall vorhanden, wo ihn Forschungsreisende gefunden haben wollen. Infolge eines getrübten Gedankenaustausches wird die Spaltung der Geisterwelt auch in die Gottheit hineingetragen, die doch in der Vorstellung des Negers hoch über den beiden Heerlagern des Geisterreiches thront, mag sie auch dem Kampfe derselben thatenlos zuschauen.

Niemand wird indessen versucht sein, die mit dem Gottesnamen Yankompon verknüpfte Idee jener auch nur als halbwegs gleichwertig zu erachten, welche den Bekenner eines geistigen Monotheismus bei den Segenswünschen leitet: der Himmel sei dir gnädig, erhalte und schütze dich! Hienieden ist ja die vollkommenste Gotteserkenntnis eine dunkle: wir sehen Gott wie im Spiegel und rätselhaft, denken und reden von ihm in Bildern und Gleichnissen. Jedoch bleiben wir, derselben uns bedienend, uns klar bewußt, daß wir mittels dieser Notbehelfe uns zu veranschaulichen suchen, was wir uns nicht vorzustellen vermögen. Der Naturmensch ist infolge seiner sinnlicheren Denkweise in noch

höherem Grade auf die Unterstützung der Erkenntniskrücken angewiesen, um dem unsichtbaren und unfaßbaren Wesen näher zu kommen oder sich dasselbe näher zu bringen; sein ungeübter Geist ist noch weniger imstande, den durch die Sinneswahrnehmung vermittelten Rohstoff zu verarbeiten, die Sinnesbilder in Begriffe auszulösen. Die Auffassung der Gottheit im Phantasiebilde ist zwar unentbehrlich, naturgemäß aber, wo neben der Übermacht der sinnlichen Interessen und Motive das Phantasieleben vorherrscht, von der Gefahr begleitet, daß das Göttliche in die Sinnenwelt herabgezogen und mit derselben zur Einheit der Natur und des Lebens verschmolzen werde. Der Himmel und das Licht dienen am besten zur Veranschaulichung der göttlichen Vollkommenheiten, der alles durchdringenden Gegenwart, der alles erhaltenden und belebenden Macht, der alles über- und durchschauenden Erkenntnis; dieselben aber werden zu Abgöttern erhoben, sobald sie nicht mehr als Sinnbilder, sondern als Verkörperungen des göttlichen Geistes angeschaut und infolgedessen mit dem Prädikate Gott ausgezeichnet werden: Gott wird nicht mehr Himmel, sondern der Himmel wird Gott genannt. Die Versinnlichung der Gottheit aber dürfte selbst unter den tiefststehenden Negern selten jenen äußersten Grad erreicht haben, daß dem Bewußtsein jeglicher Unterschied zwischen dem körperlichen Himmel und dem Himmelsgeiste abhanden gekommen wäre.

Immerhin aber bleibt die Ausdrucksweise, daß die westafrikanischen Negervölker wie auch diejenigen inner- und ostafrikanischen Stämme, welche das höchste Wesen „Himmel," „Sonne," „Regen," „Donner," „Blitz" nennen, der Himmelsverehrung ergeben oder, wie die Entwicklungslehre zu sagen pflegt, zur Himmelsverehrung fortgeschritten seien, eine vieldeutige. Denn abgesehen davon, daß überall in Afrika der Gottesdienst durch den Geister- und Seelenkult sehr zurückgedrängt ist, läßt uns der Ausdruck „Himmelsverehrung" im Zweifel darüber, ob Gott und Himmel als ungeschieden gedacht werden, oder ob der Luft- und Sternenhimmel als eine Erscheinung, als Kleid oder als Leib oder als der Sitz oder endlich als ein Sinnbild der Gottheit angesehen werden. Über das Verhältnis des göttlichen Wesens zu den Naturdingen, über die Art seiner Gegenwart und Wirksamkeit in denselben herrscht nicht bloß unter den verschiedenen Völkern,

sondern auch innerhalb eines und desselben Volkes eine bedeutende Verschiedenheit der Anschauungen: der eine verehrt als verkörperte Gottheit, was ein anderer nur als Wohnsitz des göttlichen Geistes anerkennt. Mannigfaltigkeit und Widerstreit religiöser Meinungen sind nicht eine Eigenart der Kulturvölker, sondern auch unter kulturarmen Stämmen prägt sich der Gottesgedanke in verschiedenen Formen aus, da sich der religiöse Keim um so leichter zu verschiedenen Gestaltungen entwickelt, je mehr seine Fortbildung dem natürlichen Wachstumsprozesse überlassen bleibt. Die aus zahlreichen Einzelbeiträgen gesammelten religiösen Kundgebungen einiger Negervölker sind so vieldeutig und verworren, daß selbst die schärfsten Beobachter ihr Unvermögen eingestehen, eine halbwegs bestimmte Vorstellung ihnen abzulauschen.

Die unwissendsten Schwarzen mögen bei dem Gedanken an Yankompon, den Schöpfer, ihre religiöse Anschauung kaum über den sichtbaren Himmel erheben, der als Licht- und Regenspender der Urheber alles Lebens ist; indes auch sie bekunden wenigstens einen Anlauf zu einer einheitlichen religiösen Weltauffassung, die manche Forscher dem Naturmenschen grundsätzlich absprechen möchten. Obschon im allgemeinen das besondere Bild, welches der Augenblick entrollt, den Horizont desselben begrenzt, so ist ihm doch das Gefühl der Zusammenhänge im Naturleben nicht durchaus fremd. Obschon sein Lebenswille in der rücksichtslosen Hingabe an das Gut der Gegenwart sich äußert, so verleugnet er doch nicht gänzlich den Drang nach dem Besitze eines umfassenden Weltbildes. Er ahnt eine die Einzelerscheinungen beherrschende und inmitten des steten Wechsels von Werden und Vergehen beharrende Macht, sucht sich jedoch den nächsten Grund der Einzeldinge mittels der Anwesenheit und Wirksamkeit von Elementargeistern zugänglich zu machen. In dem Maße freilich, als der Menschengeist in das Sinnliche sich vergafft, wird der Begriff der geistigen Einheit durch ein sinnliches Einigungsband verdrängt. Aber selbst dieses bliebe unververständlich, wenn der Naturmensch das, was wir Natur nennen, nur als eine zusammenhangslose Vielheit von geheimnisvoll belebten, nach Menschenart handelnden Wesen aufzufassen vermöchte. Auch in den Negerreligionen ist der seinem Wesen und Ursprunge nach auf Einheit zielende Begriff des Göttlichen noch

einigermaßen erkennbar. Derselbe knüpft an den sichtbaren Himmel und dessen glanz- und machtvolle Erscheinungen an. Dort erspäht das Auge den großen unsichtbaren Urheber aller Dinge, dorthin sendet das Herz seine Seufzer und Gebete, Ergüsse eines in seiner Art frommen, von den Gefühlen der Abhängigkeit und der Ohnmacht, der Bewunderung und der Freude ergriffenen Gemütes; der Geist jedoch vermag den körperlichen Himmel vom schöpferischen Himmelsgeiste nicht scharf genug zu unterscheiden.

In der Art, zu Gott zu beten, offenbart sich die Art, von Gott zu denken. Später zu erwähnende Gebetsweisen der westafrikanischen Neger werden uns deutlich zu erkennen geben, daß die Himmelsverehrung derselben nicht den Himmelskörpern oder den Himmelserscheinungen in ihrer sinnfälligen Unmittelbarkeit gilt, sondern der göttlichen Macht und Wesenheit, die in denselben als wohnend und wirkend gedacht wird. Das Himmelsgewölbe, die Sonne, der Mond und die Sterne, Donner und Blitz, Regen und Sturmwind sind Gegenstand, nicht aber Beweggrund der religiösen Verehrung; der letztere ist nicht das, was in die Sinne fällt, sondern das, was den Sinnen unerreichbar ist, das geheimnisvolle Wesen, welches in oder hinter den kosmischen Körpern verborgen ist und durch die atmosphärischen Erscheinungen wirkt, welches durch die Sonne und den Mond sein Licht leuchten, welches blitzen, donnern und regnen läßt.

Unter den Schöpfungs- und Urstandssagen, die sich an Yankompon knüpfen, ist eine der bekanntesten die der Aschanti. Im Anfange schuf Gott drei weiße und drei schwarze Menschenpaare. Damit sie sich über ihr künftiges Schicksal nicht beklagen könnten, beschloß er, sie dasselbe wählen zu lassen. Er legte einen großen Kürbis nieder und neben ihn ein versiegeltes Stück Papier. Die Schwarzen, die zuerst wählen durften, entschieden sich für den Kürbis, in welchem sie alle Schätze zu finden hofften. Beim Öffnen desselben aber erblickten sie nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und verschiedene andere Metalle, mit deren Gebrauch sie nicht vertraut waren. Den Weißen dagegen sagte das geöffnete Papier alles. Gott ließ die Schwarzen in den afrikanischen Wäldern, die Weißen aber führte er der Wasserseite zu, kam mit ihnen in jeder Nacht zusammen und lehrte sie den Schiffsbau. Sie fuhren in ein fernes Land, aus dem sie nach langer Zeit mit verschiedenen Waren zurückkehrten, um mit

den Schwarzen Tauschhandel zu treiben. So hat infolge der blinden Habgier der schwarzen Voreltern die göttliche Fürsorge sich von diesen und ihren Nachkommen hinweggewendet und dieselben der Regierung von Geistern überlassen, die mindestens ebenso tief unter Gott stehen, als der Neger unter dem Europäer. Dieselben Grundgedanken oder Überlieferungen sind in den Sagen der Nachbarstämme niedergelegt. So heißt es, daß Yankompon im Anfange den Menschen näher gestanden sei: diese brauchten, wenn sie etwas wünschten, nur mit einem Stabe aufwärts zu stoßen, und es regnete Fische und dergl. Als aber ein Weib aus Versehen mit einem Stößel dem Gotte ins Gesicht fuhr, da wurde dieser zornig und zog sich in die Höhe zurück; und als er keinen Regen mehr sandte, trat eine Hungersnot ein. Er schenkte jedoch den Bitten um Vergebung Gehör und schickte seinen ersten Diener und dessen Frau als seine Stellvertreter auf die Erde, die nun von den Menschen als Untergötter verehrt wurden.

Jeder naturalistisch gefärbte Monotheismus birgt seiner Natur nach die Möglichkeit und die Gefahr des Polytheismus in sich. Die Materialisierung des Himmelsgottes führt zur Spaltung des göttlichen Wesens mittels Vergötterung der Himmelskörper und der Himmelserscheinungen: die unpersönlichen Selbstoffenbarungen der einen und ungeteilten, im Himmel verkörpert gedachten Gottheit werden von dieser losgelöst und als relativ selbständige und selbstherrliche Götter neben sie gestellt. Das ebenso mächtige als unklare Streben, die Machtfülle und den Lebensreichtum der Gottheit in der ganzen Natur sichtbar entfaltet und wirksam zu sehen, vereinigt sich mit dem Wunsche, das göttliche Wesen möglichst in der Nähe zu besitzen; daher wird infolge der einmal vollzogenen Auflösung des Himmelsgottes in einen Sonnen-, Mond-, Donner- und Regengott auch die Erde mit Göttern bevölkert, deren Abhängigkeit aber von den himmlischen Gottheiten deutlich ihren Ursprung anzeigt. Es bedarf jedoch eines nur kleinen Schrittes, daß während der Anrufung dieser später entstandenen Götterwesen ihr Verhältnis zum höchsten Gotte dem Bewußtsein des Verehrers entfällt, und daher ein jedes von ihnen in der augenblicklichen Vorstellung des Beters oder des Dichters in die oberste Stelle einrücken kann.

Ein beachtenswertes Beispiel solcher henotheistischen Spaltung des monotheistischen Bewußtseins würden die Götter der

Ewevölker an der Sklavenküste darbieten, wenn die Darstellung des englischen Majors *A. B. Ellis* [8]) Beifall verdiente. Derselbe behauptet, Mawu (Mahu), den alle Stämme der Ewesprache bekennen, sei zwar der mächtigste, nicht aber der oberste oder der schöpferische Gott, da ihm gegenüber die übrigen Götter in ihrem Schalten und Walten selbständig seien. Diese Unabhängigkeit des Wirkens kann jedoch nicht in Betracht kommen, da nach allgemeiner Negervorstellung Gott die Weltregierung den Geistern übertragen hat. Die Mehrzahl der älteren wie der neueren Berichterstatter ist der Meinung, Mawu, d. i. der alles Überwindende, alles Übertreffende, werde als Weltschöpfer und Welterhalter angesehen, der als persönliche Urkraft oder als Allgeist gleich dem Weltäther der neueren Naturlehre das All durchdringe. Sein Name wird im ganzen Ewegebiete genannt, hingegen die Namen der übrigen Götter nach Stämmen wechseln. [9]) Die Eingebornen, welche mit den Europäern in Berührung kommen, halten Jehovah und Mawu für eine und dieselbe Gottheit, und die katholischen Missionäre nennen sich zum Unterschiede von den Voduno oder Edrokosi, den Geisterpriestern der Schwarzen, Mawuno, d. i. Mawupriester. Vermutlich sind die oberen Götter, welche bei den einzelnen Ewestämmen verschieden sind, ursprünglich nichts anders, als zu Persönlichkeiten erhobene Erscheinungen oder Selbstoffenbarungen der einst ungeteilten Gottheit Mawu, besondere Darstellungen von Mawus Kräften und Thätigkeiten. So hat Mawu einen Blitzgott und einen Donnergott zur Seite, hingegen Yankompon, der höchste Gott der Goldküstenneger, selbst dem Blitze und dem Donner gebietet. Himmelsgötter, die im ganzen Ewegebiete verehrt werden, sind Khebioso, der durch den Blitzstrahl Mawus Urteile vollstreckt, Dso, der Gott des Feuers, Anyiewo, in Waidah und Porto Novo Aydowhédo, Aidokhuédo genannt, der Gott des Regenbogens. In Dahome und den westlichen Eweländern ist Lissa oder Dsi der Sonnengeist, Gleti oder Dsinu der Mondgeist; die Mythendichtung hat beide mit einander vermählt und mit einer reichen Nachkommenschaft beschenkt. In Waidah heißt der Kriegsgott Bo oder Ahua Bo, im Togolande Njikpla, der durch die Wolken reitet und Sternschnuppen regnen läßt. Während an der Goldküste und an der westlichen Sklavenküste jeder Ort seine besonderen Seegeister hat, gilt in Waidah Wu als Alleinherrscher des Meeres; Nati und Avrikiti sind ihm

untergeordnet. An der Spitze der weiblichen Gottheiten steht Nna, „die Mutter alles dessen, was ist.“ [10])

Die Eingebornen von Agué nennen das höchste Wesen Olorun, König des Himmels, [11]) verehren aber außer demselben Schango, den Donner; daß sie eine höhere Vorstellung vom Himmelsgotte besitzen, ist vielleicht dem Umstande zuzuschreiben, daß ihre Stammesgenossen, die Yoruba, zum großen Teile sich zum Islam bekennen. Auch die noch heidnischen Yoruba verwahren sich gegen den Vorwurf des Götzendienstes durch die Ausrede, daß sie die Untergötter nur als Mittler und Fürsprecher bei Olorun ansehen und anrufen. [12])

Eine Mehrheit von einander ebenbürtigen Göttern entsteht an Orten, wo neben der einheimischen Gottheit auch die Gottheiten der eingewanderten Stämme eine Kultstätte empfangen. Die konkreten Göttergestalten, welche in der religiösen Gedankenflut auftauchen, teilen die Beweglichkeit ihres Elementes: anderwärts verpflanzt, werden sie oft bis zur Unkenntlichkeit verändert; durchgehends verarmen sie an Götterherrlichkeit. Nicht selten ist der Wandlungsprozeß, den die alten Gottheiten bis zur dualistischen Spaltung oder kakodämonischen Färbung haben durchmachen müssen, noch deutlich zu verfolgen.

Auf die Dauer können die einzelnen Götter ihre Selbständigkeit gegeneinander nicht behaupten, vielmehr trägt einer von ihnen den Sieg davon, und seine Nebenbuhler werden entweder zu Erscheinungsweisen oder Thätigkeitsformen der Hauptgottheit umgedeutet, d. i. zu Göttern zweiten oder dritten Ranges erniedrigt, oder den Geistern, nicht selten den bösen Geistern eingereiht. So entspricht der buntgemischten Bevölkerung Abbeokutas die Zusammensetzung der olympischen Gesellschaft. Es giebt daselbst religiöse Genossenschaften, die sich unter den Schutz eines bestimmten Gottes oder Geistes stellen und die Verehrung desselben sich angelegen sein lassen. Eine von ihnen glaubt an den allein wahren Gott, der die Welt und den Menschen erschaffen hat. Der erste Mensch hieß Okikischi, d. i. Ruhm, auch Obbabifisch, d. i. Herr der Sprache, seine Frau Iye, d. i. Leben. Die Stammeltern sind vom Himmel gekommen und haben eine zahlreiche Nachkommenschaft erhalten. Mit dem Kriege ist die Sünde in das Menschengeschlecht eingezogen. Eine andere Gesellschaft nennt sich nach Obbatalla; dieser hat den mensch-

lichen Körper gebildet; das Leben aber konnte er demselben nicht einhauchen; dieses ist vielmehr ein Hauch aus dem Munde Gottes. Obbatalla ist offenbar der zum Demiurg erhobene Urmensch und wird noch bald als kriegsbewaffneter Reitersmann, bald als säugendes Weib dargestellt, bald Orischanlo, der große Orischa (Geist), bald Iyangba, die fruchtbare Mutter, genannt. Derselbe tritt auch als kosmisches Urwesen auf, nämlich als Urahn oder als Gefährte des Donnergottes Schango. Die Gesellschaft des Ifa hat sich den Schutzgott der Palmnüsse und der Gesundheit auserkoren: derselbe führt auch die Beinamen: Bewahrer der Geheimnisse, Beschützer der Ehen und Helfer der Wöchnerinnen. Die wegen ihrer Gewaltthätigkeiten gefürchtete Sekte ist die des Schango oder Jakuta, des Steinwerfers, der aus einer Vermischung religiöser Gedanken mit spielenden Naturmythen hervorgegangen ist. Seine Mutter ist das Wasser, sein Vater der Mittag, sein Großvater die Wüste oder die Himmelsfläche, sein älterer Bruder die Natur, sein jüngerer Bruder das Sinnbild des Krieges und der Schmiede, seine Gattinnen die Flüsse, sein Sklave das Dunkel. Er schirmt die Guten, die Bösen aber erschlägt er und stürzt sie in den Abgrund. Jedes mit einem Strohbüschel, dem Zeichen seines Schutzes, versehene Eigentum ist unverletzlich, und wer dasselbe nicht achtet, verfällt der Rache der Schango-Priester. Von diesen werden die Donnerkeile als kostbare Heiligtümer aufbewahrt. Die Yoruba reden von einem gemeinschaftlichen Göttersitze in der Stadt Ife, wo die Sonne und der Mond aus der Erde, in der sie begraben werden, immer wieder hervorkommen. Ife ist auch der Schöpfungsherd des Menschengeschlechtes. Schango ist ebenfalls hier ins Dasein getreten, offenbar als nachgeborner Göttersprößling. Anfangs war er sterblich; erst durch seine Aufnahme in den Himmel ist er mit Unsterblichkeit gekrönt worden.[13]) Die Mythendichtung, in welcher die regsame Einbildungskraft dem Weltbilde möglichst grelle Farben verleiht, schafft nicht feste, sondern bewegliche Gestalten, die gleich Wolkengebilden ihre Form leicht ändern. So erscheint auch Schango als Jäger, als Fischer, als Krieger und in einigen Sagen ist er zu einem Könige herabgesunken, der wegen seiner Grausamkeit allgemein verhaßt gewesen.

Wie in Abbeokuta, so giebt es auch in Ogbomascho drei Religionsgesellschaften; die meisten Bekenner zählt die des

Orischa, der hier an die Stelle Obbatallas getreten ist. Die bereits erwähnte Vieldeutigkeit des Namens Orischa in diesen Gegenden erhellt auch daraus, daß in Awa an der Sklavenküste die Fische als Orischa verehrt werden.[14])

Die Jabu, welche wie die Yoruba zur Aku-Familie gehören, haben nach der Mitteilung *Gerhard Rohlfs'*[15]) „die dunkele Ahnung eines unsichtbaren höheren Wesens, von dem alles geschaffen ist." Die am unteren Niger sitzenden Ibo nennen dasselbe Tschuku oder Tschi, d. i. Himmel. Mit diesem Namen verbinden sie den Begriff der Schöpfung und der Erhaltung, der Vorsehung und der Vergeltung. Tschuku hat zwei Augen und zwei Ohren, das eine im Himmel, das andere auf der Erde, so daß er alles sieht und hört; er schläft niemals. Er ist wohlwollend und wohlthätig, lenkt die Geschicke der Menschen, teilt Lohn aus und verhängt Strafe. Wie *Burdo*[16]) meldet, steht ihm ein anderes Wesen, Orischa oder Tschuku-Okeke, der Schöpfer der Welt und des Menschen, als ebenbürtig zur Seite. Mit größerer Wahrscheinlichkeit darf gesagt werden, daß der Himmelsgott als Schöpfer überhaupt Tschuku-Okeke, als Vater der Menschen aber Orischa heißt, hingegen der Träger des letzteren Namens von benachbarten Stämmen als Urmensch oder Demiurg verehrt wird.

Die Bewohner Bonnys nennen das Göttliche im allgemeinen oder das göttliche Wesen Schuo, d. i. Himmel. Der Name Tamenu bezeichnet eine göttliche Persönlichkeit, die aber schwerlich den vollen Wesensbegriff in sich verwirklicht. Tschuku offenbart die Zukunft und hat seinen Sitz in Aro, dessen Bewohner „Kinder Tschukus" heißen. In Altkalabar gilt Tschuku ebenfalls nicht mehr als Himmelsgott, sondern als der berühmteste Wahrsagergeist, der in wilder Waldeseinsamkeit in einer Höhle wohnt, deren Zugang durch einen über sie hinwegstürzenden Wasserfall geschützt ist. Der Name für Gott ist Abasi-Ibum, d. i. allmächtiger Gott oder göttliche Allmacht; Idem-Efik, eine Emanation des göttlichen Wesens, ist der besondere Schutzgeist des Landes.

An Abasi knüpft sich ein interessanter Schöpfungsmythus. Abasi schuf alle Dinge, die Gewässer und die Gebirge, die Fische, die Vögel und die Tiere des Waldes. Die Menschen aber wohnten nicht auf der Erde, sondern droben zusammen mit Abasi, und so oft dieser sich niedersetzte und aß, kamen sie herbei, um mit ihm und seiner Gefährtin Atai der Unterhaltung zu pflegen.

Geraume Zeit ist vergangen. Einst spricht Atai zu Abasi: „Geschaffen sind alle Dinge, und sie sind gut. Dort ist die Erde (Isön), die du ausgebreitet hast; hier der Himmel (Enyön), den wir bewohnen. Den Geschöpfen aber fehlt ein Haupt, ein Ordner, und diesem Mangel vermag der Mensch abzuhelfen, wenn du ihn dorthin stellst.“ Abasi schweigt eine Zeitlang. „Atai!“ antwortet er endlich; „ein solcher Versuch liegt außerhalb der Grenzen meiner Macht. Würde ich den Menschen auf die Erde setzen, er würde sich bald mit mir messen wollen und sagen: ich bin ihm gleich; ich weiß alles, was geschehen wird. Kennst du Mittel und Wege, ihn zu hindern, daß er sich in seinem Stolze überhebe, so mag es geschehen, daß er auf Erden wohne.“ Atai entgegnet: „Ich werde über ihn wachen, und er selbst wird begreifen, daß er sich mit dir nicht vergleichen kann. Gieb ihn in meine Hand; ich werde acht haben, daß er nicht versuche, sich mit dir zu messen, und werde verhüten, daß er dich übertreffe.“ „Wohl“, spricht Abasi, „so mag es sein.“ Geraume Zeit ist vergangen. Abasi setzt einen Mann auf die Erde. „Dieser“, sagt er, „soll auf Erden wohnen. Wenn man aber im Himmel die Essensglocke oder den Tam-Tam läutet, so soll er emporsteigen und bei uns freie Mahlzeit haben, darauf wieder hinabsteigen. Am Morgen, am Mittage und am Abende soll er kommen um sich zu sättigen.“ Abasi schärft dem Menschen ein, daß er niemals wünschen dürfe, auf Erden Speise zu finden: denn wenn er dort solche gefunden, würde er nicht mehr die himmlische Nahrung begehren, nicht ferner nach oben kommen, und infolgedessen würde er Abasi vergessen. Atai bemerkt darauf: „Es ist nicht gut, daß der Mann allein lebe; er bedarf eines Weibes.“ Abasi entgegnet: „So sollte es sein. Allein, wenn ich dem Manne eine Frau gebe, so werden Kinder geboren werden, männliche und weibliche, und die Menschen werden zahlreich werden, darauf aber meiner vergessen.“ „Laß es nur geschehen,“ meint Atai. Abasi befolgt diesen Rat. Die beiden Menschen also wohnen auf der Erde; wenn die Essenszeit gekommen ist, steigen sie in den Himmel, und nachdem sie gegessen haben, begeben sie sich wieder nach unten. Atai bittet eines Tages um die Erlaubnis, mit zur Erde gehen zu dürfen. „Nenne mich Freundin,“ sprach sie zu dem Weibe; „das Land, welches ihr bewohnt, scheint gutes Land zu sein; wie kommt es aber, daß ihr so unthätig

seid? Ihr wünschet nicht, euch selbst Nahrung zu bereiten; ist euch denn die lange Reise, die ihr täglich zu unternehmen habet, nicht eine Last? Ihr sättigt euch überdies an fremdem Tische und könntet euch doch ernähren durch eure eigenen Hände. Dieser Wald ist freilich Abasis Eigentum: aber hat euch Abasi nicht erlaubt, hier zu wohnen? Weshalb wollt ihr den Wald nicht bebauen, um euch selbst Speise zu bereiten?" „Du redest wahr," erwidert die Frau, „aber Abasi hat uns dies untersagt." „Er wird nicht zürnen," meint die Freundin, und sie überreicht nun den Menschen eine Axt zum Fällen der Bäume, unterrichtet sie in der Kunst des Feuerzündens, giebt ihnen verschiedene Arten von Samen und die zum Ackerbau notwendigen Werkzeuge. Der ersten Übertretung folgt alsbald die zweite. Bis jetzt noch sind die Menschen regelmäßig an der Tafel Abasis erschienen; nachdem sie aber unter der Anleitung ihrer Freundin die Yamsknollen ausgegraben, gekocht und gegessen und überdies eine Tochter bekommen haben, gehen sie nicht mehr zum Essen in Abasis Stadt. Gott führt Atai gegenüber bittere Klage. „Laß mich nur machen," entgegnet diese; „ich werde wachen." Und sie läßt die Stammeltern sterben. Atai hatte recht, als sie zu ihrem Gemahl sprach: „Der Mensch auf Erden überhebt sich in seiner Kraft und wähnt, der allein Mächtige zu sein." Um seinen Stolz zu beugen, sendet sie den Tod, so daß alle Menschen sterben müssen. Denn um der Sünde des Vaters willen kam Zwietracht, ein Heer von Übeln und endlich auch der Tod über die Kinder. Während eines Streites geschieht es, daß der älteste Sohn und die zweite Tochter die Bücher und alle Sachen ihres Vaters, die derselbe nach Art der Weißen zu gebrauchen pflegte, an sich nehmen und in das Dickicht des Waldes entfliehen. Die ihnen geschenkten Kinder erbten die weiße Hautfarbe. Die älteste Tochter und der zweite Sohn ergriffen die Hacke, die Haue, das Schneidemesser und alles, was zum Landbau gehört, und flohen ebenfalls in den Wald, fällten Bäume und legten Feuer an; durch den Rauch wurden sie geschwärzt, und ihre Kinder bekamen ebenfalls eine schwarze Haut. So stammen die weißen und die schwarzen Menschen von einem und demselben Elternpaare ab.[17]) Die Sage von einer späteren Trennung der beiden Rassen, von denen die erstere der Wissenschaft und den edleren Künsten, die andere dem Ackerbau sich widmete, oder jene das Gold, diese

das Buch, als Sinnbild der Weisheit, erbte, findet sich bei allen Küstenstämmen Nordguineas.

Eine der Urüberlieferung wie der Abstammungseinheit ungünstige Deutung mag aus allen Schöpfungs- und Urstandssagen, welche so vernehmlich an die biblische Geschichte anklingen, nur den Widerhall christlicher oder mohammedanischer Stimmen heraushören; dieselbe übersieht aber die Thatsache, daß durch weite Länderräume von einander getrennte Völker mit Erzählungen dieser Art vertraut sind. Die Ableitung des Todesgesetzes aus einem verschuldeten Verhängnisse hat auch eine Stütze an der natürlichen Todesfurcht, die den Tod als eine naturwidrige, dem tief eingepflanzten Lebenswillen widerstrebende Macht empfindet.

Die von den alten Kulturvölkern gehütete Überlieferung, daß die Götter mit gnädiger Fürsorge über die ältesten Geschlechter gewacht und gewaltet, dieselben ihres innigen Verkehres gewürdigt, festliche Mahle mit ihnen gefeiert, sie in den wichtigsten Künsten unterwiesen und mit Weisheitslehren beschenkt haben, ist in mehreren westafrikanischen Sagen niedergelegt. Die Neger verehren Gott nicht bloß als den Schöpfer, sondern auch als den Lehrer und Erzieher der ersten Menschen: Njambe gab ihnen das Feuer, unterrichtete sie im Ackerbau und dgl. Sie bewahren in den Urstandssagen auch die Erinnerung an die Entstehung der Abgötterei. Die drei schwarzen Urpaare haben sich für das Böse entschieden, und nachdem sie zur Strafe für ihre Untreue von Gott verworfen worden, haben sie sich den Untergöttern oder Geistern, die in Wäldern und Flüssen wohnen, zugewendet. Die Weißen dagegen sind Gottes Freunde und Lieblinge geblieben und daher auch die Herren der Schwarzen geworden. Diese Beziehung auf die Weißen verrät offenbar, daß die Sage erst infolge der Berührung mit den überlegenen Europäern ihre eigentümliche Färbung bekommen hat; der Grundzug derselben aber, die verschuldete Gottentfremdung, ist auch unter andern westafrikanischen Stämmen verbreitet.

Das Kamerungebirge bildet ungefähr die Grenze zwischen Nord- und Südguinea und zugleich zwischen den Völkern der Nigritier- oder Negerfamilie im engeren Sinne und denen des Bantu-Sprachstammes, der mit den Barondo und Bakundu beginnend, sich über die ganze südliche Hälfte des Festlandes erstreckt. Indessen dürfen nach den neueren Forschungsergebnissen

diese Sammelbezeichnungen nicht im Sinne einer scharfen Rassensonderung gedeutet werden. Die echten Neger reichen über Angola, das Grenzgebiet der südlichen Bantu, bis tief nach Benguella hinunter, und anderseits haben die durch eine gemeinschaftliche Sprache verbundenen, im übrigen aber eine bunte Völkergruppe darstellenden Bantustämme in Religion und Sitten manches mit den Bewohnern Nordguineas gemein.

Ein besonderes Interesse beansprucht die Religion unserer schwarzen Landsleute in Kamerun, der Bakwiri, der Dualla und der sprachlich den letzteren zugehörigen Malimba. *Buchholz*[18]) erwähnt die beiden Götter Elung, der auch Elomba und Niengo heißt, und Mungi, der unnahbar in der Wildnis wohnt und ohne Zweifel ein sehr gefürchteter Geist ist. „Verunglückt jemand auf unerklärliche Weise, so sagen die Dualla: Mungi hat ihn zu sich genommen." *Schwarz*[19]) berichtet, daß unter den Bakwiri das religiöse Gebiet dürftiger angebaut sei, als jedes andere, und nach *Buchner*[20]) scheinen die religiösen Bedürfnisse der Dualla ebenfalls sehr geringe zu sein. *Hugo Zöller* hebt die außerordentliche Schwierigkeit hervor, im Flußgebiete von Kamerun nähere Aufschlüsse über die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der dortigen Dualla zu erhalten. Auch die Gebirgsleute bekunden eine unter Naturvölkern überhaupt nicht seltene Scheu, dem Europäer gegenüber von ihren heiligen Dingen zu sprechen. Die meisten Neger nämlich, fügt er als Grund hinzu, sind der Ansicht, daß der Fetisch der Weißen den der Schwarzen an Macht übertreffe. Und aus Furcht, den eigenen Fetisch, auf dessen Schutz sie sich angewiesen sehen, durch Profanierung zu beleidigen und zu erzürnen, halten sie ihre Religion vor den Weißen verborgen. Was aber dieser Forschungsreisende in Erfahrung gebracht hat, reicht vollkommen hin, die Kamerunstämme gegen den Verdacht des Atheismus zu schützen. Außer Elung und Mungi erwähnt er ein höheres Wesen, namens Dschengu (Jengo, Niengo), nach *Buchholz*' Angabe identisch mit Elung; Dschengu gilt als Wassergeist, der mit umgesetzten Zehen über das Meer dahinschreitet. Vermutlich sind die Träger dieser Namen nicht Gottheiten, sondern die am meisten gefürchteten und daher am eifrigsten verehrten Geister. Einem jeden von ihnen dient eine geheime Gesellschaft, die ihre religiösen Übungen vor den Blicken der Uneingeweihten streng hütet. In Mapanja, am Fuße des Gebirges, heißt der

gute Gott Uwasse. Ohne Zweifel herrscht unter den Kamerunnegern der Gegenwart eine große Verschiedenheit und Verwirrung im Glauben, an der wahrscheinlich die geheimen-Orden mit ihren religiösen Besonderheiten die Hauptschuld tragen. Man darf annehmen, daß vor dieser Spaltung Njambe, der noch immer eine besondere Verehrung empfängt, allgemein als oberste Gottheit angesehen und angerufen sei: die Missionäre wenigstens neigen zu dieser Ansicht. In neuerer Zeit kam das Wort Loba, welches ursprünglich Himmel, Sonne, bei den Bakwiri aber zugleich Gott bedeutet, zur Bezeichnung des höchsten Wesens immer mehr in Aufnahme. Die Kuppel des Kamerungebirges heißt Mongo-ma-Loba, d. i. Götterberg. Der dort oben thronende Gott wird in Mapanja Uwasse Moto genannt und wahrscheinlich als die großartigste Erscheinung des guten Geistes Uwasse gedacht. Man stellt sich denselben als ein Wesen vor, das halb Stein und halb Mensch sei und nur ein Auge habe, und welches, wenn auf dem Götterberge Schnee fällt, eine weiße Decke ausbreite oder weiße Gewänder anlege, um eine große That anzukündigen. [21]) Die Gebirgsbewohner widerlegen schon durch diese Naivetät ihrer Vorstellungen die beweislose Behauptung *Schwarz'*, daß sie ihre religiösen Bruchstücke „ganz unzweifelhaft" von den Missionären empfangen haben. Wie Kapitän *R. Rabenhorst* [22]) berichtet, wissen die Malimba, die an der Mündung des gleichbenannten Flusses wohnen, von einem höchsten, schöpferischen Wesen. „Gott spricht," sagen sie, wenn es donnert. „Gott hat mir heute nicht beigestanden," seufzen sie, wenn sie im Handel mit den Weißen kein Glück gehabt haben.

Mit dem Namen Lobe haben in früheren Zeiten vielleicht auch die Bube auf der afrikanischen Tropeninsel Fernando Poo Gott angerufen. Jetzt bezeichnet derselbe einen Schutzgeist, der in dem kleinen Kratertümpel am Nordabhange der Cordillera seinen Sitz aufgeschlagen hat und eine besondere Verehrung genießt. Auf der Höhe des Pic von Sta. Isabel thront der Geist O-Wassa, der denselben Namen trägt, wie dieser Berggipfel und wie der Geist des Götterberges in Kamerun. Die Potoneger Sta. Isabels (Port Clarence) pflegen leichtgläubige Fremde mit abenteuerlichen Erzählungen religiösen Inhaltes zu unterhalten. Wie *O. Baumann* [23]) vom Missionar Barleycorne, der lange Zeit unter den Bube gelebt hat, erfuhr, glauben dieselben an das Dasein

eines obersten Gottes, Watakinaa; nach Hutchinson, Bastian u. a. heißt der große Geist Rupe.

Die Neger in den Gabun- und Ogoweländern nennen das höchste Wesen Aniambié (Aniambia), welches Wort an die Gottesnamen Nordguineas: Yammie, Njame, Onjame, Njambe anklingt und mit dem Nsambi der Bafiote,[24]) dem Zambi der Kalunda[25]) und dem Njambe (Nyampi) der Marutse[26]) am mittleren Sambesi ohne Zweifel gleichbedeutend ist. *Wilson*[27]) leitet Aniambia ab von Aninla (Geister) und ambia (gut). *Paul du Chaillu*[28]) will in demselben nicht die geringste Andeutung eines Gedankens an einen höchsten und allmächtigen Geist, den Schöpfer und Erhalter der Welt anerkennen. Andere Gewährsmänner geben uns das Recht zur Vermutung, daß dem kühnen Gorillajäger, der auch einen Glauben an die Seelenfortdauer bei seinen Schwarzen nicht entdecken konnte, hier wieder etwas entgangen ist, was nur in längerem vertraulichen Verkehre mit denselben ermittelt werden kann. *Hübbe-Schleiden*,[29]) der zwei Jahre unter den M pongwe an der Gabunküste gelebt hat, berichtet: „Jeder M'pongwe, vom ältesten Manne bis zu dem Kinde, das in den Liebkosungen seiner Mutter die ersten Begriffe von der Welt empfängt, hat eine Vorstellung von einem Gotte." Dieser schuf die Welt, dann ging er fort; man hat nie wieder von ihm gehört, aber man weiß noch, daß er Aniambia heist. Die M'pongwe, „that graceful, that beautiful tribe," wie *Winwood Reade* sie preist, halten sich für Aniambias vornehmste Kinder. An seiner Weltordnung haben sie besonders zu tadeln, daß er den Tod verhängt, Geister erschaffen habe und Zauberei dulde. Überdies fehlt es nicht an Skeptikern, welche der wehmutsvollen Erinnerung an die von den schwarzen Stammeltern verschuldete Gottverlassenheit der Negerrasse den Ausdruck verleihen: Gott ist gut für den weißen Mann (Otangani), nicht für den armen Schwarzen (Onombé).[30]) Nachbaren der M'pongwe sind die Fan oder Pahouin, seit den Schilderungen *Paul du Chaillus, Oskar Lenz', Winwood Reades,* des Marquis *de Compiègne* u. a. ebenso bekannt wegen ihrer geistigen Regsamkeit und gewerblichen Betriebsamkeit, als berüchtigt wegen ihres kannibalischen Appetits, der selbst verwesenden Leichen sich gewachsen zeigt. Von ihrem Gottesbewußtsein wissen wir nur, daß sie an ein übermenschliches, höchstes Wesen glauben, sich jedoch wenig um dasselbe kümmern, da es ein gutes Wesen ist. Mehr erfahren

wir auch nicht von den Kennern der übrigen Gabun- und Ogowestämme, der Galloa, der Bulus oder Schekiani im Hinterlande der Koriskobai, der Bakalai oder Akelle, der Aduma u. s. w.

Denselben Glauben bekennen die Eingebornen im übrigen Südguinea, in Loango, Kongo, Angola und Benguella, jedoch nicht ohne jenen Zusatz, der mit ermüdender Eintönigkeit überall in Westafrika wiederkehrt, daß nämlich der Schöpfer und Gebieter aller Dinge wegen seiner Güte und Erhabenheit vernachlässigt werden dürfe. An der Loango- und Kongoküste hat Nsambi (Zambi) als richtender und rächender Gott die Beinamen Ampungo und Aebi. Er führt den Donner und den Blitz in seiner Hand; unter der Anrufung seines Namens werden die Eide geschworen und die Ehen geschlossen.

Nach einer Loangosage hatte Nsambi den ersten Menschen eine weiße Hautfarbe verliehen; die Stammeltern der Neger aber hat er zur Strafe für eine sündhafte Neugierde mit schwarzer Farbe übergossen. Aus Zorn über die Lasterhaftigkeit der Menschen hat er sich von ihnen zurückgezogen, dieselben jedoch nicht ganz hilflos gelassen, sondern unter die Obhut des weiblichen Geistes oder Fetisches Bunsi gestellt, von dem alle Schutzgeister abstammen. Im Ländchen Angoï gilt der erste König oder Magoï auch als der erste Mensch, und die Geistermutter Bunsi als Schutzengel desselben. Am Kongo erzählt man sich, daß Zambi ursprünglich zwei Menschenpaare ins Dasein gerufen habe. Er wies denselben Wohnsitze an einem Brunnen an und schenkte ihnen einen Hahn. Als dieser morgens zu krähen begann, erwachte der jüngere Bruder, sprang von seinem Lager auf und wusch sich in dem Brunnen, bis er weiß wurde. Der ältere Bruder, der sich später vom Schlafe erhoben hatte, konnte sich in dem getrübten Wasser nicht weiß waschen und blieb daher schwarzhäutig.[31]) Der starke Hang der Neger zum Nichtsthun und Tändeln wird durch diese Erzählung drastisch beleuchtet.

Die an der Kongomündung sitzenden Musserongo, deren Vorfahren von den Kapuzinern zum christlichen Glauben bekehrt worden sind, pflegen zu sagen, der gute Zambi sei gestorben, und ein böser (ahni) Zambi, zugleich der Vater aller Plagegeister oder Doko, sei an seine Stelle getreten.[32]) Ob dieselben durch diese Klage eine abgeblaßte Erinnerung an die Predigt vom Gekreuzigten oder ein besonders lebhaftes Gefühl der Gottverlassenheit

aussprechen, muß dahin gestellt bleiben. In Angola und Benguella ist ebenfalls Nsambi der Haupt- und Urgott. Im Songogebiete, einer Landschaft ostwärts von Angola, erhielt ein Häuptling vom Dolmetscher des österreichischen Reisenden *Lux* ein bronzenes Kruzifixchen; über die Bedeutung desselben unterrichtet, nannte er es „N Gana Sambi," d. i. Gott.[33]) Die Kimbunda in den Hinterländern Benguellas nennen das höchste Wesen Suku-Wanange; dasselbe läßt hier unten die Geister schalten und walten, erschreckt jedoch von Zeit zu Zeit die Unholde durch den Donner und schlägt die schlimmsten unter ihnen mit dem Donnerkeile.[34])

So einstimmig die besten Kenner der Westafrikaner deren Glauben an ein höchstes Wesen bezeugen, ebenso allgemein ist ihre Klage, daß demselben nicht die entsprechende Verehrung zu teil wird. Verhältnismäßig selten wird zu ihm gebetet und noch seltener ihm geopfert. Die Gottespriester verschwinden in der großen Schar der Geister- oder Fetischpriester. Die Neger entschuldigen ihr Verhalten, indem sie sagen: Gott ist so überaus wohlwollend, daß er den Menschen keinerlei Leid zufügen kann und daher auch durch Gebete und Opfer nicht angerufen zu werden braucht; oder: Gott ist zu groß und erhaben, als daß er sich um den Gang der Welt und um die Angelegenheiten der Menschen kümmern dürfte; er hat daher die Leitung der irdischen Geschicke untergeordneten Geistern übergeben. Dieses hierarchisch gegliederte Heer der Geister, von den obersten Untergöttern bis zu den niedrigsten Fetischseelen, beansprucht den Kult in einem Maße, daß für Gott nicht viel übrig bleibt. Es darf indessen nicht übersehen werden, daß nach der Vorstellung des Negers die geistigen Mittelwesen, welche das Bedürfnis, die Kluft zwischen Gottes Hoheit und Heiligkeit und der Menschen Niedrigkeit und Sündhaftigkeit zu überbrücken, in allen heidnischen Religionen ungebührlich in den Vordergrund zieht, die Würde und Ehre des Allerhöchsten insofern nicht beeinträchtigen, als sie von ihm ihre Macht und Verehrungswürdigkeit empfangen haben. Auf sein Geheiß regieren sie die Welt, spenden sie den Menschen Gutes und bereiten ihnen zur Strafe Ungemach und Unheil.[35]) Wenngleich zwar in Westafrika die Gottesfurcht wie die Gottesverehrung hinter dem Gottesbewußtsein zurückbleibt, so wäre es dennoch übereilt, derselben alle praktische Bedeutung, jeglichen Einfluß

auf Gemüt und Leben abzusprechen. Durch den Kult der Geister, die nur zu sehr zum Willkürregiment aufgelegt sind und daher durch Gebete und Opfer in guter Laune erhalten werden müssen, wird der unmittelbare Verkehr mit der Gottheit nicht gänzlich gehindert. Nicht selten wendet sich der Neger in Bitten und Seufzern auch an sie, als an die höchste Instanz. „Fragt man den Hauptmann eines jener Krutrupps, die, auf den richtigen Augenblick wartend, neben den bis zur Wasserlinie gerollten Booten stehen, ob man undurchnäßt an Bord und wieder von Bord an Land gelangen könne, so wird er mit der stehenden Redensart: ‚This not my palaver, this be God's palaver' antworten." [36]) In ganz Oberguinea wird beim „Rotwasser-Gottesgerichte" dreimal der Name Gottes mit feierlichem, starkem Ausdruck angerufen. [37]) Die Goldküstenbewohner flehen öfters zu Gott, „daß er segne, die ihn lieben, häufiger noch, daß er denen fluche, welche sie hassen. Sind sie von Kummer niedergebeugt oder von einem schweren Unglücke heimgesucht, und haben sie ihren Götzen vergebens geopfert, so sehen wir sie mit dem Ausrufe, daß ‚sie in Gottes Hand seien, der an ihnen thun werde, was ihm am besten scheine,' sich mutig in ihr Schicksal ergeben." Der Missionar *Schmidt* [38]) teilt noch die Trostsprüche mit: „Schickt dir Gott eine Krankheit, so besorgt er dir auch eine Arznei." „Wenn Gott dir voll einschenkt, und ein Mensch verschüttet etwas davon aus Neid oder Bosheit, so füllt dir Gott wieder auf." Auch die Gottesfurcht fehlt nicht gänzlich. „Er fürchtet weder die Menschen, noch Gott," pflegen die Tschi von jemanden zu sagen, den sie jeder Schlechtigkeit fähig halten. Wer noch im letzten Augenblicke vor einer bösen That zurückschreckt, giebt wohl als Grund an: „Misuro Onyambe," ich fürchte Gott. Die Assini begaben sich, wie der französische Missionar *Loyer* [39]) erzählt, jeden Morgen an den Fluß, schütteten sich zum Zeichen der Erniedrigung eine handvoll Wasser oder Sand auf den Kopf, falteten die Hände und öffneten sie wieder, erhoben ihre Augen gen Himmel und flehten: „Anghiume mame maro, mame orie, mame skikke e okkori, mame akaka, mame brembi, mame anguan e awusan," d. i. mein Gott! gieb mir diesen Tag Reis und Yams, gieb mir Gold und Aigris (Kauri), gieb mir Sklaven und Reichtümer, gieb mir Gesundheit, und daß ich möge hurtig und schnell sein. Ohne Grund erblickt *Gloatz* [40]) in diesem Gebete einen Beweis dafür,

daß der Himmelsgott zum Flußgotte herabgesunken sei. Die westafrikanischen „Flußgötter“ gehören zu den geistigen Mittelwesen, unter denen sie allerdings einen bevorzugten Rang einnehmen. Neuerdings erzählt der Missionar *H. Bohner*,[41]) daß die Ga (Akkra) auf der Goldküste den Segen Onjames über die Fetischpriester herabflehen, und fügt hinzu: „Das Volk setzt voraus, daß ohne die Hilfe Gottes kein Fetischmann etwas vermag. Ja, die Fetischmänner würden mit ihrem Treiben überhaupt keinen Eingang und Glauben finden, wenn sie nicht beständig den Namen Gottes mißbrauchten.“ Der Wongtschä oder Wahrsager beteuert, daß auch er Gott anrufe: „der Weiße betet, wie es ihn seine Väter gelehrt haben; und wir Schwarzen beten, wie es uns unsere Väter gelehrt haben. Die Sache des Weißen ist gut, unsere Sache aber ist auch gut.“[42]) In Yoruba wird dem Könige des Himmels (Obba-Olorun) alljährlich ein reichliches Tieropfer dargebracht, dessen Fleisch vom Könige und vom Volke verzehrt wird. Die gewöhnlichen Bitten an Olorun lauten: Gieb mir Reichtum, Gesundheit und Kinder und räche mich an meinen Feinden! Gute Wünsche für den Mitmenschen werden ausgedrückt durch ein „Gott segne dich!“ oder „Ich danke Gott für deine Gesundheit“ und dergl. Die Untergötter werden als Fürbitter bei Olorun angerufen.[43]) Die Jabu flehen zum Herrn des Himmels um Schutz gegen Krankheit und Tod, um Glück und Weisheit.[44]) Die Bafiote wenden sich mit Vertrauen an Nsambi, der das böse Princip bekämpft.[45])

Unter den Himmelskörpern ist es der Mond, der am meisten verehrt wird. In einigen Gegenden der Beninküste herrscht der Brauch, an jedem Neumonde zwei Menschen zu opfern. *R. F. Burton*[46]) sah, wie auf einem Hügel in der Stadt Benin eine Frau getötet, und der Leichnam den Geiern als Beute überlassen wurde; das Volk versprach sich von dieser That einen besonderen Segen. Der Mondgeist Ilogo, der in Südguinea den Vorrang unter den Schutzgeistern behauptet, ist wahrscheinlich als ein in den Mond versetzter Ahngeist anzusehen.

In Südafrika wenden wir uns zuerst an den Sâp (Plur. Sân, d. i. die „Seßhaften“, nach anderer Ableitung die „Verworfenen“, die „Unterwürfigen“, den die Niederländer zum Buschmann (Bosjesman), d. i. zum „Waldmenschen“ in des Wortes verwegenster Bedeutung, gestempelt haben, zu einem Individuum jener

fabelhaften Rasse, die schon in punischen Sagen und im Berichte des Plinius über die Garamanten eine Rolle spielt. Der Name Waldmensch, mit dem die malayische Benennung des Orang-Utang gleichbedeutend ist, ging auf einen Stamm über, der nach der allgemeinen Ansicht der Kapkolonisten eine begabtere und darum gefährlichere Abart der Paviane darstellte und daher von Natur zu erbarmungsloser Ausrottung bestimmt schien. Selbst in den Augen der südafrikanischen Bantu verdienen die Buschmänner diesen häßlichen Namen. Es ist daher nicht zu verwundern, daß dieselben entwickelungssüchtigen Anthropologen dazu dienten, das fehlende Glied zwischen dem Menschen und dem Affen auszufüllen. Bekanntlich hat *Ernst Haeckel* behauptet, daß sie dem vorurteilsfreien vergleichenden Naturforscher eine größere Ähnlichkeit mit dem Gorilla und dem Tschimpanse, als mit *Kant* oder *Goethe* zu bekunden scheinen. *Wood* nennt die jungen Buschmänner „stupendously thick" und vergleicht sie mit gelben Kröten, von denen sie nur durch ihre Körpergröße unterschieden seien. *Oskar Peschel*[47]) meint, daß die im Jahre 1852 zu London zur Schau gestellten Buschmänner „durch ihr tierisches Äußere wohl jeden von dem Wahne geheilt haben würden, daß alle Menschen das Ebenbild eines erhabenen Wesens vertreten sollen." *Livingstone*[48]) aber hat gleich davor gewarnt, jene um ihrer Häßlichkeit willen ausgesuchten Jammergestalten für echte Typen ihres Stammes anzusehen. Später sind *Chapman, Gustav Fritsch, Theophilus Hahn, G. W. Stow, A. Hübner, Farini* u. a. diesen verachteten Menschen gerecht geworden. Einige Forscher halten die Buschmänner wie auch die sog. Zwergvölker Afrikas für eine verkümmerte Spielart von Bantunegern, die Mehrzahl aber erblickt in ihnen eine besondere Rasse, die zusammen mit den Hottentotten als die südafrikanischen Urbewohner zu gelten haben. *Georg Schweinfurth, Gustav Fritsch* u. a. behaupten überdies die Rasseneinheit derselben mit jenen kleinen Menschenstämmen, die in der ganzen Breite des Äquatorialgürtels über einen von Südwest nach Nordost laufenden Länderstrich zerstreut sind und als die versprengten Reste der afrikanischen Urbevölkerung anzusehen seien.

Die Buschmänner machen nicht bloß durch ihre Körperbeschaffenheit, sondern auch durch ihre Lebensart den von *Burchell* so ergreifend geschilderten Eindruck höchst elender, tief gesun-

kener Menschen, die mit den Australiern, den ausgestorbenen Tasmaniern und den Pescherâch oder Feuerländern um die unterste Stufe in der Menschengattung streiten. Man darf aber nicht übersehen, daß seit dem Jahre 1770 gegen die ebenso gehaßten als gefürchteten Buschmänner, die nicht wie die Hottentotten sich in die ihnen zugedachte Rolle als „Schepsel“ fügten, ein eigentlicher Vernichtungskrieg geführt ward. Die Streifzüge gegen das „schwarze Vieh“ waren ähnliche Menschenjagden, wie sie auch in Australien, in Tasmanien, in Neuguinea und in Nordamerika zur unauslöschlichen Schande der englischen und der anglo-amerikanischen Nation in Scene gesetzt worden sind. Es ist nicht zu sagen, welche Unsumme von Unmenschlichkeit in den amtlichen Schußlisten geschichtlich gebucht ist. Obwohl die philanthropischen Briten von sittlicher Entrüstung über die Handlungsweise der Boeren zu triefen pflegen, hat die englische Besitznahme der Kapländer in der fluchwürdigen Ausrottung der Buschmänner keinen Stillstand und keine Milderung herbeigeführt. Die Werkzeuge der britischen Kolonialregierung in diesem grausamen Werke sind die Bastards; „diesen Hyänen in Menschengestalt macht die Ermordung eines Schwarzen nicht mehr Gewissensbisse, als das Zertreten eines Wurmes.“ [49]) Darf man die wie Wild gehetzten Buschmänner nach ihrer Religion fragen?

Auch ihnen ist die übersinnliche Welt nicht gänzlich eine Terra incognita. *H. Lichtenstein* freilich bestreitet, daß sie eine Vorstellung vom höchsten Wesen besitzen; spätere Reisende aber haben günstiger geurteilt. Nach *Arbousset* und *Daumas* [50]) glauben die Sân an einen unsichtbaren Mann im Himmel, den sie durch Gebete anrufen und durch Tänze verehren, bevor sie in den Kampf ziehen. *Campbell* [51]) redet von einer männlichen Gottheit, die über der Erde, und einer weiblichen, die unter der Erde wohnt. *A. Merensky,* [52]) der als Superintendent der Berliner Transvaalmission achtzehn Jahre lang in Südafrika zugebracht hat, bestätigt ausdrücklich den Glauben der Buschmänner an ein höchstes Wesen, namens Kaang oder Kagan, im Khuai-Dialekte Thoro genannt. Der Engländer *J. M. Orpen*, der im Jahre 1873 in das Drakengebirge vordrang, hatte aus Anlaß der hier häufigen Felszeichnungen eine interessante Unterredung mit einem Buschmanne, der nie vorher mit Europäern im friedlichen Verkehre gewesen war. Da er das Wort Kage vernommen hatte, fragte er seinen

Begleiter nach der Bedeutung desselben und erhielt zur Antwort: „Kage schuf alle Dinge, und wir beten zu ihm.“ Auf die Frage ob er gut, oder böse sei, erfolgte die Antwort, anfangs sei er sehr gut gewesen, mit der Zeit aber sei er immer böser geworden, da er so vieles habe durchkämpfen müssen. *Orpen* fragte: „Wie betet Ihr zu ihm?“ Der Buschmann antwortete in leisem, flehendem Tone: „O Kage! o Kage! sind wir nicht deine Kinder? Siehst du nicht unsern Hunger? Gieb uns zu essen! Dann giebt er uns beide Hände voll.“ „Wo ist Kage?“ „Das wissen wir nicht, aber die Elentiere wissen es. Hast Du nie gejagt und seinen Schrei gehört, wenn die Elentiere plötzlich auf- und davongehen, um seinem Rufe zu folgen? Wo er ist, da sind die Elentiere herdenweise wie das Vieh.“ Kage ist das erste Wesen; sein Weib heißt Koti. Auf *Orpens* Frage, woher denn Koti gekommen sei, gab der Buschmann zur Antwort: „Ich weiß es nicht; vielleicht mit denjenigen, welche die Sonne brachten; aber Du fragst da Geheimnisse, von denen nicht gesprochen werden darf. Ich kenne sie nicht, nur die in jenen Tanz eingeweihten Männer kennen sie.“ [53]) Einige bringen den Namen Kage mit Kakan (Mond) und mit Kwa, im Seroa-Dialekte Koang (Stern), in Verbindung; nach *Bleek* bedeutet derselbe nichts anders, als Kaggen, wie bei den westlichen Buschmännern die Heuschrecke heißt. Es ist aber zu beachten, daß die Heuschrecke, welche in den Buschmannssagen eine hervorragende Rolle spielt, die Schöpferin des Mondes ist. Jedoch verehren die Buschmänner nicht die Heuschrecke, sondern die Sonne und den Mond als sichtbare Träger unsichtbarer Kräfte, und „in ihren abergläubischen Gebräuchen zeigt sich mehr Gottesdienst, als bei den Betschuanen,“ sagt *Livingstone.* [54]) Einer genaueren Forschung mag es gelingen, unter den zahlreichen fratzenhaften Sagen- und Fabelgebilden verzerrte oder verblaßte Züge eines reineren Gottesbildes zu entdecken. Ein solches scheint jener Stamm der Buschleute zu besitzen, der sich Makolong nennt. Sie geben Kaang den Beinamen Kue-Akengteng, d. i. Mann oder Meister aller Dinge. Ihn sieht man nicht mit den Augen, aber man kennt ihn mit dem Herzen. Von ihm kommt Regen und Dürre, Leben und Tod, der Mangel wie der Überfluß an Wild. Zu ihm flehen die Makolong in der Kriegsgefahr und in jeder Notlage. [55])

Die Eingebornen am Kap der guten Hoffnung erhielten von

den Holländern des 17. Jahrhunderts den trivialen Namen Hottentotten, nach *Joh. Nieuhoff* wegen ihres Stotterns, nach andern Erklärern wegen des Geräusches, das sie bei ihren nächtlichen Tänzen mit den Füßen hervorbrachten, nach *Sutherland*, der seltsamerweise das arabische Wort oote oder toote (Geschoß) zu Hilfe nimmt, weil sie von den Holländern zu Boden geschlagen sind. Sie selbst nennen sich Koi-Koin, Verdoppelung von Koin (Volk). Dieselben zerfallen nach *G. Fritsch* sprachlich und ethnographisch in vier, bezw. drei Gruppen. Die erste bilden die kolonialen oder eigentlichen Hottentotten, die zur Zeit der Gründung der Kolonie, 1652, aus einer Reihe von Stämmen bestanden und die Gegenden vom Kap bis zum Kafferlande im Osten bewohnten; als unabhängige nationale Vereinigung gehören dieselben bereits seit zwei Jahrhunderten der Geschichte an, und selbst von den alten Stammesnamen hat sich nur der Name Griqua erhalten, der indessen heute ein Mischvolk von seltener Buntheit bezeichnet. Die zweite Gruppe sind die Korana am oberen Laufe des Oranje; die dritte endlich sind die Namaqua in Klein- und Groß-Namaqualand.

Wie die Buschmänner, so sind auch die Hottentotten seitens der feisten Boeren von jeher als „schwarzes Vieh“ behandelt worden. Kolonisten, die mit ihrem christlichen Namen prunkten, hätten jenen verachteten Geschöpfen um keinen Preis ein Plätzchen in ihren Gotteshäusern vergönnt; war doch über der Thür einer Kirche zu lesen, daß Hunden und Hottentotten der Eintritt verboten sei.[56]) Die Geschichte der Hottentotten ist angefüllt mit Beispielen scheußlichster Ungerechtigkeit und Roheit seitens der Europäer; die Mehrzahl ist dem Kampfe erlegen und zu einem armen Bastardgeschlechte geworden; andere, die lieber die Wildnis mit den Tieren teilen, als ihre Freiheit opfern mochten, sind als Buschleute fast bis an die Grenze des tierischen Lebens hinabgesunken. Man machte das Maß der Ungerechtigkeit voll, als man zur Beschönigung solcher Greuelthaten die Hottentotten als anthropogenetische Zwischenstufe zwischen dem Menschen und dem Tiere hinstellte. Indessen sind dieselben längst aus dem Verzeichnisse der niedrigsten menschlichen Geschöpfe gestrichen worden. Bereits zu Anfang dieses Jahrhundertes konnte *Ehrmann*[57]) schreiben: „Die Hottentotten sind lange von den Europäern sehr verkannt und schief geschildert worden; denn sie sind weder so dumm, noch so träge und so wild, als frühere Reisende aus-

gesagt haben." *Bory de St. Vincent*[58]), der eine Mehrzahl von Urpaaren annimmt, hat nichtsdestoweniger behauptet, daß neun Zehntel der Europäer keiner höheren Begabung sich erfreuen, als die Hottentotten.

Gestützt auf die Berichte des keineswegs immer zuverlässigen *Le Vaillant*, hat Sir *John Lubbock*[59]) den Hottentotten die Religion abgesprochen, an einer anderen Stelle jedoch *Thunbergs* Zeugnis angeführt, nach welchem dieselben einen sehr unklaren Begriff von einem guten Gotte besitzen, dagegen über die bösen Geister, als die Anstifter aller Übel, genauere Auskunft zu geben wissen. *Le Vaillant*[60]) erklärt auch die Kabobiquois am oberen Oranje für religionslos, obwohl er wenige Zeilen vorher berichtet hat, daß dieselben „an ein mächtiges Wesen über den Gestirnen glauben, das alle Dinge gemacht habe und selbige beherrsche." Den Glauben an ein mächtiges Wesen fand *A. Sparrmann*,[61]) der einige Jahre früher in Südafrika reiste, auch unter den kolonialen Hottentotten; auf diese Macht führten sie die Naturerscheinungen zurück, erwiesen ihr jedoch keine Anbetung; sie waren in hohem Maße der Zauberei ergeben. *Moffat*,[62]) der Schwiegervater Livingstones, schreibt über einen Stamm der Namaqua, der längere Zeit den Unterricht der Missionäre genossen hatte: „Sie hatten nicht den geringsten Begriff von einem Gotte und einem zukünftigen Leben; sie waren buchstäblich wie die Tiere." Vielleicht ist dieses scharfe Urteil durch den Ärger über den geringen Erfolg der Missionsarbeit in etwa beeinflußt worden. Neuerdings hatte *J. G. Wood*, der durch seine Sprachforschungen die Heiterkeit aller Kenner erregte, den Mut, *Tindalls* irrige und von demselben alsbald berichtigte Behauptung, „daß die Gemüter der Hottentotten in Bezug auf Religion ein unbeschriebenes Blatt gewesen seien," noch zu überbieten und denselben nicht bloß alle religiösen Instinkte, sondern auch jeglichen Aberglauben abzusprechen. Ihm hat einer der gründlichsten Erforscher Südafrikas die verdiente Zurechtweisung erteilt; *G. Fritsch* konnte nämlich „aus eigener Erfahrung bestätigen, daß er keinen Stamm daselbst in seinem Aberglauben so störrig gefunden habe, als die Reste der eigentlichen Hottentotten . . . Die religiösen Instinkte sind offenbar bei den Koi-Koin keineswegs schwach." [63])

Bisheran aber ist es nicht gelungen, den vollen Gehalt der mit einem dichten Netze von verworrenen Überlieferungen und

Sagen umsponnenen, stellenweise wahrscheinlich auch christlich gefärbten Religionsideen der Hottentotten zu ermitteln. Vielleicht hat diese Erklärungsschwierigkeit den Missionar *Tindall* zu der irrigen Vermutung geführt, daß jene Geschichten, welche von den Reisenden als religiöse Erinnerungen vorgetragen werden, von den Eingebornen selbst nur als Fabeln aufgefaßt würden. Indessen ist es nicht zu gewagt, dem alten *Peter Kolben,*[64]) der bei den neueren Ethnologen wieder zu Ehren gekommen ist, darin beizustimmen, daß die Hottentotten an ein höchstes Wesen, den Schöpfer und Regierer der Welt, glauben, und demselben unbegreifliche Vollkommenheiten beilegen. *Kolben* bestätigt die Behauptung des dänischen Missionars *Böving*, daß sie Gott Gounja (von gao, herrschen), d. i. den großen Häuptling, nennen. *G. Schmidt,* der erste Herrnhuter-Missionar unter den Hottentotten, hörte aus ihrem Munde den Gottesnamen Tuiqua (Ticqoa), der im Dialekte der Nama Tsuiquab, in dem der Korana Tsuikoab (Cü koab) lautet; von ihm unterscheidet sich das von den Kaffern gebrauchte Wort U'tixo nur durch die Schreibweise und durch das Präfix. Über die ursprüngliche Bedeutung dieses Namens herrscht Dunkelheit und daher die größte Meinungsverschiedenheit. *G. Fritsch*[65]) bekämpft die Deutung *Kolbens,* der Gounja Ticqoa mit „Gott der Götter" übersetzt, durch den Hinweis auf die Thatsache, daß Tsuikoab wörtlich „Wundknie" bedeutet und bei den Korana noch heutigen Tages einen berühmten Häuptling alter Zeit bezeichnet. Der Missionar *Wuras* erzählte *Wangemann,*[66]) was er aus dem Munde eines bejahrten Hottentotten vernommen. Zu der Zeit, als der erste Glaubensbote ins Land gekommen, seien zwei Brüder im Streite um die Herrschaft gewesen; der jüngere habe den älteren und dessen Anhang unterworfen, im Kampfe aber eine Wunde am Knie empfangen und seitdem den Namen Cü koab, d. i. verwundetes Knie, geführt. Der Missionar habe auf die Frage nach dem Namen des Mächtigsten auf Erden die einstimmige Antwort: Cü koab erhalten und dieses Wort, ohne den Ursprung desselben zu kennen, für Gott in Gebrauch genommen. Den Hottentotten konnte es keinen Anstoß erregen, daß der himmlische „Häuptling" den Beinamen ihres größten Helden empfing. So wurden nun Cü koab die göttlichen Vollkommenheiten und Werke zugeschrieben: er ist der Schöpfer aller Dinge; er schuf einen Mann, den er Kamma, d. i. Straußfeder (Sinnbild der

Hoheit), und ein Weib, das er Hauna maos, d. i. Messing (Sinnbild der Schönheit), nannte; er gab den ersten Menschen Vieh und Waffen; er wohnt jenseits des blauen Himmels in einem weißen Himmel; will er die Menschen strafen, so hält ihn der blaue Himmel zurück. In dieser Vorstellung verrät sich bereits der Einfluß der christlichen Erlösungslehre. Dagegen braucht die Annahme eines bösen Princips oder eines Teufels, Kau naam, welcher Name an Gounja anklingt, nicht auf christlichen Ursprung zurückgeführt zu werden, da sie ungezählten Naturvölkern eigen ist.

Der neuerdings wieder auferweckte Euhemerismus, welcher alle heidnischen Gottheiten zu sagenhaft verklärten Ahnenseelen erniedrigt, glaubt in den religiösen Vorstellungen und Gebräuchen der Hottentotten wie der südafrikanischen Bantu eine willkommene Stütze gefunden zu haben. Die Vertreter dieser Richtung halten den ursprünglichen Gott der Hottentotten für nichts anderes, als für den mit übermenschlicher Macht ausgestatteten und abgöttisch verehrten Geist des berühmten Häuptlings „Wundknie." Die Einheit der hottentottischen Anschauungen erscheint vollständig hergestellt, wenn auch jenes rätselhafte, sagenumwobene Wesen Heitsi-Eibib oder Heitsi-Kabib, welches bei den Nama eine ähnliche Verehrung genießt, wie Tsuikoab bei den andern hottentottischen Stämmen, als nationaler Held anzusehen ist. Von *Theophilus Hahn*, *Olpp* u. a. aber wird diese Deutung angefochten. Der erstere kommt nach einer Vergleichung der Mythen zu dem Schlusse: „Es mag wirklich einst einen Mann Heitsi-Eibib gegeben haben, der als weiser und tapferer Häuptling sich berühmt gemacht hat. Viele seiner Thaten mögen auch in den Augen des gewöhnlichen Volkes als übernatürlich und zauberhaft erschienen sein." [67]) Im magischen Verklärungsspiele, welches die Sagendichtung mit großen geschichtlichen Persönlichkeiten treibt, konnte Heitsi-Eibib freilich zum Range eines Heros, eines Göttersohnes oder Halbgottes erhoben werden, jedoch nicht das Ansehen der höchsten Gottheit gewinnen.

Eine Vergleichung der in Betracht kommenden Mythen und Sagen, in denen es an Widersprüchen nicht fehlt, führt zur Vermutung, daß dieses wunderliche Zwitterwesen, aus dessen fadenscheinigem Göttergewande an allen Enden der Mensch hindurchblickt, aus einer Verschmelzung verblichener Mondmythen mit verdunkelten geschichtlichen Überlieferungen hervorgegangen sei.

Manche Züge hat Heitsi-Eibib wie auch Tsuikoab mit dem Monde gemein. Wie dieser im Osten aufgeht, so kommt jener von Osten, wohin die Nama ihre Urheimat verlegen. Beide sind große Wahrsager und Zauberer: der Mond verkündet die Geschicke der Menschen nach dem Tode vorher, und Heitsi-Eibib konnte in die Zukunft schauen; der Mond wechselt seine Gestalt und Größe, auch Heitsi-Eibib besaß diese Macht. Beiden endlich wird die Gewalt über Leben und Tod zugeschrieben. Im Todesmythus, den *W. H. J. Bleek*[68]) nach vierfacher Überlieferung mitteilt, sandte der Mond ein Insekt, das vom Hasen überlistet wird, oder den letzteren selbst mit der Botschaft an die Menschen: „Wie ich sterbe und sterbend lebe, so sollt auch ihr sterben und im Sterben leben." Der Hase aber sprach: „Wie ich sterbe und nicht wieder lebendig werde, so sollt auch ihr sterben und nicht wieder lebendig werden." Darob erzürnte der Mond, nahm einen Stock oder ein Beil und schlug den Hasen auf die Nase; daher die sog. Hasenscharte. Der Hase aber zerkratzte dem Monde das Antlitz; daher die Mondflecken. Noch immer zürnen die Namaqua dem Hasen, der eine so böse Botschaft gebracht hat, und verschmähen das Fleisch desselben. Wie der Mond, so stirbt auch Heitsi-Eibib in der Sage und lebt wieder auf. Derselbe aß von den Früchten des Rosinenbaumes und ward infolgedessen von einer tötlichen Krankheit befallen. Daher sprach seine junge (die zweite) Frau: „Dies ist der Ort des Todes." Heitsi-Eibib starb und wurde seiner Anordnung gemäß von seinem Sohne Urisip (dem Weißlichen) mit platten Steinen sanft zugedeckt. Die Seinigen, welche von dannen zogen, vernahmen beständig von der Grabstätte her ein Geräusch, als ob Leute Rosinen äßen und dabei sängen. Das Essen und das Singen hörte sich also an:

„Ich, des Urisip Vater,
Dieses Unsauberen Vater,
Der ich diese Rosinen esse,
Und obschon gestorben, dennoch lebe."

Auf den Rat der jungen Frau sieht Urisip nach und entdeckt die Fußspuren seines Vaters, der vom Rosinenbaum herabspringt und schleunigst davon eilt, am Grabe aber vom Sohne festgehalten wird und fleht: „Laß mich los! Ich bin ein Mann, der tot gewesen ist, auf daß ich Euch nicht anstecke." Daß dieser unglückliche Rosinenesser dem biblischen Adam ähnlich sieht, braucht

kaum hervorgehoben zu werden. In zwei andern Sagen erscheint Heitsi-Eibib als der kluge Held, der den Menschenmörder oder Todesengel überwindet, wie auch der Mond durch seine Selbsterneuerung das tödliche Princip besiegt. Zweimal wird er von Gã-gorip, d. i. von dem in die Grube Stoßenden, in das Grab hinabgestürzt, gelangt aber glücklich wieder nach oben; zum dritten Male gelingt es ihm, den Gã-gorip hinabzustoßen; und dieser kommt nicht wieder heraus. Und seit jenem Tage atmeten die Menschen wieder frei auf, da sie von ihrem Todfeinde erlöst waren.[69]) Heitsi-Eibib ist nach der Vorstellung der Namaqua mehrmals gestorben und vom Tode wieder auferstanden. Wenn dieselben an einem der Orte vorbeikommen, wo er begraben sein soll, so werfen sie einen Stein oder einen frischen Baumzweig auf das Grab und rufen den großen Toten beim Namen, murmeln auch wohl die kurze Bitte: „Gieb uns viel Vieh!“ Der Stammvater, der in seinen Nachkommen wieder lebendig wird, zieht dieselben auch nach sich ins Totenreich und weilt mit ihnen vereinigt in ihren Gräbern. Die vermeintlichen Ruhestätten Heitsi-Eibibs sind große Steinhaufen, die im früheren wie im gegenwärtigen Gebiete der Hottentotten, selbst in sehr steinarmen Gegenden, zahlreich sind und von allen Reisenden erwähnt werden.

Die vielerörterte Streitfrage, ob Heitsi-Eibib als eine geschichtliche Persönlichkeit, oder als Mondgeist anzusehen sei, läßt sich vielleicht dahin erledigen, daß der Stammvater der Hottentotten und der Menschheit überhaupt als Wundermensch in der Erinnerung fortlebt und als Schutzgeist in den Mond versetzt oder mit dem Mondgeiste identificiert ward. Der Naturmensch bewahrt die Erinnerung an einen Urmenschen, den die Gottheit ihrer besonderen Huld und Leitung gewürdigt hat. Nach der Vorstellung der Neger stehen Stammväter, Häuptlinge und Helden, Priester und Zauberer schon bei Lebzeiten in einem vertraulichen Verkehre mit der übersinnlichen Welt, sind von Geistern beraten, beherrscht, sogar besessen und werden im Tode selbst zu mächtigen Geistern verklärt. Heitsi-Eibib wird als Schutzgeist angerufen; jedoch hat derselbe auch Anteil an der Koboldnatur, die Naturvölker abgeschiedenen Menschenseelen beizulegen pflegen, da er zu allerlei Schelmerei aufgelegt ist. Die Neigung, im Ahnenkulte die Urform und die Urquelle der Religion zu suchen, ist in fröhlicher Eilfertigkeit bereit, die Ahnenverehrung überall als Anzeichen und Aus-

druck wirklicher Ahnenvergötterung zu verwerten. Aber nicht einmal die göttlichen Vorzüge, mit welchen die Sage ihre Lieblingshelden schmückt, sind ein hinreichendes Zeugnis für die göttliche Natur derselben, sondern können entweder aus dem väterlich-innigen Verhältnisse der Gottheit zu den Stammvätern, oder aus einer Verschiebung der Naturmythen, welche sich des höchsten Wesens bemächtigt hatten, zu Gunsten der Stammväter, insbesondere des allgemeinen Urvaters, erklärt werden. Eine solche Verschiebung pflegt einzutreten, wenn einerseits der geschichtliche Hintergrund der Sage sich verdunkelt, und anderseits die alten Naturgötter den Menschen näher gebracht und mehr und mehr zu menschenähnlichen Gestalten umgebildet werden. In diesem Vermenschlichungsprozesse, der die Gottheiten auf Kosten ihrer ursprünglichen Erhabenheit und Würde aus der strengen Naturgebundenheit befreit, konnte das menschliche Gewand des Mondgottes aus der verklärten Persönlichkeit des großen Urvaters gewebt werden. Jedoch verlieren die erwähnten Mythen und Sagen wenig an religiösem Gehalte, wenn die andere Auffassung vorgezogen wird, daß nämlich ein Ab- oder Nachglanz der Herrlichkeit, mit der einst der Mond- oder Himmelsgott bekleidet gewesen, auf dem Haupte des gefeierten Heitsi-Eibib sich niedergelassen habe.

Ursprünglich haben die nach einem Sinnbilde oder Sitze des höchsten Wesens spähenden Hottentotten nach oben geblickt und dasselbe im Himmel oder in einem Himmelskörper sich gegenwärtig und gegenständlich gemacht. *Peter Kolben*[70]) bezeugt *Böving* gegenüber auf Grund zahlreicher und sorgfältiger Nachforschungen, daß dieselben dem Monde eine religiöse Verehrung erweisen. Zur Zeit des Neu- wie des Vollmondes veranstalten sie lange nächtliche Tänze. Nach tausend seltsamen Körperverdrehungen werfen sie sich unter gräßlichem Geschrei plötzlich auf die Erde nieder, springen ebenso plötzlich wieder auf, stampfen mit den Füßen auf den Boden, schauen zum Monde empor und rufen: „Sei gegrüßt! Mache, daß wir viel Honig bekommen, daß unser Vieh zu fressen habe und uns reichlich Milch gebe!“ Unter Springen und Händeklatschen wiederholen sie dieses Gebet oder sprechen ein ähnliches. Nach kurzen Erholungspausen beginnen sie von neuem ihre wilden Tänze und kehren erst bei Tagesanbruch in ihre Hütten zurück. *Kolben* bemerkt ausdrücklich, daß sie den Mond entweder für eine untergeordnete Gottheit oder für ein

Bild des unsichtbaren (höchsten) Gottes halten. Obschon er die Meldung *Lailliers*, daß sie die aufgehende Sonne als Spenderin des Lichtes und des Lebens kniefällig verehren, nicht bestätigt fand, ist doch die Vermutung nicht unbegründet, daß dem Mondkulte eine Verehrung der Sonne oder des Himmels vorausgegangen sei.

Die zweite große Gruppe der Eingebornen Südafrikas wird von den südlichen Bantu gebildet, welche seit dem 16. Jahrhunderte mit dem gemeinsamen Trivialnamen Kaffern bezeichnet werden, von Kafir, dem bekannten mohammedanischen Namen für Andersgläubige. Diese Völkerfamilie zerfällt in vier Abteilungen, die ihrerseits in zahlreiche Unterabteilungen sich spalten. Der geographischen Lage nach sind drei Gruppen zu unterscheiden. Die östliche umfaßt die Kosa (Ama-xosa) oder Kaffern im engeren Sinne und die Zulu (Ama-zulu). Letzteren nahe verwandt sind die im Nordwesten derselben wohnenden Swazi, ferner die Mpondo, die Mpondumisi und die Tembu. Zwei andere bedeutende Abzweigungen des Zulustammes sind die Matabele auf dem linken Ufer des oberen Limpopo und die Fingoe. Die ausgebreitetste und eine große Anzahl von Stämmen umfassende mittlere Abteilung ist die der Betschuanen (Be-chuana), welche vom Oranjeflusse im Süden bis hinauf zum Sambesi den innersten Teil des Kontinents einnimmt. Zur westlichen Gruppe derselben gehören unter andern die Batlapi, die Barolong, die Bawanketsi, die Bakuena, die Bamangwato, die Makololo und die Bakalahari; der bedeutendste Stamm der mittleren Gruppe, der Bakoni, sind die Bahurutse, der mächtigste unter den Ost-Betschuanen die Basuto, an die sich nach Norden hin die Batau, die Baputi, die Bakolokue u. s. w. reihen. An die Betschuanenstämme schließen sich nach Nordwesten hin als westliche Abteilung die Herero (O va-herero), „das fröhliche Volk," von den Kolonisten Viehdamara genannt; die vom Viehdiebstahl lebenden Bergdamara sind aus einer Mischung der Völkerströmungen entstanden, deren Schauplatz die Grenzstriche der Kalahari gewesen sind.

Fragen wir nach der Religion dieser großen Völkerfamilie oder der Kaffern im weiteren Sinne, so antworten uns manche Stimmen aus älterer und aus neuerer Zeit, der Geist dieser denkträgen und gedankenlosen Naturmenschen besitze nicht die Spannkraft, um eine Belastung mit dem Gottesgedanken zu ertragen.

Kapitän *Gardiner*, der im Jahre 1835 das Zululand bereiste, teilt folgende Unterredung mit dem Zulu Tpai mit: „Wisset Ihr irgend etwas von dem Schöpfer der Welt? Wenn Ihr seht, wie die Sonne auf- und untergeht, und wie die Bäume wachsen: wisset Ihr, wer dies alles macht und regiert?“ „Nein, wir sehen dieses, aber wir wissen nicht, wie es kommt. Wir meinen, es kommt wohl von selbst.“ „Wem schreibt Ihr denn Eure Siege oder Eure Niederlagen im Kriege zu?“ „Wenn wir kein Glück haben und keine Herden wegführen können, so meinen wir, daß unser Vater (Itongo) nicht auf uns geblickt hat.“ „Glaubt Ihr denn, daß die Geister Eurer Väter (Amatongo) die Welt gemacht haben?“ „Nein“ . . . „Ihr gebt zu, daß Ihr keine Macht über Sonne und Mond habet, daß Ihr nicht einmal ein Haar auf Eurem Haupte wachsen machen könnt. Habt Ihr keine Idee von einem Wesen, welches dies alles thun kann?“ „Nein, wir wissen nichts davon. Wir wissen sehr wohl, daß wir diese Dinge nicht selbst thun können, aber wir denken, daß sie von selbst so sind, wie sie sind.“ [71]) „Verlangt man,“ schreibt *G. Fritsch*, [72]) „daß irgend eine, wenn auch noch so niedrige, Idee der Gottheit da sei, als eines persönlichen, höheren Wesens, welches Macht über uns hat, um den Begriff von Religion festhalten zu können, so besitzen die Ama-xosa keine Religion: denn es fehlt ihnen jeder Ausdruck für Gott. Bei den Ama-zulu, den Be-chuana und den O va-herero ist es den Missionären gelungen, sich im Suchen nach solchem Worte an bestimmte Ausdrücke anzuklammern, obgleich auch dort sich manches gegen ihre Auffassung sagen läßt. Hält man dagegen gewisse verworrene Begriffe von überirdischen Dingen und den daran sich knüpfenden Aberglauben für ausreichend, um das Vorhandensein von Religion darzuthun, so haben die genannten Stämme alle Religion sowie religiöse Gebräuche, und zwar stimmen die Grundanschauungen der verschiedenen Stämme im wesentlichen miteinander überein.“ Dieses in gleichlautenden Wendungen mehrmals wiederkehrende Urteil [73]) spricht die feste Überzeugung eines Forschers aus, der gehört zu werden beanspruchen darf.

Jedoch ist dasselbe von dem Vorurteile beeinflußt worden, daß der Kaffer infolge seiner Verstandesschwäche zur Gottesidee nicht vorgedrungen sein könne. Wir dürfen daher diesem Zeugnisse die Aussage eines Mannes entgegenstellen, dem es wie keinem zweiten vergönnt gewesen, das Geistesleben der Südafrikaner

kennen zu lernen: wir meinen *David Livingstone,* dem *Stanley* [74]) äußerste Wahrheitsliebe und ängstliche Gewissenhaftigkeit nachrühmt: „Sein ganzes Leben ist ein Zeugnis gegen die Zuverlässigkeit einer abstrakten Theorie; und all seine jahrelangen Arbeiten wären fruchtlos, wenn man eine Theorie gegen persönliche Beobachtung und ausdauernde Untersuchung ins Feld führen dürfte." *Livingstone* tadelt die Südafrikaner überhaupt, daß sie sowenig darauf bedacht seien, dem wahren Gotte die schuldige Ehre zu erweisen; infolgedessen dürfe man sich nicht wundern, daß sie von einigen für ganz unwissend in religiösen Dingen gehalten worden seien. Aber selbst bei den am tiefsten gesunkenen Stämmen, fährt unser Gewährsmann fort, „braucht man nicht vom Dasein eines Gottes oder von einem künftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen ist. Alles, was nicht auf natürlichem Wege erklärt werden kann, schreibt man der Gottheit zu, wie Schöpfung, plötzlichen Tod u. s. w. ‚Wie wunderbar hat Gott dies gemacht!' ist eine sehr gewöhnliche Redensart; ebenso die folgende: ‚Er ist nicht an einer Krankheit gestorben, Gott hat ihn getötet.' Und wenn man von den Verstorbenen spricht, so heißt es: ‚Er ist zu den Göttern gegangen.' Ich muß jedoch hinzufügen, da ich von der Gesunkenheit der Eingebornen in Südafrika spreche: je weiter nördlich man kommt, um so bestimmter werden die Ansichten der Eingebornen von religiösen Gegenständen." [75]) In einem späteren Reisewerke schreibt *Livingstone*: [76]) „Der afrikanische Urglaube scheint der zu sein, daß es einen allmächtigen Schöpfer des Himmels und der Erde giebt, der dem Menschen die mannigfaltigen Pflanzen der Erde gegeben hat."

G. Fritsch beruft sich auf *Livingstones* Schwiegervater, den Missionar *Moffat*, der seinerseits ungünstige Äußerungen *van der Kemps* und *Campbells* mitteilt. Jener aber spricht den Kaffern nur insofern die Gottesidee ab, als sie keine Gottesfurcht oder Gottesverehrung an den Tag legen, und das Urteil *Campbells* über die Religionsarmut der Betschuanen erhebt sich kaum über die Gemeinplätze, an denen manche Reisewerke so reich sind.

Die Erscheinung, daß die Südafrikaner der Ahnenverehrung sehr ergeben sind und die Namen für die Geister der Verstorbenen auch auf das höchste Wesen anwenden, hat *Fritsch* u. a. zu der Vermutung geführt, daß unter diesem höchsten Wesen

nichts anders, als der Geist eines hervorragenden Ahnherrn, etwa des Urmenschen, zu verstehen sei. Freilich bezeichnet der U'mshologu der Kosa wörtlich nur den Höchsten der Imi-shologu, d. i. der abgeschiedenen Menschenseelen. Der U'nkulunkulu der Zulu ist der Größte der Ama-hlozi, wie die Seelen der Toten bei ihnen heißen, oder der Adam der Zulu. Itongo ist der Singular von Ama-tongo, die eine höhere Stufe im Geisterreiche einnehmen. Das Wort Mo-rimo bei den Betschuanen ist der Singular von Ba-rimo, unter denen manche Stämme dieser Gruppe geradezu die Geister der Vorfahren verstehen. Ebenso verhält sichs mit Mukuru, Plur. O va-kuru, wie bei den Herero die Ahnengeister heißen.

Der Rückschluß aber von der Gleichheit der Namen auf denselben Begriffs- oder Vorstellungsinhalt ist kein zwingender; zwei Persönlichkeiten können in sehr verschiedenem Sinne „Vater" oder „Urvater" heißen. Nach dem Urteile kundiger Gewährsmänner, wie *Livingstone, Döhne, Callaway, Kropf, Merensky, Holub* u. a., unterliegt es keinem Zweifel, daß die südafrikanischen Eingebornen die Vorstellung von einem höchsten, schöpferischen Geiste oder von einer lebenspendenden und todsendenden Macht, von einer allmächtigen Weltleitung besitzen. Dieses höchste Wesen verdankt seinen Ursprung nicht der Vergötterung der Stammväter Vielleicht ist der Umstand, daß dasselbe in der Regel mit diesen seinen Namen teilt, aus einer Wandelung des religiösen Sprachgebrauches zu erklären, wie sie sich unter den ostafrikanischen Binnenstämmen noch in der Gegenwart vollzieht. Dieselben nehmen nämlich statt des Gottesnamens, der zugleich den Himmel oder die Sonne und daher das höchste Wesen als Himmelsgott bezeichnet, nach dem Beispiele der Küstenbewohner das Wort Mungo oder Mulungo, „der Alte," „der Urvater," in Gebrauch, ohne ihre Vorstellung von Gott zu ändern: der Himmelsgott bleibt, nur der Himmelsname für ihn schwindet. Diese Sprachwandlung entspricht dem tief religiösen Bedürfnisse, den Stammbaum des Menschengeschlechtes im Schoße der Gottheit wurzeln zu lassen. In Menschen, die in manchen Stücken wie Tiere leben und wie Tiere sich fühlen, ist das Bewußtsein der Gottverwandtschaft oder der Gotteskindschaft oft zu einer dunklen Ahnung abgeblaßt und durch allerlei unwürdige Bilder verunreinigt und verzerrt worden. Wie lebhaft aber noch dieser Gedanke den Geist und das Gemüt beschäftigen kann, bezeugen die Namen, welche, den Weltschöpfer als

Menschenvater bezeichnend, gerade den göttlichen Ursprung der Menschheit mit Nachdruck aussprechen wollen, und zeigen im Anschlusse daran die bunt gefärbten Sagen, deren Grundton das väterlich-kindliche Verhältnis zwischen Gott und den Menschen ist. Wir haben für diesen Gedanken ein treffendes Wort des bekannten Religionsforschers *Max Müller*:[77]) „Was den Menschen von allen andern Geschöpfen unterscheidet und ihn nicht nur über das Tier erhebt, sondern ihn einer bloß natürlichen Existenz gänzlich entrückt, ist das Gefühl seiner Kindschaft, das dem Menschen angeboren und von seiner Natur nicht zu trennen ist. Dieses Gefühl kann sich auf die verschiedenste Weise äußern, aber wie immer es sich äußert, es ist durchweht von der unauslöschlichen Uberzeugung: Er hat uns geschaffen.“ Erhaben über die Stammväter der einzelnen Völker ist der Allvater, der unmittelbar vom göttlichen Urvater ins Dasein gerufen, jenen die Gottverwandtschaft vermittelt. Um dieses einzigartigen Vorzuges willen wird er in Mythen und Sagen dem Kreise der übrigen Menschen entrückt und wohl gar an Gottes Stelle gerückt, so daß die Vorstellungen vom göttlichen und vom menschlichen Urvater kaleidoskopartig durcheinander spielen. Einen anderen Antrieb zur Verwechselung beider könnte die Überlieferung geboten haben, welche von einem Attentat des Urmenschen auf die Majestät des Allerhöchsten erzählt. Wenn daher der versinnlichte Schöpfer oder der schöpferische Naturgott aus dem mythischen Gewebe als gottmenschliche Persönlichkeit hervortritt, so ist es naturgemäß, daß er die Züge des menschlichen Urvaters annimmt.

Die Kosa bedienen sich jetzt der von den Missionären eingeführten Ausdrücke Umdali, Schöpfer, und Umenzi, Macher; den Namen Utixo, den sie, wie sie sagen, von den Urgroßvätern überkommen haben und nicht zu deuten vermögen, gebrauchen sie nur beim Schwören und beim Niesen: „Tixo ndincede!“ Gott hilf mir! Einige Missionäre in Natal haben denselben durch Unkulunkulu verdrängt, weil sie an der Bedeutung des Wortes Utixo („Wundknie“), entsprechend dem hottentottischen Tsuikoab, Anstoß nahmen. Nach *Krönlein* aber ist Utixo „der schwer zu Erbittende“ und nach *Kropf* mit dem in einer Kongogegend verehrten Tshikob verwandt.[78]) Wie die Zulu, so nennen auch die Kosa den ersten Menschen Unkulunkulu und räumen ihm eine noch höhere Stellung ein, wie die Hottentotten ihrem Heitsi-Eibib.

Irrtümlich wird derselbe von einigen Forschern für Gott gehalten. In einer von *Bleek*[79]) mitgeteilten Sage heißt es zwar: „Gott (Unkulunkulu) stieg von unten, dem Sitze der Geisterwelt nach der Anschauungsweise der Zulu, empor und schuf im Anfange (ohlangeni) Menschen, Tiere und alle Wesen.“ Jedoch gewinnt man aus *Callaways* „Religious System of the Amazulu,“ dessen erster Teil „Unkulunkulu“ betitelt ist, nicht den Eindruck, daß der Träger dieses Namens göttliche Würde und Wesenheit besitze. Derselbe ist zwar mehr, als ein gewöhnlicher Mensch; er ist, wie sein Name „der Groß-Große“ besagt, der Urgroßvater oder Urahn, und zwar der zum Halbgotte verklärte Urmensch, der in den Schöpfungs- und Urstandssagen als Demiurg, als Mittelsperson zwischen Gott und den Menschen, auftritt. Und da zwischen dem menschlichen Urvater, dem Vermittler des Lebens, und dem göttlichen Urvater, als dem Urheber des Lebens, nicht immer deutlich unterschieden wird, so erscheint Unkulunkulu bald als der Adam, bald als der Gott des Paradieses: der Menschheitsvater, der als erstes Gotteskind das Leben unmittelbar aus der Quelle und daher in Fülle empfangen hat, strahlt in einzigartiger Gottähnlichkeit.

„Unkulunkulu wa-dabuka o-hlangeni (umhlangeni, umhlanga, uthlanga),“ heißt es in Zulusagen, d. i. Unkulunkulu entsprang dem Urstamme oder, wie andere übersetzen, dem Röhricht. Nach *Callaways* Meinung kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die jetzt lebenden Zulu das Wort Uthlanga überkommen haben, ohne die ursprüngliche Bedeutung desselben zu kennen. *Max Müller*[80]) begründet mittels der vergleichenden Mythologie die Vermutung, die Sprache habe mit dem genannten Worte ihr Zauberspiel getrieben. Dasselbe bedeute ursprünglich ein Rohr mit zahlreichen Sprößlingen, habe aber später die Bedeutung von Stamm oder Ursprung angenommen. In der That wird ein Vater der Uthlanga seiner Kinder genannt. Die unwissende Menge, welche mit der sinnbildlichen Denk- und Sprechweise nicht vertraut war, hat an die Entstehung aller Zulu aus einem wirklichen Schilfrohre, statt an die Abstammung derselben von einem gemeinsamen Stammvater gedacht. Diese Auffassung wird neuestens in einem Briefe von vier eingebornen Theologie-Studierenden zu Lovedale an Dr. *Haarhoff*[81]) bestätigt. Andere, denen diese Deutung nicht zusagte, haben Uthlanga entweder zum Stammvater des Menschengeschlechtes oder gar zur Quelle alles Lebens erhoben.

In einigen Sagen wird Umvelinkangi der Urheber aller Dinge genannt. Derselbe schuf auch ein Rohrdickicht, und aus diesem ging Unkulunkulu hervor, der zuerst in männlicher, darauf in weiblicher Gestalt erschien und bald als Gemahl, bald zugleich als Erschaffer des ersten Weibes auftritt. Im Gegensatze hiezu behaupten andere Zulu, daß nach der Meinung der Vorfahren Unkulunkulu die Menschen, die Tiere und alle Dinge ins Dasein gerufen habe. „Es war ein alter Mann, der dies gethan; von ihm heißt es jetzt, daß er der Herr droben im Himmel ist. Unsere Vorfahren aber sagten, daß Unkulunkulu der Uralm war, ein alter Mann, der den Menschen das Leben gegeben und alle Dinge geschaffen hat.“ Auf die Frage, wann dies geschehen, antworten die Zulu-Gelehrten: „Kugala,“ d. i. im Anfange. Umvelinkangi und Unkulunkulu werden von einigen als verschiedene Erscheinungen oder Selbstoffenbarungen eines und desselben Wesens aufgefaßt.

Ohne Zweifel bezeichnet Unkulunkulu ursprünglich den Urmenschen. Er gab jedem Dinge seinen Namen und den Menschen Gebote und Lebensregeln, setzte die Ehe und die Obrigkeit ein, ordnete die Beschneidung und die Geisterverehrung an, bildete weise Ratgeber und Ärzte aus, zeigte ihnen Heilmittel und unterrichtete sie im Gebrauche und in der Beherrschung der Natur. Auch sandte er an die Menschen das Chamäleon (Umwabo) mit der Botschaft, daß sie nicht sterben sollten. Da dasselbe aber sehr langsam ging und häufig stehen blieb, um von den Früchten am Wege zu genießen, betraute Unkulunkulu die hurtige Eidechse (Intulo) mit der Botschaft; diese aber verkündete den Menschen, daß sie sterben müßten. Unkulunkulu ist nicht mehr, und seine Stätte auf Erden kann nicht gezeigt werden. Obwohl er den Menschen die Verehrung der Geister zur Pflicht gemacht hat, empfängt er selbst keine Verehrung. Dagegen muß er als Erzsünder alle Schlechtigkeiten und Laster der Zulu mit seinem Namen decken; die Berufung auf sein Beispiel macht jeden Tadel verstummen: auch Unkulunkulu hat dies gethan; was ist also Böses daran? Er ist der Anstifter aller Schlechtigkeit, der Lehrmeister im Mißbrauche der Naturtriebe und Naturgüter.

Offenbar ist Unkulunkulu im Laufe der Zeit zu einem widerspruchsvollen, fratzenhaften Wesen entstellt worden. Er ist der Schöpfer aller Dinge und selbst ein Geschöpf, der Vater des ersten

Menschen und selbst der erste Mensch. Diese Verwechselung hat in der Sagendichtung folgenden Hergang angenommen. Wie *Callaway*[82]) von den Küstenkaffern erfuhr, ist Utixo von Unkulunkulu versteckt worden und kann daher von niemanden gesehen werden; den Unkulunkulu dagegen sah man und nannte ihn Gott, den Schöpfer aller Dinge. Man sprach so, weil man nicht wußte, wer den Unkulunkulu geschaffen habe. Der bibelgläubige Forscher könnte versucht sein, in der Erhöhung des menschlichen Urvaters auf Kosten des göttlichen die verdunkelte Erinnerung wahrzunehmen, daß der aus Gnade zur Gottähnlichkeit erhobene Urmensch seinem Herrn die schuldige Anbetung versagte und die Gottgleichheit anstrebte: er „versteckte" Gott, d. h. er wollte ihn nicht mehr anerkennen, sondern selbst sein wie Gott. Und zur Strafe für diesen Undank hat Gott sich von den Menschen zurückgezogen, hinter der Körperwelt, wie hinter einem Vorhange, sein Antlitz vor ihnen verborgen.

Und Unkulunkulu seinerseits ist von den der Gegenwart näher stehenden Onkulunkulu oder Vätern der Stämme und zuletzt von den jüngeren Ahnen und den lebenden Häuptlingen „versteckt" oder verdrängt worden. Er gilt zwar als der Geber alles Guten, aber auch als der Anstifter alles Bösen, er ist der Gegenstand ernsten, ehrfurchtsvollen Nachdenkens und frivolen Spottes, der ehrwürdige Urvater und ein Popanz zum Schrecken der Kinder. Selbst die „Zulu-Philosophen," mit denen *Döhne, Callaway* u. a. in näherem Verkehre gestanden, erklärten die Unkulunkulu-Sagen für Bruchstücke, die auch den Hütern der religiösen Überlieferung unverständlich geworden seien. Mit großer Sorgfalt bewahren sie in ihrem Gedächtnisse den Stammbaum ihrer Fürsten und Familienhäupter, in denen sie die göttliche Macht und Hoheit verkörpert wähnen. Sie verfolgen die Geschichte ihrer Ahnen oder Onkulunkulu bis zum Unkulunkulu wamandulo, dem Urvater der Vorzeit. Der „Zulu-Philosoph" Pengula pflegte zu sagen: Gott ist eine Macht, die wir nicht sehen können, die aber in unseren Fürsten und in den Vätern unserer Stämme und Familien erschienen ist. Daher trägt der König die hohen Namen: „Himmel," „Regenbogen," „Majestät," „Tiger," „Elefant" und dgl. . Ein Herrscher, der nicht ein Mensch des Ursprunges ist, keine gekrönten Onkulunkulu aufzuweisen hat, ist nicht ebenbürtig. Beim ersten Unkulunkulu aber läuft der Faden ins Blaue; die Vorstellungen

über den Menschheitsvater sind dunkel, verzerrt und bereits vom Zweifel zernagt. „Wenn wir Schwarzen Unkulunkulu oder Uthlanga oder Schöpfer sagen, so meinen wir ein und dasselbe Wesen. Aber alles, was wir sagen, ist stumpf und einfältig. Es giebt unter uns, selbst unter den Häuptlingen, niemanden, der die Unkulunkulu-Sage so auseinander setzen könnte, daß die Wahrheit zu Tage träte und von andern erkannt würde. Wir machen auch gar nicht den Versuch, der Sache auf den Grund zu kommen: sobald man etwas nachgedacht hat, kehrt man zu dem zurück, was in die Augen fällt. Wir behaupten zu wissen, was wir sehen; die aber mit ihrem Innern schauen, können sofort unsere Unwissenheit selbst in den Dingen offenbar machen, die wir zu sehen und zu begreifen vorgeben.“ Diese dunkelhäutigen Anhänger der positivistischen Weltanschauung ehren Unkulunkulu nur ironisch, da sie zur Beschönigung ihrer Leidenschaften und Laster ihn als Helden der Sinnlichkeit feiern. „So sind wir denn,“ sagen sie, „Kinder gleich, die keine Eltern mehr haben und die alles thun, was sie nicht thun würden, wenn die Eltern noch lebten. Sie handeln, als wären sie in einer einsamen Wüste, wo sie von niemanden beobachtet werden.“ [83])

In diesem verworrenen Sagennetze aber findet *Wangemann* [84]) die Umrisse und die Grundzüge der biblischen Urgeschichte so deutlich erkennbar, daß er den Zulu nachrühmt, bessere Reste der Uroffenbarung bewahrt zu haben, als die meisten heidnischen Kulturvölker. König Panda, der Vater Cetewayos, ließ sich von einem Missionar, der um die Erlaubnis zur Gründung einer Missionsstation nachgesucht hatte, den biblischen Schöpfungsbericht erzählen. Nachdem er eine Zeitlang zugehört hatte, sprach er: „Wenn ihr diese Dinge lehret, so seid ihr keine gefährliche Menschen; denn wir selbst kennen sie schon lange; es ist nichts Böses darin.“ Der Missionar hatte für Gott den Namen Unkulunkulu gebraucht. Der innere Zusammenhang der Zulusagen mit den mosaischen Urkunden ist durchaus glaubhaft, obschon die Vertrautheit Pandas mit den letzteren aus den Einflüssen früherer Missionäre erklärt werden kann.

Die Religion der Zulu wie der Kaffern überhaupt scheint bessere Zeiten gesehen zu haben. Ohne Zweifel hat dieses Volk einst den Himmel, von dem es seinen Namen trägt, für den Sitz und die Erscheinung des unsichtbaren Gottes gehalten. Und auch

in den jüngeren Geschlechtern lebt diese Vorstellung fort, obwohl sie weder dem Himmel, noch den Gestirnen Verehrung erweisen.[85]) Sie versichern aber, die Kunde von einem Könige, der droben thront, nicht erst von den Europäern empfangen zu haben. Auf ihre Frage, woher das Korn komme, haben die Alten geantwortet: „Dasselbe kommt vom Schöpfer, der alles gemacht hat, der auch die Fürsten ins Dasein gerufen hat.“ Auf die weitere Frage, wo denn der Schöpfer sei, da niemand ihn sehen könne, haben die Alten gen Himmel gezeigt und gesagt: „Der Urheber aller Dinge ist dort oben; auch giebt es viele Menschen dort; er aber ist der Herr der Herren.“ Zum Unkulunkulu, der auf Erden weilte, fuhr ein Wesen in einer Wolke herab gleich wie ein Fels und weiß von Gestalt. Die erschrockenen Menschen brachten ihm ein Tieropfer dar; jene geheimnisvolle Erscheinung aber aß nicht davon, sondern nur von dem, was sie selbst mitgebracht hatte. Sie weilte eine Zeitlang hier unten und stieg in einer Wolke wieder empor. Dieser unbekannte Fremde wird Inkosi pezulu, der Herr (das höchste Gut, die höchste Herrlichkeit) im Himmel genannt. Seine Gegenwart und Macht offenbart er im Gewitter. Wenn es blitzt und donnert, sagt man: „Inkosi hält Manöver ab.“ Gerät darob jemand in Furcht, so ruft man ihn zu: „Warum fürchtest du dich so sehr? Hast du gegen den Herrn gesündigt? Was hast du ihm entwendet?“ Wird ein Stück Vieh vom Blitze erschlagen, so heißt es: „Der Herr hat dasselbe für sich genommen, der Herr hat sich zu Gast geladen.“ Zeigt sich der Eigentümer über den erlittenen Verlust betrübt, so sagt man ihm: „Gehört denn das Vieh dir, oder dem Herrn? Er hat Lust, zu essen, und schlachtet für sich.“ Wird ein Mensch vom Blitze getroffen, so heißt es: „Der Herr hat ihn gestraft.“ Wenn es hagelt, so sagt man: „Der Herr greift zu den Waffen; machet ihm alles bereit!“ Und sofort wird alles in Bereitschaft gesetzt: die Waffen werden mit den Spitzen nach oben gekehrt, das Korn in den Hütten wird zurecht gestellt, das Vieh schnell in den Kraal getrieben, damit der Herr nur zugreifen könne, gleich als wolle man ihm sagen: der Herr nehme nach Wohlgefallen, nur unser selbst möge er schonen! Obwohl meistens den Geistern (Amatongo) geopfert wird, so wird doch der Ursprung des Opfers aus den Hungersnöten abgeleitet, welche der Inkosi pezulu durch Vorenthaltung des Regens über das Zululand kommen ließ. Der König

Tschaka hat die Gebete und Opfer um Regen vermehrt. Er berief die angesehensten Häuptlinge und ließ Ochsen, Schafe und Ziegen herbeibringen. Er flehte zum Inkosi des Himmels und rief auch die Geister seiner Ahnen an, daß sie ihn durch ihre Fürbitte beim Inkosi unterstützen möchten.[86])

Fragen wir nach dem Verhältnisse Inkosis zum Itongo, unter welchem Namen auch die Swasi und die andern den Zulu verwandten Stämme das höchste Wesen kennen, so scheint uns Itongo die Gottheit schlechthin oder die göttliche Macht und Vorsehung, Inkosi dagegen die Gottheit in einer konkreten Gestalt oder Erscheinungsform zu bezeichnen.

Mit demselben Unrechte, wie die Kosa und die Zulu, sind auch die Betschuanen auf die Liste der angeblich religionslosen Völker gesetzt worden. „Religion im engeren Sinne des Wortes," schreibt *Emil Holub*,[87]) „besitzen die Betschuanen, d. h. die das centrale Südafrika bewohnenden Stämme dieser Völkerfamilie, nicht; doch können wir aus dem Umstande, daß sie bei den ersten Belehrungen über das Christentum dem unsichtbaren Gotte sofort den Namen Morimo beilegten, ohne daß das Wort eine anderweitige Verwendung fände, schließen, daß sie in längst vergangener Zeit einem sichtbaren oder unsichtbaren Wesen göttliche Verehrung gezollt haben mußten." Und wie derselbe Gewährsmann mitteilt, haben die Barwa und die Masarwa, Sklavenstämme der Betschuanen, als Überbleibsel eines besseren Gottesbewußtseins wenigstens den Gedanken gerettet, daß Morimo ein die Morenas (Fürsten) überragendes Wesen sei.[88]) Diesem Urteile gegenüber kann die entgegengesetzte Behauptung einiger andern um so weniger in die Wagschale fallen, als dasselbe auf eine ganze Reihe von Autoritäten sich stützt: auf die Missionäre *Mackenzie, Hepburn, Price, Williams, Brown, Webb, Jensen;* ferner auf einige der hervorragendsten Trader und einige gebildetere holländisch und englisch redende Betschuanen; und was *Holub* von allen diesen vernommen, fand er durch eigene Anschauung während seiner drei ins Innere unternommenen Reisen bestätigt. Selbst die Vorstellung von einem Gott-Schöpfer scheinen die Betschuanen nicht gänzlich eingebüßt zu haben. Leute aus den zersplitterten Stämmen der Bapalani und Batlokwa, die zur mittleren Betschuanengruppe gehören, sagten dem Missionar *Temming*[89]) erst ganz offen ins Gesicht: „Es giebt keinen Gott; re ipopile, d. h. wir haben uns selbst

gemacht." Die Jüngeren aber berichteten ihm oft, daß auch die Alten sehr wohl an Gott glauben. „Wenn sie am Abende krank sind," erzählte ihm einer, „so rufen sie: Gott kann mir helfen. Fühlen sie sich aber am nächsten Morgen wieder wohl, dann sprechen sie wieder Gotteslästerungen aus und sagen: es giebt keinen Gott."

Zuverlässige Berichterstatter, die sich zum Teil auf langjährige Beobachtungen stützen können, versichern, auch unter den westlichen und den östlichen Stämmen der Betschuanenfamilie Spuren einer ursprünglichen Gotteserkenntnis entdeckt zu haben.

Die Bakuena, schreibt *Livingstone*,[90]) spöttelten darüber, daß man sie in sittlich-religiösen Dingen für unwissend gehalten habe, und sie beteuerten, „daß sie jederzeit, noch ehe sie etwas von den Weißen gewußt, den Regenmachern gegenüber dieselbe Ansicht von direktem Einflusse Gottes auf den Regen und von der Errettung in Zeiten der Gefahr gehabt hätten, wie jetzt. Der Mangel aber jeder Form eines öffentlichen Gottesdienstes oder an Götzenbildern oder an herkömmlichen Gebeten und Opfern bewirkt, daß man die Kaffern und die Betschuanen zu der gottlosesten aller Menschenrassen rechnet, die man je kennen gelernt hat." *William Burchell*,[91]) dessen Zeugnis Sir *John Lubbock*[92]) anruft, um die Bachapin (Batlapi?) zu den Atheisten zu zählen, fand bei diesem Volke den Glauben, „daß ein oberstes Wesen die Welt regiere;" „allein sie mischen," fügt er hinzu, „soviel Aberglauben hinein, daß ihr sittliches und religiöses Gefühl fast unberührt bleibt." Ihre Religion nennt er „einen unzusammenhängenden Gallimathias von Aberglauben und Unwissenheit," „die Ausgeburt stumpfsinniger Geister," und erachtet es leider nicht der Mühe wert, sich mit diesen abergläubischen Vorstellungen und Gebräuchen näher zu befassen. Dieselben aber beziehen sich zumeist auf den gefürchteten Geist Molimo, dem die Bachapin durch alberne Schutzmaßregeln zu entgehen trachten. *W. Joest*[93]) behauptet, daß die Barolong schon vor der Ankunft der Missionäre an den Gott Morimo, den „Einen oben," geglaubt haben. Sie bringen demselben zwar niemals Opfer dar, wenden sich aber an ihn um Regen. Die Häuptlinge gelten als die Hauptmittler zwischen dem himmlischen Regenmacher und den Menschen. Sepinare schrieb sich zwar nicht die Macht zu, den ersehnten Regen herbeizaubern zu können, legte aber seinem Gebete eine

besondere Wirksamkeit bei. *J. Chapman*, der im Jahre 1854 in der Stadt des Bakuena-Häuptlings Secheli ein Erdbeben erlebte, konnte zu seinem Staunen beobachten, wie in einem Augenblicke alle Weiber mit Keulen und Hauen auf der Straße erschienen, um nach dem Himmel hinauf zu drohen und Gott unter den schrecklichsten Ausrufen zu fluchen. Derselbe sah auch, wie Bamangwato-Frauen, die ein Maisfeld abernteten, bei einem Gewitter mit erhobenen Hauen scheltend „Morimo! Morimo!" gen Himmel schrieen, weil sie von Morimo in der Arbeit gestört wurden. Die zum Christentum bekehrten Betschuanen finden dieses Gebaren fluchwürdig und behaupten, daß Gott schon mehrere solcher Lästerer durch den Blitz getötet habe. Dies scheint doch anzuzeigen, daß Morimo als der Herr oder Geist des Himmels angesehen wird.[94])

Die Basuto, der Hauptstamm unter den Ostbetschuanen, halten, wie *Merensky*[95]) bezeugt, Modimo für das höchste Wesen, den Schöpfer der Welt, den Herrn über Leben und Tod, über Glück und Unglück. Gegenüber den Entlehnungstheoretikern erinnert dieser Missionar daran, daß bereits der portugiesische Schriftsteller *de Barros* im sechszehnten Jahrhunderte den Namen Modimo erwähnt, und daß die Zauberdoktoren, welche am zähesten den religiösen Einflüssen der Missionäre und Ansiedler widerstehen, denselben noch heutigen Tages gebrauchen. Der Medizinmann streut dem Säugling ein geweihtes Pulver aufs Haupt und betet: „Modimo, laß uns dieses Kind und mache es stark!" Den Angehörigen eines Sterbenden, an dem seine Kunst zu Schanden geworden, sagt er zum Troste: „Modimo ruft diesen Menschen." *Arbousset* teilt mit, daß der berühmte Basuto-Häuptling Motlume, der zur Zeit der Ankunft der ersten Missionäre schon fünfzehn Jahre im Grabe ruhte, zu sagen pflegte: „Im Himmel wohnt ein mächtiges Wesen, welches alle Dinge geschaffen hat." Sekesa, ein anderer Mosuto, freute sich über die Ankunft der Weißen, von denen er eine Lösung der Rätsel erwartete, die seit langem seinen Geist beschäftigt hatten. Er pflegte ernstlich darüber nachzudenken, wer die Gestirne in ihrer Bahn erhalte, das Wasser ununterbrochen im Flußbette dahinrauschen lasse, wer die Wolken und den Wind sende, den Pflanzen Wachstum und Gedeihen gebe und dgl. Der vielgenannte Häuptling Moshesh sprach zu *Casalis*: „Nach Eurem Glauben also wohnt über den

Sternen ein allmächtiger Herr, der unser Vater ist? Unsere Vorfahren wußten ebenfalls von einem Herrn des Himmels zu reden, und wir selbst nennen noch jene Lichtgegend hoch über unsern Häuptern den Weg der Götter. Indessen scheint uns die Welt immer dagewesen zu sein; nur die Menschen und die Tiere haben einen Anfang gehabt, und zwar sind zuerst die Tiere und darauf die Menschen erschienen; jedoch wissen wir nicht, wer ihnen das Dasein gegeben hat. Wir erbitten von den Geistern unserer Vorfahren Gesundheit, Regen, reiche Ernte und gute Aufnahme nach unserem Tode." Indessen machen die Basuto einen Unterschied zwischen den alten und den neuen Gottheiten; letztere, die Geister, sind weniger mächtig, aber leichter zugänglich und werden mit den Worten angerufen: „Neue Götter, bittet die alten Götter für uns!" Obwohl sie Melimo genannt werden, gelten sie doch nicht als wirkliche Gottheiten, da auch lebende Häuptlinge und zuweilen Missionäre durch diesen Ehrennamen ausgezeichnet werden.[96]) Die Verständigeren unter dem Volke, das sich in allen Nöten an seine Zauberpriester wendet, sind sich recht wohl bewußt, daß diese den Regen nur herabrufen, daß aber Gott ihn sendet, und von Gott erflehen sie einen glücklichen Ausgang des Krieges. Als Weltregierer wohnt Modimo im Himmel, als Weltträger unter der Erde und hat nur ein Bein. *G. Fritsch*[97]) aber will Modimo (Molimo) nicht als Himmelsgeist („gorimo", „holimo," oben) gelten lassen und zieht nun aus der Abwesenheit des Gottesnamens den Schluß, daß der Gottesgedanke den Betschuanen niemals gedämmert habe. Er stützt sich auf das Ansehen des Missionars *Moffat*, welcher mitteilt, daß Molimo ursprünglich nur als eine Art Kobold der Zauberdoktoren gegolten habe, als ein kleines übelwollendes Ding, welches Unfug trieb, aber weder als mit göttlicher Macht ausgestattet, noch als von Uranfang bestehend gedacht wurde, da dasselbe erst mit den Menschen und Tieren zugleich aus einer Höhle im Bakonilande hervorgegangen war. Auch *Brincker* deutet Molimo als einen bösen, im Erdinnern wohnenden Geist. Dagegen erinnert neuerdings der Missionar *Gonin* an den Zusammenhang zwischen Molimo und Molèmo, welches „gut," „Arzenei" bedeute.[98]) Es unterliegt keinem Zweifel, daß der Name Molimo gegenwärtig bei mehreren Betschuanenstämmen einen beweglichen Inhalt besitzt und mehr unpersönlich, zur Bezeichnung alles Übernatürlichen und Unbegreiflichen, alles

Hohen und Mächtigen gebraucht wird, daher auch in der Mehrzahl nicht „Ba," wie die Personennamen, sondern „Me" annimmt. Modimo nennen die Basuto nicht bloß den Allerhöchsten oder „das Höchste," wie der umsichtige *Merensky*[99]) neuestens übersetzt, „das allwaltende Schicksal," sondern alles, was die Beziehungen zur übersinnlichen Welt vermittelt, das ganze lebende und tote Inventar ihrer blühenden Zauberwirtschaft. Modimo ist jedes Zaubermittel, ist der Gegenstand des Glaubens, des Vertrauens und der Furcht eines jeden Mosuto. Modimolle heißt der in der Mitte des Transvaallandes liegende Opferberg, um den sich vor Jahrzenten das Volk von nah und fern scharte, um der grausamen Abschlachtung der Kriegsgefangenen beizuwohnen.[100]) Ein Mosuto in Blauberg sprach zu *Baumbach*: „Jener große Fluß ist Modimo, jenes große Gebirge ist Modimo, und die Trommel, die uns zur Beschneidung ruft, ist Modimo."[101]) Ein Bawanketsi-Häuptling erbat sich von *G. Fritsch*[102]) ein Molèmo, das ihn giftfest machen könne. Auch die Masarwa und die Barwa, nach *Holubs* Ansicht ein aus der Verschmelzung der Bakalahari mit den Buschmännern hervorgegangenes Mischlingsvolk, sagen von ihren Amuletten (Dolos): „Dies ist mein Morimo," „dies sind die Dinge meines Gottes." Und durch das Werfen derselben glauben sie, Morimo Gelegenheit zur Offenbarung seines Wissens zu geben.[103])

Die Sprache allein darf bei der Untersuchung religiöser Vorstellungen nicht den Ausschlag geben. Die beigebrachten Zeugnisse lassen uns erkennen, daß Molimo von Stämmen aller Abteilungen der Betschuanenfamilie als Himmelsgeist angesehen wird, und begründen die Vermutung, daß diese Deutung die ursprüngliche sei. Einige Stämme haben ihn freilich zu einem Erdteufel oder zu einem bösartigen Gespenste herabgewürdigt. Molimo scheint zu jenen Göttern zu gehören, die im goldenen Zeitalter die Menschheit durch ihr menschenfreundliches Wesen und Walten beglückt haben, die aber den gesunkenen, dem Naturzwange und den Naturtrieben preisgegebenen Menschen am meisten mit ihrer herben Seite, als zürnende und strafende Götter, fühlbar geworden und zuletzt, nicht mehr geliebt oder geehrt, sondern nur noch gefürchtet, zu bösen Geistern herabgesunken sind. Der Naturmensch, als Kind des Augenblickes und als Knecht der Leidenschaft in den Tag hineinlebend, verliert mehr und mehr das Bewußtsein der sittlichen Freiheit und mit ihm

angesichts des blinden, rücksichtslosen Naturgeschehens den Glauben an eine mit Weisheit und Liebe waltende Vorsehung. Die ungezählten Übel, denen er infolge seiner naiven, magischen Naturauffassung befangener und bedrängter gegenüber steht, als der Kulturmensch, empfindet er nicht als heilsame Schickungen oder Zulassungen eines weisen, gütigen und gerechten Willens, sondern als Ausbrüche des Zornes, der Rache, des Hasses oder einer grausam spielenden Willkür seitens einer Macht, der er in anthropopathischer Vorstellung dieselben Beweggründe des Handelns, dieselben Launen und Leidenschaften beilegt, von denen er bei seinem eigenen Thun und Lassen sich angetrieben weiß. Daher kann sich im Sehfelde geistig und sittlich tiefstehender Menschen die Gottheit in ein feindseliges Wesen verwandeln, das als furchtbare Macht auch dem Gemüte nur Furcht einflößt. So wird erzählt, der Sohn des Basuto-Häuptlings Moshesh habe einem die Barmherzigkeit Gottes preisenden Missionar zugerufen: „Wollt Ihr von einem guten Gotte reden, so gebet ihm einen Namen aus Eurer Sprache, aber saget nicht, daß unser Gott Molimo gut sei!“

Baumbach entdeckte bei den Basuto auf dem Blauberge noch einen andern Gottesnamen. Ralebeba, so sagte man ihm, ist ein unsichtbares, allgegenwärtiges Wesen, das im Innern des Menschen wie in den Hütten und in den Bergen wohnt; dasselbe schickt den Regen und unterhält das Feuer im Erdinnern. Die hiesigen Basuto kennen es nicht; im Osten und im Nordosten aber weiß man von ihm. In der That vernahm *Beuster* aus dem Munde des Batshoëtla-Häuptlings Matzebandela den ähnlich klingenden Namen Ralowimba, dessen Träger die Erschaffung der Bäume und aller Dinge beigelegt wurde. Ra hedeutet Vater, bezeichnet daher den Weltschöpfer als Menschenvater.[104]) Bei den Bawenda führt Ralowimba auch den Namen Modimo unkulu und die Beinamen „Unsterblicher,“ „Elefantenübertreffer.“[105])

Gemäß den Schöpfungssagen der Basuto sind die ersten Menschen entweder aus einer Felsenhöhle oder aus einem sumpfigen Rohrdickicht hervorgegangen. Dieselben hatten anfangs Scheu, von den Feldfrüchten zu genießen; nachdem aber ein Weib einige Getreidekörner, die ihm eine eifersüchtige Genossin in der Absicht, dasselbe zu vergiften, gefahrlos verzehrt hatte, schwand die Furcht. Die Todessage hat große Ähnlichkeit mit der hottentottischen. Gott schickte die Botschaft an die Menschen:

„Ihr werdet sterben, aber wieder auferstehen." Der Überbringer war säumig, und ein übelwollender Bote verkündete den Menschen: „Das höchste Wesen hat gesagt: ihr werdet sterben und nicht wieder auferstehen." Die Menschen glaubten dem Lügner.[106]) In einigen Urstandssagen der Basutomacht Hubeane (Chuboane), Modimos Sohn, eine ähnliche Figur, wie der Unkulunkulu der Zulu. Derselbe läßt nämlich beim Viehhüten die Menschen ebenfalls aus dem Sumpfe oder Rohrdickicht (Umhlaka) hervorgehen, brüstet sich seinem Vater gegenüber mit diesem Werke und reißt die Oberherrschaft an sich. Nach einer anderen Überlieferung ist Hubeane der Sohn eines Weibes, das nach der Verschlingung der übrigen Menschen durch ein Ungeheuer allein am Leben geblieben war. Plötzlich zu einem kraftvollen Jünglinge erstarkt, will er dem Menschenmörder seine Beute entreißen, geht aber denselben Weg, wie die andern. Jedoch schneidet er behutsam ein Loch in den Bauch des Ungeheuers, schlüpft hinaus, und alle, die verschlungen waren, folgen ihm. Die Geretteten aber haben ihm schlecht gelohnt, da sie ihn wegen seiner Klugheit und Macht beneideten und verfolgten, ohne ihm jedoch schaden zu können.[107]) Deutlicher noch, als in Unkulunkulu, ist in Hubeane der sündige Adam erkennbar, der sich gegen Gott empört und sein eigener Herr sein will. Als Erretter des Menschengeschlechtes vom allgemeinen Untergange hat er Ähnlichkeit mit Noa. Die Bapedi, ein jenseits des Vaalflusses sitzender Zweig der Basuto, bewahren die Erinnerung an eine große Flut, in der fast alle Menschen umgekommen seien.

Die religiösen Sagen und Gebräuche der vom Sambesi in das Basutoland verjagten Malepa oder Banyai-Bakechalaka, wie sie sich nennen, verraten manche Ähnlichkeit mit den biblischen Berichten. Gott (Toyato) ist der Welt- und Menschenschöpfer und offenbart seine Gegenwart und Macht im Himmel und auf der Erde. Er schuf zuerst den Mann, Jobzoane, bei den Bawenda Kozane genannt, darauf das Weib. Alle Menschen sind einst in einer großen Flut umgekommen. Die Malepa, die eine von den Basuto gesonderte Religionsgesellschaft bilden, waschen sich vor dem Gebete die Hände und bedienen sich bei demselben einer Formel, deren Sinn sie nicht mehr zu wissen scheinen. Sie glauben, daß die menschliche Seele beim Tode zu Gott zurückkehrt, der ihr vergilt nach ihren Werken; dem Toten rufen sie

sie den schönen Abschiedsgruß nach: Schlaf wohl, schlaf bei Gott! [108])

Ausführliche Mitteilungen über das Religionswesen der Herero, des westlichen Zweiges der Kaffernfamilie, liefert *Josaphat Hahn*. [109]) Diese Stämme kennen und verehren ein höchstes Wesen, den Schöpfer des Himmels und der Erde, den Spender von Regen und Sonnenschein unter dem Namen Mokuru (Ovakuru), d. i. der „Uralte" (kuru, groß, im Sinne von alt, dem kulu der Zulu entsprechend). Der Name Obempo, d. i. Hauch, Geist, zielt nach *Hahns* Deutung nicht auf einen zweiten Gott, sondern auf die geistige Natur Mokurus. Religiöse Verehrung erweisen die Herero zunächst den Ahnenseelen und in zweiter Linie erst Mokuru; jedoch haben die Opfer, die als Schuld-, Reinigungs-, Sühn- und Totenopfer unterschieden werden, ursprünglich ausschließlich dem Mokuru gegolten. Gegen diese, in einigen Punkten freilich anfechtbare, Auffassung *Hahns* erhebt *G. Fritsch*, [110]) der übrigens hier nicht auf eigene Beobachtungen sich stützt, lebhaften Widerspruch; er will Mokuru nur als einen besonders verehrten Ahngeist anerkennen, da jeder Stamm seinen eigenen Mokuru habe, an den er sich mit Ehrfurcht und Vertrauen wende. Aber diese Namensgleichheit rechtfertigt nicht den Verdacht, daß Mokuru seine göttliche Natur der phantasievollen Ausschmückung seitens eines fremden Beobachters verdanke. Wie vorhin erwähnte Kaffernstämme, so werden auch die Herero das höchste Wesen mit Vorliebe als den Vater der Menschen betrachtet und daher Urvater genannt und später stellenweise mit dem Urmenschen verschmolzen oder verwechselt haben. *Brincker* glaubt, daß unerhörte Verheerungen ihr religiöses Gefühl abgestumpft haben: „der heutige Herero glaubt nur noch an seine Kinder und Rinder."

Die von *Andersson* und *Brincker* mitgeteilten Schöpfungssagen erinnern an die der Zulu. Wie diese aus dem Schilfrohre ihren Ursprung herleiten, so wollen die Herero auf Geheiß Mukurus aus einem Baume hervorgekommen sein. Als sie samt den Buschmännern, den Zebras, Gnus, Giraffen, Ochsen und Hunden aus demselben hervorgingen, herrschte ringsum tiefe Dunkelheit. Ein Damara zündete Feuer an, das die Buschmänner und die wilden Tiere erschreckte und verscheuchte, hingegen die zahmen Tiere, wie der Ochs, das Schaf und der Hund, sich furchtlos mit den Herero um dasselbe sammelten. [111]) Nach einer andern Erzählung

sind nur die Menschen aus einem Baume, die Tiere dagegen aus einem Felsen hervorgegangen. Der Schöpfungsbaum heißt Omumborombonga oder Tate Mukururume und befindet sich im Kaokolande, das die Herero als ihre paradiesische Heimat betrachten. Hier sollen die Vorfahren gebetet und geopfert haben; wer ohne eine Weihegabe am heiligen Baume vorüberging, hatte für sein Leben zu fürchten: man legte wenigstens einen Stein am Fuße desselben nieder mit den Worten: „Vater, sei gegrüßt!“ [112]) Diesem erwähnten Baummythus liegt vielleicht nichts anders, als eine bildliche Redeweise zu Grunde, die den Ursprung der Menschheit aus einem gemeinsamen Urstamme oder Stammbaume veranschaulichen wollte. Anderseits begünstigt der mit der Ahnenverehrung zusammenhängende Baumkult die Deutung, daß die alten Herero den prächtigen Baum, unter welchem die Gebeine des Urvaters ruhten, als Wohnung oder Verkörperung desselben angesehen und daher auch ihn ihren Urvater genannt haben.

Die raub- und mordlustigen Matabele, Verwandte und Nachbarn der Zulu, haben ebenfalls eine unklare Vorstellung von Gott und nennen ihn „Enkosi pesul,“ König in der Höhe, schmücken mit diesem Namen aber auch ihren grausamen Herrscher Lo Bengula. Einen religiösen Charakter hat das Erntefest, das sie durch den „großen Tanz“ feiern. [113])

Von der Beligion der Ovampo, die im Westen den Übergang von den Damara zu den nördlichen Bantu vermitteln, wissen wir nichts Genaues. *Andersson* und *Galton* stießen bei ihren Nachforschungen auf ähnliche Hindernisse, wie viele andere Forscher im übrigen Afrika: der Weiße, ohnehin im Besitze stärkerer Fetische, als der Schwarze, hat gewonnenes Spiel, sobald er diesen zum Verrate an seinen religiösen Geheimnissen verführt hat. *Brincker* erwähnt in seinem Wörterbuche der Otji-Herero, daß die Ovampo mit dem an Murungu anklingenden Namen Karunga ein höheres Wesen bezeichnen; in besonders glücklicher Stimmung rufen sie: „Nani Karunga, matu hupu,“ mit Gottes Hilfe werden wir am Leben bleiben. [114])

Die früher von den Makololo, später teils von den Matabele, teils von den Marutse geknechteten Makalaka, bilden den Übergang von den Südafrikanern zu den nördlichen Sambesivölkern. Auch sie bekennen ein höchstes gutes Wesen, Mali, dem Khosi, der Gott ihrer Feinde, als Widersacher gegenübersteht. Gott wohnt im Himmel,

Satan in der Erde. Modimo aber ist der Familiengeist, der für alle in seinem Erdenleben erlittenen Unbilden Rache nimmt und seine Beleidiger mit Krankheit und Tod schlägt.[115])

Holub zählt außer den Makalaka noch 82 Stämme im Marutse-Mabunda-Reiche, das mehr als 5000 Quadratmeilen vom Stromgebiete des Sambesi umfaßt; das herrschende Volk bilden die Marutse und die Mabunda. Die meisten dieser Stämme sind noch mehr, als die Betschuanen in den Aberglauben verstrickt, anderseits aber auch von einer klareren Gottesidee erfüllt. Wir geben einem der besten Kenner dieser Völker das Wort.

„Wie schon erwähnt," schreibt *Emil Holub*[116]) „besaß die Bantu-Familie, bevor sie sich in die zahlreichen Stämme teilte, welchen wir gegenwärtig begegnen, den Glauben an einen mächtigen, unsichtbaren Gott; bei den Marutse hat sich dieser Glaube unter allen Bantustämmen am reinsten erhalten. Man glaubt an ein unsichtbares, allwissendes Wesen, welches genau das Thun eines jeden beobachtet und mit jedem Menschen nach Belieben verfährt. Man scheut sich sogar, seinen Namen auszusprechen, und bedient sich in der Regel eines Ersatzwortes: ‚Molemo,' welches Wort jedoch einen umfangreichen Begriff in sich schließt. Molemo kann Gott, kann böse und gute Geister, Heilmittel und auch Gifte, Zaubermittel, Amulette etc. bezeichnen. Ihre richtige Benennung für das oben erwähnte allwissende Wesen ist Nambe, Njambe. Beim Aussprechen dieses Wortes erheben sie ihre Augen gegen das Firmament, weisen mit der Hand dahin oder sie thun beides, ohne Njambe auszusprechen. Ich beobachtete viele, die es mit ‚Er da oben' oder ‚Er' umschrieben. Sie meinen, das mächtige Wesen lebe ‚mo-chorino,' d. h. im Blau des Firmamentes. Stirbt jemand eines natürlichen Todes, so heißt es: ‚Njambe rief ihn hinweg'; unterliegt ein anderer im Kampfe mit seinem Nebenmenschen, mit wilden Tieren oder der Wut der Elemente, so heißt es: ‚Es geschah auf Njambes Geheiß'; wird ein Verbrecher zum Tode verurteilt, so wird dies als die gerechte, von Njambe gesandte Strafe angesehen, und der Schuldige, der davon überzeugt zu sein scheint, ergiebt sich demütig in sein Geschick, während der unschuldig Verurteilte wie die ihn begleitenden Freunde bis zum letzten Momente das größte Vertrauen in Njambes Allwissenheit setzend, auf seine Hilfe hoffen, die sich bei dem bei Hinrichtungen gebräuchlichen Giftgenusse im Erbrechen des Giftes

äußeren soll.“ Unser Gewährsmann wurde an der Beerdigung eines von einem Krokodil getöteten Mädchens durch die eigenen Verwandten des letzteren mit den Worten gehindert: „Njambes Wille war es, daß das Krokodil es tötete; deshalb muß es auch dem Krokodil zur Beute werden.“ [117])

Holubs Zeugnis ist eine nachdrückliche Bestätigung der Wahrnehmung *Livingstones*, daß nach Norden hin der Verfall der Bantureligion abnimmt, obwohl auch die am nördlichen Sambesiufer wohnenden Batoka (Batonga) fast nur Ahnenkult treiben; [118]) auf den Norden hin aber weisen die Überlieferungen der südlichen Bantustämme, als auf den Ursitz dieser weitverzweigten Völkerfamilie. Die Marutse (Barotse) am mittleren Sambesi haben sich in vorteilhaftem Gegensatze zu ihren Rassen-Verwandten auf einer höheren Religionsstufe behauptet. Das Wort Molemo gebrauchen sie zur Bezeichnung alles Göttlichen, des göttlichen Wesens wie alles dessen, was zu demselben in näherer Beziehung steht, was Träger seiner Kraft oder Werkzeug seiner Thätigkeit ist. Njambe (Nyampi), „Er da oben,“ ist der persönliche Gott, der im Himmel wohnt, ohne vom Himmel umschlossen zu sein. Er ist nicht ein Gott neben oder über anderen Göttern, sondern Gott schlechthin, die persönliche Bestimmtheit der göttlichen Natur. Aus heiliger Scheu, die manche Christen beschämt, wird er in der Regel Molemo, d. h. das Göttliche, genannt, da er die Verwirklichung des ganzen Gottesbegriffes ist, die Fülle des göttlichen Wesens in sich vereinigt, die persönliche Gottheit ist. Daß ein Negervolk die göttliche Wesenheit als persönliche Einheit auch nur dunkel erfaßt haben könne, wird denjenigen freilich als unglaubhaft und als ungeheuerlich erscheinen, welche in den afrikanischen Stämmen die besten Zeugen der rohen Uranfänge aller Religion zu erblicken gewohnt sind. Selbstredend ist dieser Einheitsgedanke nicht zum klaren Begriffe erhoben, da er nicht jene einheitliche Weltanschauung erzeugt, welche der Einheit der Gottesidee entspricht. Anderseits aber darf auch nicht gesagt werden, daß die Weltbetrachtung der Sambesineger nur am Einzelnen hafte und über die Erregungszustände des Sinnenlebens nicht hinausgehe; dieselbe erscheint zwar als eine fetischistisch zersplitterte, aber sie erhebt sich doch auch wieder über die einzelnen Sinneseindrücke und ahnt den allgemeinen Zusammenhang aller Dinge. Hinter einem vollkommenen Weltbilde bleibt sie freilich ebenso

weit zurück, wie der ihr zu Grunde liegende Gottesgedanke hinter dem wahren Gottesbegriffe.

Von Candido, der in Tete am Sambesi die Stelle eines Richters in allen Streitigkeiten der Bevölkerung versah und mit der Landessprache vollkommen vertraut war, erfuhr *Livingstone*, [119]) daß alle Eingebornen eine deutliche Vorstellung von einem großen, schöpferischen, über den Sternen wohnenden Geiste besitzen. Gott wird in den verschiedenen Dialekten der östlich vom Marutse-Mabundareiche am Sambesi wie der am Süd- und Westrande des Nyassa wohnenden Stämme, der Wapimbi (Bapimbe), Banyai, Wassenga, Warenga, Wanhungue, Watete, Manganja, Morave (Maravi), Marimba, Matumboka, Mascheva (Scheva), Maviti, Mazitu u. s. w. entweder Mpambe, Moambe, an Njambe erinnernd, oder Reza, mit Leza im Kifipa gleichbedeutend, oder Morimo, Molungo, Murungu genannt. Der letztere Name, auch an der ganzen mittleren Ostküste bis südlich nach dem Sambesi hin gebräuchlich, [120]) ist gleichbedeutend mit Unkulunkulu, „der Alte." Die euhemeristische Erklärung des Religionsursprunges klammert sich mit Vorliebe an diesen Namen, obwohl derselbe im Sinne von „der Alte schlechthin," „der Alte der Tage" auf die Vor- und Überzeitlichkeit Gottes hindeutet. Gewiß ist die Sprache die Verkünderin des Gedankens, aber sie ist oft genug unzulänglich, den vollen Inhalt desselben zum Ausdrucke zu bringen. Erscheinungen des Sprachgebrauches sind daher seitens der Religionsforschung mit einiger Vorsicht zu deuten. *Livingstone* versichert immer und immer wieder, daß die oben erwähnten Stämme durch ihren Gottesnamen die Vorstellung von einem höchsten, schöpferischen Himmelsgeiste aussprechen. Neuerdings erfahren wir durch den Missionar *Czimerman*, daß die Marave (Moravi), deren Name gleich dem der Manganja und der Matumboka zuweilen auf die ganze Gruppe der an der Süd- und Westseite des Nyassa sitzenden Stämme angewendet wird, Sonne, Mond und Sterne in hohen Ehren halten, da sie diese Himmelskörper als Ausfluß der Gottheit betrachten. Ihre Sagen über den Ursprung des Menschengeschlechtes haben eine überraschende Ähnlichkeit mit den Erzählungen, die an der Kongoküste vernommen werden. Die ältesten Menschen waren sämtlich schwarzhäutig und saßen im Mittelpunkte der Erde. Als sie auseinander gingen, mußten sie zunächst durch einen Fluß waten, um sich rein zu waschen. Zum Unglücke waren die Vor-

eltern der Neger dem Schlafe sehr ergeben, eilten daher nicht sogleich zum Flusse und zum Orte ihrer Bestimmung, sondern schliefen weiter. Beim Erwachen sahen sie, daß alle übrigen schon jenseits des Flusses sich befanden und von dem Wasser rein und weiß geworden waren. Nun eilten auch sie zum Strome, gewahrten jedoch zu ihrem Schrecken, daß sein Bett bereits ausgetrocknet war und kaum noch einige Pfützen enthielt. In ihrer Hast stolperten sie und fielen in die Lachen, infolgedessen ihre Hände und Fußsohlen benetzt und dadurch etwas gebleicht wurden.[121])

Wie *Lenz* am Ogowe, so hörte *Livingstone*[122]) im Westen des Nyassasees die Sage, welche den Gebrauch des Eisens auf eine Belehrung von oben zurückführt. Daher genießen hier wie in den Ogowe-, Kongo- und Kimbundaländern die Schmiede ein hohes Ansehen. Im schroffen Gegensatze hiezu sind diese Handwerker bei andern afrikanischen Völkern, wie bei den Yoloff in Senegambien, in mehreren Ländern des mittleren Sudan und des oberen Nil und an der Somaliküste, tief verachtet, stellenweise aus der Gesellschaft ausgeschlossen. Diese verächtliche Behandlung scheint darauf hinzudeuten, daß die Schmiedekunst zwar als eine geheimnisvolle, der Kenner derselben aber als Träger zauberischer Kräfte angesehen wird.

Über die religiösen Vorstellungen und Gebräuche der centralafrikanischen Völker haben uns neuere, namentlich deutsche, Forschungsreisende dankenswerte Aufschlüsse erteilt; einige von ihnen haben mit geduldig beobachtendem und scharf prüfendem Blicke auch dem durch eine Unsumme von Aberglauben verdekten Gottesgedanken nachgespürt, jedoch die nach Stämmen verschiedene Form und Färbung dieses Kernes jeder Religion nicht genau zu bestimmen vermocht.

Nach dem Zeugnisse des Pater *Schynse* glauben die Bayanzi, die von der Quangomündung bis zum Äquator das linke Kongoufer bewohnen, an einen höchsten Geist, Ndsakumba, dessen Namen sie jedoch selten aussprechen. Ihm legen sie die Weltschöpfung bei, die Weltregierung jedoch den Geistern, Virimu. Eine andere Bemerkung des um- und vorsichtigen Missionars bezieht sich zugleich auf die Babumba und die Bateke: „sie haben eine Idee von Einem Gotte; aber welche sind seine Eigenschaften, seine Macht? Bis heute ein unentwirrbares Chaos für mich.“[123]) *Stanley*[124]) hörte in

der Stadt Ikondu am Kongo, daß die Bewohner einer unterhalb liegenden Insel durch den Blitz getötet seien; auf seine Frage, wer diesen gesandt, erhielt er zur Antwort: „vielleicht Firi Niambi."

Paul Pogge hat über die religiösen Vorstellungen der zwischen dem Kassai und dem Tanganjika wohnenden Stämme zahlreiche Nachforschungen angestellt, jedoch, wie die einander widersprechenden und verbessernden Notizen seiner von *H. v. Wissmann* veröffentlichten Tagebücher beweisen, eine genaue und erschöpfende Erkenntnis nicht gewinnen können, da er die religiöse Scheu dieser Neger nicht zu überwinden vermochte.[125]) Derselbe wohnte längere Zeit in Lubuku unter den Baschilange, die sich gern nur Baluba nennen und von *v. Wissmanns* Gefährten in der Beschreibung seiner zweiten Reise stets so genannt werden. *v. Wissmann* rühmt von ihnen, daß sie in ihren Begriffen und Urteilen bei weitem nicht so durch den Fetischglauben beeinflußt seien, wie die übrigen von ihm besuchten Völker Afrikas. Die Baschilange bekennen einen höchsten guten Geist, Fidi mukullu, der im Himmel wohnt, der alles erschaffen hat und regiert, der die Guten belohnt und die Bösen bestraft. Da sie das Alter desselben nicht bestimmen können, so nennen sie ihn mukullu, d. i. alt. Für das Wort Fidi haben sie keine Erklärung, ebenso nicht für Koëmbe, den Namen Satans. Manche von ihnen, namentlich der mächtige Häuptling Kalamba-Mukenge und sein Stiefsohn Kalamba-Muana, kamen unsern Landsleuten mit einer liebenswürdigen Wißbegierde entgegen und bekundeten sogar für spekulative Fragen ein lebhaftes Interesse, begehrten Aufschluß über Gott und Seele, über Tod und Jenseits. Kalamba-Muana lauschte oft stundenlang mit unermüdlicher Geduld den gegebenen Erklärungen und pflegte zum Schlusse zu fragen: „woher weißt Du das?" Kalamba-Mukenge hat hauptsächlich aus politischen Gründen eine Art Staatsreligion eingeführt, indem er die alten Fetische öffentlich verbrennen ließ und an deren Stelle Riamba (Hanf) als allgemeines Schutz- und Zaubermittel sowie als geheiligtes Sinnbild des Friedens und der Freundschaft einsetzte. Daher nennen sich die Anhänger des neuen Kultus Bena-Riamba, Söhne des Hanfs; mit Riambarauchen werden alle Feste gefeiert, bei der Riambapfeife werden alle Bündnisse geschlossen, und die wichtigsten Geschäfte abgewickelt; sie begleitet den Mann auf allen seinen Reisen und Kriegszügen. All-

abendlich vereinigen sich die Männer einer Ortschaft auf der Kiota, dem Hauptplatze, zum Hanfrauchen. Die unterworfenen Häuptlinge werden ihrer Fetische beraubt und darauf unter die Bena-Riamba aufgenommen; zu den Aufnahmeceremonien gehört auch eine Beichte des Neubekehrten über alle seine Vergehen und die Übernahme einer empfindlichen Buße. Ohne Zweifel hat der Reformator Kalamba durch die Abschaffung des Fetischdienstes sich ein großes Verdienst erworben; wie wenig er aber Gott die Ehre zu geben geneigt ist, hat er durch den selbstvergötternden Hochmut, mit dem er den Namen Fidi mukullu sich anmaßt, hinreichend an den Tag gelegt.[126])

Bei den Kalunda (Balonda), dem Hauptvolke des Lundareiches, welches gewöhnlich Muata Jamvos (Matiamvos) Reich genannt wird, treffen wir wieder den Gottesnamen Nsambi, dem wir bereits in den Gabun- und Ogoweländern, in Loango, Kongo, Angola und bei den Marutse, den südlichen Nachbarn der Kalunda, begegnet sind. „Es giebt," schreibt *Buchner,*[127]) „ein Wort, welches mit Gott übersetzt werden muß, Nsambi nämlich, auf dessen genauere Bedeutung folgende Verbindungen Schlüsse erlauben: diulu dia Nsambi, Himmel Gottes; dikembi dia Nsambi, Sonne Gottes; kalunga ka Nsambi, Meer Gottes; dikua dia Nsambi, Axt Gottes, Name eines Grases, welches sehr heimtückisch schneidet; Nsambi heißt außerdem auch die sonderbare Heuschrecke Mantis, unsere ‚Gottesanbeterin.' Persönlich und praktisch hat aber dieser Nsambi — ‚o deus lâ no ar' (dort oben in der Luft), wie mein Augusto einmal sagte — für den Neger gar kein Interesse. Er thut ihm weder wohl, noch wehe und kümmert sich seiner Ansicht nach eigentlich nur um die Weißen, die ihm ihre Geschicklichkeit und ihren Reichtum verdanken." Nsambi also ist der Name für das göttliche Wesen, das in persönlicher Bestimmtheit als Himmelsgott erfaßt wird, ohne auf den Himmel beschränkt zu sein. Dasselbe hat die weiße Rasse zur herrschenden erhoben, die schwarze dagegen der Herrschaft launenhafter Geister überantwortet. Das ist ein wehmutsvolles Bekenntnis der Gottverlassenheit des armen Negers, dem Gott fern und fremd geworden ist. Der schwarze Mann hat keinen Gott mehr, zu dem er mit Liebe und Vertrauen emporblicken könnte; gegen den Vorsehungsglauben hat er einen tollen Geisterwahn eingetauscht, der ihn aus einer Angst in die andere jagt.

Der Weg von Muata Jamvos Reich zu den großen Seeen, in deren Gebiet der berühmte Wiener Hamitist *Reinisch* den Ursitz aller Rassen der alten Welt verlegt, führt durch das Land Urua, auf den Karten gewöhnlich Kasongos Reich genannt. Die verhältnismäßig gesitteten Bewohner desselben sind zwar eifrige Götzendiener, aber nicht ohne „eine gewisse unklare Vorstellung von einem höchsten Wesen.“ [128]) Die Umwohner des Tanganjikasees waren durch schnell reisende Forscher, die nur gelegentliche Kundgebungen einer wirren Gespensterfurcht wahrnehmen konnten, in den Verdacht vollendeter Gottlosigkeit gebracht worden. Dieselben teilen eben die Eigentümlichkeit ihrer Rasse, über ihre religiösen Anschauungen Fremden gegenüber ein hartnäckiges Schweigen zu beobachten. Nähere und zuverlässige Aufschlüsse verdanken wir den Missionären von Algier, den sog. „weißen Vätern,“ die seit mehreren Jahren in Udschidschi am nördlichen Ostufer und in Kirando am südöstlichen Ende des Seees ständige Stationen unterhalten und sowohl bei den dort ansässigen Arabern, den Wangwama, wie bei ihren Katechumenen Religionsforschungen angestellt haben. Aus Udschidschi schrieb der Missionar *Guillet* am 25. September 1882 an den Kardinal *Lavigerie*: „Diese armen Neger, welche nur für das Irdische empfänglich schienen, und welche man allgemein einer Sehnsucht nach dem Himmel für unfähig erachtet, zeigen sich sehr begierig nach Belehrung und nach dem Besitze der ewigen Güter.“ [129]) Dieselben glauben an einen Gott und Schöpfer, Kabesa, der im Himmel wohnt, die Guten nach ihrem Tode zu sich nimmt, die Bösen aber von sich stößt. Nicht anders lautet nach dem Berichte des Missionars *Josset* das Gottesbekenntnis der Wafipa von Kirando. Leza heißt bei ihnen der Schöpfer und der unumschränkte Herr alles dessen, was ist; er wohnt in den höchsten Höhen des Himmels und nimmt die abgeschiedenen Seelen, jenachdem sie Lohn, oder Strafe verdient haben, zu sich in seine Wohnungen, oder gesellt sie den bösen Geistern (Nyuru) zu. Die vorzüglichste Eigenschaft Kabesas wie Lezas ist wieder die Güte, daher wird ihnen keine oder eine nur spärliche Verehrung zu teil. Die Leitung der irdischen Geschicke besorgen die Muzimu oder Ahnenseelen. Die Wafipa haben wie die afrikanischen Schwarzen überhaupt keine Freude am Grübeln und begnügen sich daher mit einem höchst einfachen Schöpfungsberichte; sie sagen kurz: es ist Leza, der die Welt

gemacht hat; das Wie? verursacht ihnen kein Kopfzerbrechen. Auf die weitere Frage, ob Gott die Welt aus nichts, oder aus einem Urstoffe gemacht habe, antworten sie, vor Verwunderung ihre Wollköpfe schüttelnd, mit der ersten Aussage. Leza hat das erste Menschenpaar vom Himmel auf die Erde herabgebracht. Die alten Leute, welche an den langen Abenden gern von der „guten, alten Zeit" plaudern, wissen der Jugend zu erzählen, wie einstens Leza auf die Erde herniederstieg und an alle Lebewesen die Frage richtete: wer will den Tod nicht sehen? Zum Unglücke schliefen alle Menschen und auch die Tiere, ausgenommen die Schlange, und diese antwortete: ich. Infolgedessen müssen Menschen und Tiere sterben, die Schlange dagegen braucht nur einmal alljährlich ihre Haut zu erneuern, um ihre Jugendfrische wiederzugewinnen. Unsere Vorfahren sind doch recht einfältig gewesen, meinen die jungen Leute: wir an ihrer Stelle würden nicht geschlafen und auf die Frage des großen Leza sofort im Chore geantwortet haben: wir, großer Leza![130]) Nach einer von *Stanley*[131]) mitgeteilten Sage der Wadschidschi befand sich an der Stelle, wo jetzt der See ist, eine viehreiche Ebene mit einer großen Stadt. Ein hier wohnendes Ehepaar besaß einen tiefen Brunnen, der außer klarem Wasser köstliche Fische enthielt. Während der Abwesenheit des Mannes verriet die Frau desselben dieses Geheimnis einem Liebhaber, der sofort nach einem Fische haschte. Darüber erzürnte der Brunnengeist, und sofort erfolgte eine schreckliche Katastrophe: die Erde bebte und barst, die Ebene sank tiefer und tiefer, das Wasser des Brunnens ergoß sich in die Erdspalten, und die ganze Stadt mit allen lebenden Wesen wurde in den Fluten begraben.

Unter den innerafrikanischen Reichen ist Uganda in neuester Zeit am häufigsten genannt worden. Dasselbe bildet die nordwestliche Umgebung des Victoria Nyanza und hat sich die Staaten Unyoro, Usagara und Ukedi tributpflichtig gemacht. Das herrschende Volk in diesem Reiche sind die Wahuma, hingegen die Waganda im engeren Sinne eine untergeordnete Rolle spielen. Das höchste Wesen der Waganda und der Wanyoro heißt Katonda, d. i. Schöpfer. Dasselbe aber teilt mit der obersten Gottheit der übrigen Negervölker die Eigentümlichkeit, daß es sich in seine Wohnung zurückgezogen und den Lubari, d. i. Geistern oder Untergöttern, die Welt- und Menschenregierung anvertraut hat, die

infolgedessen auch zumeist verehrt werden.[132]) „Der Geist dieser Religion," bemerkt daher *J. K. Speke*, „ist nicht sowohl Anbetung eines höchsten wohlthätigen Wesens, als vielmehr eine Steuer an gewisse böse Furien, in der That eine Versöhnung derselben, auf daß sie dem Lande kein Übel bringen und eine reiche Ernte sichern." Der Gattungsname Lubari scheint auch als Eigenname des höchsten Geistes gebraucht zu werden. Der Kabaka (Kaiser) Mtesa zeigte gen Himmel, als er von *Speke* gefragt worden, wo Lubari oder Gott wohne. Das Gewitter wird als ein göttliches Werk angesehen, daher wird an der Stelle, die der Blitz getroffen hat, ein kleines Heiligtum errichtet. In Karagwe, an der Westseite des Nyanza, fuhr ein Donnerkeil unter die bestürzte Menge; König Dagara hob ihn auf und betrachtete ihn als ein Zeichen, daß Gott an ihm und seiner Regierung Wohlgefallen habe.[133]) Von den Wahuma rühmt *Stanley*,[134]) daß sie weniger abergläubisch seien, als die Waganda „Eine Spur von Religion findet sich unter ihnen nicht," fährt er fort, fügt aber gleich hinzu, daß sie die gefährliche Macht eines geheimnisvollen Wesens fürchten, das sie durch Opfergaben zu versöhnen suchen. Ähnliche Vorstellungen und Gebräuche beobachtete er auf seinen früheren Reisen unter den an der Südküste des Sees hausenden Wakerewe und Wakwya.

C. Peters[135]) glaubt an uralte Beziehungen zwischen Uganda und der ägyptischen Kultur. *F. Ratzel*[136]) macht darauf aufmerksam, daß in den von *Emin Bei* erkundeten Schöpfungs- und Urstandssagen der Ugandavölker die merkwürdigen äthiopischen Grundzüge, nämlich die Chamäleons- und die Mondsage, nicht vermißt werden. In uralter Zeit, sagen die Wanyoro, gab es viele Menschen auf der Erde, und dieselben starben nicht. Da sie aber übermütig wurden und keine Opfer darbrachten, erzürnte der „große Zauberer" (Niavankja oder Kagra), der die Geschicke der Menschen lenkt, warf das ganze Himmelsgewölbe auf die Erde und tötete deren Bewohner. Um aber die Erde nicht verödet zu lassen, sandte er einen Mann und eine Frau „von oben" hernieder. Diese erzeugten einen Sohn und zwei Töchter, von denen die eine das Chamäleon, die andere den Mond gebar. Beide wuchsen auf, gerieten aber bald mit einander in Streit. Da das boshafte und heimtückische Chamäleon dem Monde nachstellte, zog ihn der „große Zauberer" an den Himmel, von wo er noch immer zur Erde hernieder schaut.

Und um an seine irdische Herkunft zu erinnern, wird er groß und leuchtend, nimmt dann aber ab, wie um zu sterben, stirbt jedoch nicht, sondern erscheint wieder am westlichen Himmel. Die Sonne aber ergrimmte so heftig über ihren neuen Nebenbuhler und brannte ihn so stark, daß die Flecken in seinem Gesichte noch heute zu sehen sind. Das Chamäleon bevölkerte die Erde; die Nachkommen desselben aber legten ihre Schwänze ab und verloren unter den glühenden Sonnenstrahlen auch ihre ursprünglich bleiche Hautfarbe. Die Himmelssphären sind bis zur Stunde noch von geschwänzten und herdenreichen Menschen bewohnt, denen die Sterne im Auftrage des „großen Zauberers" Wächterdienste leisten. Die Sonne ist der Wohnsitz von Riesen.

Manche Stämme Ostafrikas haben äußerlich den Islam angenommen, sind aber im Herzen ganze oder halbe Heiden geblieben. Zur Religion des Propheten bekennen sich ohne Ausnahme die Wasuaheli, ein geringer Teil der Wangindo, der Wasaramo, der Wakhutu, der Wakami, der Wasigua, der Wadoë und der Wasambara, ein größerer Teil der Wasegedu, der Wanika, der Watua und des Gallavolkes, endlich die den Gallo verwandten Somal und die Danakil.

In Unyamwesi, „dem Mondlande," das zwischen dem Nyanza und dem Tanganjika sich erstreckt und hier den Übergang aus Innerafrika nach Ostafrika bildet, wird der Schöpfer aller Dinge Miringi, Miensi Mungu oder Mulungu genannt. Das höchste Wesen der Wayao, der Makua (Mokkua) und der übrigen zwischen dem Nyassasee und der Mosambikküste sitzenden Stämme heißt ebenfalls Mulungo oder Mlugu. Dieser Name ist auch im Gebrauche bei den Wangindo, den Wasaramo, den Wakhutu, den Wakami, den Wanika, den Wapokomo und den Wakamba; Muungu, Mongu, Monggu dagegen bei den Küstenvölkern vom Kap Delgado bis zum Kap Gardafui. Die landeinwärts wohnenden Wateita, Wataweta und die andern Binnenstämme haben den Namen Mungo wahrscheinlich von den Küstenbewohnern entlehnt und ursprünglich das allmächtige Wesen „Eruwa," „Suwa" genannt; dieser Name, dem „Kruwa" im Kidjagga, dem „Djua" im Kisuaheli, dem „Thuwa" im Kipare, dem „Njuba" im Luganda und dem „Ntuwa" in einer Kongosprache entsprechend, bedeutet stets Himmel oder Sonne. Und wo derselbe durch Mungu oder Mulungu, „der Alte," verdrängt ward, ist doch die Vorstellung vom

Weltverhältnisse des höchsten Wesens dieselbe geblieben, da Gott auch unter dem neuen Namen überall als Himmelsgott aufgefaßt wird. Die Wadjagga, die Wataweta, die Wagueno und die Wapare bedienen sich zuweilen des Suahelinamens Muungu, in der Regel aber gebrauchen sie für Gott und Sonne ein und dasselbe Wort, ohne indessen dem Fragenden zu verraten, wie sie das Verhältnis beider zu einander denken.[137])

Pater *Horner*[138]) giebt das Gottesbekenntnis der Ostafrikaner in den wenigen Sätzen wieder: „Monggu ist der Schöpfer aller Dinge; er wohnt in der Höhe, und niemand hat je ihn gesehen. Man anerkennt, daß er gut ist, aber man kümmert sich wenig um ihn. Hie und da singt man bei religiösen Ceremonien: Ombe Monggu, bittet Gott.“ *Johnston* kehrte in Taweta bei einem stattlichen Wilden ein, der mit zärtlichster Liebe sein kränkliches Kind herzte. Er erbot sich, dem bekümmerten Vater Dawa, d. i. Arzenei zu beschaffen. Dieser aber entgegnete: „was wissen wir von Dawa?“ Darauf blickte derselbe mit gläubiger Einfalt zum Himmel empor und sprach: „vielleicht wird Muungu das Kind heilen. Allein wer weiß es? — Das andere ist gestorben.“ „Also hattest du noch ein Kind?“ fragte *Johnston*. „Ja, entgegnete der Vater, „aber Muungu nahm es zu sich.“ Als *Johnston* zu seiner Ansiedlung in Djagga zurückgekehrt war, zeigte sich ein Mann so hocherfreut, daß er wiederholt nach oben ausspuckte und dabei ausrief: „Eruwa itscha,“ Gott ist gut.[139]) Vielleicht haben die Wadjagga diese seltsame Gewohnheit des Ausspuckens, durch welches sie ihre Freude und Dankbarkeit kundgeben, von den Massai angenommen. *Krapf,* der von den Wanika Näheres über den Himmelsgott zu erfahren suchte, erhielt von einigen zur Antwort, Mulungu sei der Donner, von andern, er sei der Wolkenhimmel, wieder von andern, er sei der Anstifter von Krankheiten, noch von andern, er sei das höchste Wesen. Die vom Baron *von der Decken*[140]) erwähnte Scheu, den in unnahbarer Erhabenheit thronenden Gott unmittelbar zu behelligen, ist jedenfalls nicht eine allgemeine, da derselbe durch Gebete und Opfer (Sada) öfters geehrt wird. Die Wanika flehen zu ihm um Gesundheit, Regen und dgl. Sie bedienen sich bei solchen Gelegenheiten keiner besonderen Gebetsformeln, sondern der Worte, die das Bedürfnis des Augenblickes ihnen in den Mund legt, z. B.: „Hewe Mulungu muhoho wangu avole,“ o Gott! möge mein Kind besser werden!

Wird eine neue Hütte gebaut, so wird auch Mulungu ein Opfer dargebracht, und die Stätte durch einen Holzpfahl bezeichnet. In Altrabbai sah *Krapf* niedrige Hütten, die „Häuschen Mulungus“ hießen und zur Verehrung Gottes bestimmt waren; hier wurden die Opfer dargebracht, die Geister beschworen, und die Sachen niedergelegt, welche man vor den Dieben schützen wollte; in der Nähe dieser Tempelchen werden auch die Toten begraben. Beim Reinigungseide „des Beiles“ und dem „des kupfernen Kessels“ sagt der Angeklagte: „wenn ich das Verbrechen begangen habe, so möge Mulungu gegen mich sprechen; wenn ich aber nichts Böses gethan habe, so möge er mich retten;“ „er möge mir Gerechtigkeit widerfahren lassen.“ [141]) Die nach *Krapfs* Urteil materialistisch gesinnten Wakamba anerkennen Mulungu als den Urheber alles Guten, opfern ihm in der Not und ehren ihn durch kleine Weihegaben bei jeder Mahlzeit. Die Gottheit aller übrigen bereits oben namhaft gemachten Negervölker Ostafrikas weist dieselben Grundzüge auf.

Die Massai (Orloikob, Iloikob) gehören nicht mehr zu den Bantu, sondern sind verwandt mit den hamitischen Nilvölkern, den Lattuka, den Bari, den Schilluk u. s. w. Die Wakuafi nennt *Johnston* ackerbauende Massai. Die Mitteilungen *Horners*, *Krapfs* und *von der Deckens* über die Religion dieser Völker werden durch die neuesten Besucher des Massailandes, *New*, *Thomson*, *Johnston* und *Fischer* bestätigt, jedoch nicht wesentlich erweitert. Das weibliche Wort Engai oder Ngai, durch welches die Massai und die Wakuafi ihren unklaren und unbestimmten Gottesgedanken aussprechen, bezeichnet zugleich den Himmel und den Regen. Und da sie die Gottheit im Himmel verkörpert oder wohnend wähnen, so nehmen sie Anstoß an den mohammedanischen Küstenbewohnern, die, beim Gebete den Erdboden mit der Stirne berührend, Engai den Rücken zuwenden. Mit religiöser Verehrung blicken sie auch zu dem schneeigen Gipfel des Kilima-Ndjaro empor und nennen diesen Berg Engadji oder Doinjo Engai, d. i. Haus oder Berg Gottes; sie glauben nämlich, daß Engai sich öfters auf demselben niederlasse und von hier aus ihnen den Regen sende, den sie als ackerbauende und viehzüchtende Völker für einen besonderen Erweis des göttlichen Wohlwollens ansehen; daher halten sie es auch für unehrerbietig, in ihren Hütten oder unter den Bäumen Schutz gegen den Regen zu suchen. Sie ver-

ehren Engai durch Gesänge und Tänze und in dringlichen Anliegen auch durch Tieropfer. Ferner rufen sie einen Mittler, namens Neiterkob, an, daß er ihre Bitten um Regen und Graswuchs, um männliche Nachkommenschaft und Kriegsglück bei Engai unterstütze. Der Name dieses Mittelwesens deutet auf einen Erdgeist hin, da Enkob die Erde bezeichnet. Der Sage gemäß ist Neiterkob in der Urzeit von Engai auf den Kenia, den weißen Berg, gesetzt worden. Auf seine Fürbitte wurde ein Weib, namens Sambu, das mit ihrem Manne Ndschemasi Enauner auf dem Berge Sambu wohnte, Mutter und zwar die Stammmutter der Massai und der Wakuafi. Neiterkob lehrte den glücklichen Gatten die Kunst, wilde Kühe und Büffel zu zähmen, und pflanzte so den Nachkommen desselben die Neigung zum Hirten- und Nomadenleben ein. Die Massai betrachten den Kenia, ihre Brüder, die Wakuafi, den Sambu als ihre Urheimat. Obwohl beide sich gern an Neiterkob wenden, so rechnen sie doch auch, namentlich bei der Untersuchung von Verbrechen, auf ein unmittelbares richterliches Eingreifen seitens der Gottheit.[142]) Engai, in der Regel im Himmel, zuweilen auch auf dem Kilima-Ndjaro thronend, wird ohne Zweifel als ein persönliches Geistwesen gedacht. Nichtsdestoweniger pflegen die Massai in Übereinstimmung mit manchen Bantuvölkern den Gottesnamen auf unerklärbare Dinge und Vorgänge überhaupt anzuwenden. *Joseph Thomson*[143]) erzählt: „Ich war Ngai; meine Lampe war Ngai; Ngai saß in allen Dampflöchern. In der That brachten sie alles ihnen Fremde und Unbegreifliche in Verbindung mit Ngai. Unaufhörlich beteten sie zu ihm.“ Ähnlich berichtet Dr. *Fischer*:[144]) „Wenn es donnerte, riefen sie Ngai; wenn ich Raketen steigen ließ, schrieen sie Ngai, Ngai, und viele sagten, als sie mich zuerst erblickten, Ngai, besonders immer, wenn ich Streichhölzer anzündete.“ Man braucht diese Gewohnheit nicht aus einer gänzlichen Verschwommenheit des Gottesgedankens abzuleiten, sondern darf dieselbe mit der Unsitte so vieler Christen vergleichen, die bei jeder überraschenden Begebenheit den Namen Gottes im Munde führen.

Die Galla, die ebenfalls nicht zur Negerfamilie gehören, sind teils noch Heiden, teils sind sie zum Christentum oder zum Islam übergetreten. Die heidnischen Galla nennen Gott Wak oder Waka, d. i. Himmelsgott. Er ist der Schöpfer der Welt und des Menschen, der Spender alles Guten und der Richter der Toten. Er

offenbart sich im Gewitter und bedient sich des Mondes, um Segen wie Unglück zu senden. Die Galla verehren ihn durch Gebete und Opfer. Alljährlich bringen sie ihm unter dem Workabaume Woda Nabi am Flusse Hawasch ein großes Opfer von Schafen und Ochsen dar und flehen zu ihm: „O Wak! gieb uns Kinder, Tabak, Korn, Kühe, Ochsen und Schafe. Bewahre uns vor Krankheit und hilf uns, unsere Feinde, die Sidima (Christen) und die Islama, töten. O Wak! nimm uns zu dir, führe uns in den Garten, führe uns nicht zum Satan und nicht ins Feuer!“ Außer Wak werden noch zwei Untergottheiten verehrt: Oglie, die männliche, der in den Monaten Juni und Juli geopfert wird, und Atetie, die weibliche, die als Göttin der Fruchtbarkeit im September unter Feigenbäumen angerufen wird. Diese beiden Gottheiten, welche wohl die zeugende und die fruchtbringende Naturkraft darstellen sollen, erinnern an ägyptische Vorbilder. [145])

Die Völker der oberen Nillandschaften besitzen ebenfalls eine dunkle und dürftige Gottesidee, wenngleich *Samuel White Baker* [146]) wiederholt behauptet, daß die von ihm besuchten Stämme dieser Gegenden aller Religion bar seien. Auch *J. Petherick* hat im Widerspruche mit den katholischen Missionären die nichtislamitischen Völkerschaften am Weißen Nil als Atheisten hingestellt, jedoch hinzugefügt, daß dieselben an die übernatürliche Macht der sog. Regendoktoren, der Kodschur oder Kugur, Bundit oder Bonit, glauben. Den Obbo spricht *Baker* sogar allen Aberglauben ab, obschon er kurz zuvor erzählt hat, daß „niemand von ihnen daran denkt, eine Reise anzutreten ohne den Segen des alten Häuptlings Katschiba, der den Reisenden bezaubern und unterwegs vor allen Gefahren bewahren soll. Im Falle einer Krankheit wird Katschiba gerufen nicht als Doktor der Medizin in unserem Sinne, sondern als Doktor der Magie, und er bespricht sowohl die Hütte, als den Patienten gegen den Tod. Seine Unterthanen haben zu seiner Kraft das vollste Vertrauen, und sein Ruf ist so groß, daß häufig entfernte Stämme ihn zu Rate ziehen und ihn als Magier um Hilfe bitten. [147]) Wenn derselbe Reisende [148]) das Ergebnis seiner Unterredung mit dem intelligenten Lattuka-Häuptlinge Commoro dahin feststellt, „daß nicht einmal ein Aberglaube vorhanden sei, auf den sich hätte ein religiöses Gefühl gründen lassen,“ so ist der Umstand in Erwägung zu ziehen, daß das Religionsgespräch durch zwei Dolmetscher geführt wurde

und daher durch allerlei Mißverständnisse leicht getrübt werden konnte.

Alle in Rede stehenden Völker haben eine mehr oder weniger unbestimmte Vorstellung von einem höchsten, schöpferischen Wesen, aber mit dem echt afrikanischen Zubehör der Vernachlässigung desselben in den religiösen Übungen. Die westlichen Nachbaren der Obbo und der Lattuka, die Bari und ihre Stammesgenossen, die Tschier, nennen das göttliche Wesen, das unsichtbar im Himmel und auf der Erde wohnt, Nun, seltener Giuok; in Krankheits- und Todesfällen opfern sie Affen und Ziegen. [149]) Die Hauptstämme am oberen Laufe des Nil sind die Nuër am rechten, die Schilluk am linken und die Dinka oder Djanga am östlichen Ufer des Bahr el-Abiad. Die Nuër, welche *Baker* [150]) unter seinen Affen „Wallady" gestellt hat, werden sogar zu den Monotheisten gezählt, und ihr Gottesname Nyeledit bezeichnet allerdings das Größte, das Höchste und das Mächtigste, das Würdigste und das Wertvollste [151]). Die Schilluk, zu denen auch die Dschur und die Luoh gehören, glauben an den unsichtbaren Schöpfer Kelge, verehren die Sonne und den Nil, denen im Dorfe Uao von alten Wahrsagerinnen (Duendam) gehütete Kühe geweiht sind, besonders aber ihren Stammvater Nyekomm oder Niekam, dessen Namen sie auch beim Eide anrufen [152]). Die Dinkastämme nennen Gott Garan oder Dendid (den, wissen; did, groß, alles) und ehren ihn durch die Weihe der neuen Früchte und in schweren Zeiten durch das Opfer der „heiligen Kuh." [153]) Nach ihrer Überlieferung, hat Gott alle Menschen gut geschaffen und dieselben zu sich in den Himmel genommen. Hier herrschte ein fröhliches Treiben; Biertrinken, Spielen, Scherzen und Tanzen bildeten das Tagewerk. Einige aber, die durch ihr ärgerliches Betragen den Himmelsfrieden gestört hatten, schickte er an einem langen goldenen Stricke wieder auf die Erde zurück, auf daß sie Buße thäten; die Gebesserten durften wieder emporklettern, um von neuem zu schwelgen in seliger Lust. Ein blaues Vöglein aber pickte solange an dem Stricke, bis derselbe zerriß; infolgedessen müssen die Menschen hier unten bleiben und wieder zu Staub werden. [154])

Die Kenntnis der westlich vom Nil wohnenden Stämme, welche seit der Eroberung Senaars und Kordofans durch Mohammed Ali von Sklavenjägern heimgesucht werden, verdanken wir *Emin*

Bei, *Petherick*, *Morlang*, *Miani*, *Piaggia*, *Schweinfurth*, *Marno*, *Junker*, *Bohndorff*, *Casati* u. a. Südlich von den Dinka und in deren Sprache Dor genannt, wohnen die Bongo. Dieselben haben zur Bezeichnung der Gottheit keinen besonderen Namen, sondern das Wort Loma, welches auch Glück und Unglück bedeutet. Sie gebrauchen dasselbe für das Schicksal ebenso, wie für das höchste Wesen, das sie in den Gebeten ihrer Bedrücker mit „Allah" anrufen hören; einige bezeichnen den Gott der „Türken" auch durch Loma-gobo, d. i. Gott, der Obere. Erkrankt jemand, so heißt es: Loma hat ihn krank gemacht; verliert aber jemand im Spiele oder kehrt er von einer Jagd ohne Wild oder von einem Kriegszuge ohne Beute zurück, so sagt man: „Loma nja," er hat kein Glück gehabt.[155]) Bei den Jangbara (Jambara) südwestlich von Gondokoro heißt das höchste Wesen Kulan, d. i. der Anfang, der Erste. Dieselben erzählen von einer großen Flut, vor der nur ein einziger Mann sich gerettet habe.[156]) Die menschenfressenden Niamniam oder Sandeh, wie sie selbst sich nennen, bedienen sich zur Bezeichnung der Gottheit des Wortes Gumba, welches zugleich Blitz bedeutet, und verstehen unter dem mohammedanischen Beten (Borru) das Befragen der unsichtbaren Mächte.[157]) Ihre Nachbarn, das berüchtigte Kannibalenvolk der Monbuttu, von *Junker* Mangbattu genannt, erfassen sehr wohl den Zweck der mohammedanischen Gebete und Gebräuche, welche sie die Fremden verrichten sehen, der Anrufungen Allahs, der Kniebeugungen und dgl. Sie selbst nennen Gott Noro, und auf die Frage, wo er wohne, zeigen sie gen Himmel.[158])

In den übrigen Landschaften des östlichen oder ägyptischen Sudan, in Darfur, Kordofan und Senaar, desgleichen in den großen Reichen des mittleren und des westlichen Sudan, unter den Hauptvölkern Senegambiens oder des französischen Sudan herrscht der Islam, über dessen unaufhaltsames Vorschreiten *E. F. A. Münzenberger*[159]) eine beachtenswerte Studie entworfen hat. Jedoch ist die Religion aller dieser Mohammedaner mehr oder weniger negerartig gefärbt. Daher ist die schroffe Scheidung der Sudanesen in Muselmänner und Fetischdiener, wie sie neuestens noch *Eugène Béchet*[160]) vornimmt, nicht zu rechtfertigen. Die Yoloff, welche schon zu Cada Mostos Zeiten (1455) sich zur Religion des Propheten bekannten, sind heute noch ebenso eifrige Fetischdiener, als die von Béchet als solche bezeichneten Bam-

bara, Malinke und Kassonke. Im rohen Geisterglauben, der gerade die Seele des Fetischismus ist, sind viele mohammedanische Sudanstämme ebenso stark, als die von ihnen verachteten Heiden. Der Umstand, daß manche Fetischgebräuche nicht bei ihnen angetroffen werden, ist kein Grund, sie nicht mehr unter die Fetischgläubigen einzureihen. Anderseits treiben die heidnischen Sudanesen nicht bloß Fetischdienst, sondern anerkennen auch einen Schöpfer und Herrn aller Dinge, wenngleich sie durchschnittlich eine noch unwürdigere Vorstellung von demselben besitzen mögen, als ihre mohammedanischen Rassengenossen. Die islamitischen Religionsdiener (Marabut) aber sind auf nichts weniger bedacht, als auf die Ausrottung des Aberglaubens unter den heidnischen Stämmen; sie verstehen sich zu gut auf ihren Vorteil, als daß sie diese Einnahmequelle trocken legen sollten; dadurch, daß sie die wohlfeilen heidnischen Fetische und Amulette durch ihre ebenso albernen, aber kostspieligen Gris-Gris verdrängen, saugen sie den schwarzen Mann aus. Nicht bloß die christlichen Missionäre, sondern auch die zuverlässigsten Forschungsreisenden, wie *Rohlfs, von der Decken, Schweinfurth, Nachtigal, Lenz, Zöller, v. Wissmann, Dournaux-Dupéré, Carrère, Noll, Burdo* u. a., haben die nicht selten gerühmten Verdienste des Islam um die Negerrasse unter scharfe Beleuchtung gestellt und vor der irrigen Vorstellung gewarnt, die vordringende Herrschaft desselben als eine Wendung zum Guten anzusehen. [161]) Wenn sie den Islam den Fluch Afrikas nennen, so denken sie nicht bloß an die fluchwürdigen Greuel des Sklavenhandels, den jeder mohammedanische Negerfürst liebt, wie seinen Augapfel, oder an die lange Liste der kühnen Männer, die seit dem Beginne der neueren Afrikaforschung der grausamen Habgier und Verfolgungswut der Mohammedaner zum Opfer gefallen sind, sondern auch an die sittlich-religiöse Verderbnis, die der Koran unter den Negern erzeugt. Er erzieht dieselben nach dem einstimmigen Urteile aller kundigen und unbefangenen Beobachter zur Lüge, zur Heuchelei, zur Grausamkeit, zu einer unersättlichen Ausbeutungs- und Ausrottungslust den Andersgläubigen gegenüber und ist daher ein viel größeres Hindernis der christlichen Religion und Gesittung, als das afrikanische Heidentum. *Oskar Lenz* [162]) erinnert daran, wie leicht die Europäer, die in unserer Zeit als Touristen den sog. Orient besuchen, über den Charakter des Islam und seiner Bekenner ge-

täuscht und nach ihrer Rückkehr in die Heimat Lobredner beider werden. Sie reisen unter europäischem Schutze, sehen nur die für den Fremden interessanten Seiten des mohammedanischen Lebens, erbauen sich an der ruhigen und würdevollen Haltung der Muselmänner, die auf den Ruf des Muezzin andächtig zur Moschee schreiten, um sich demütig vor Allah in den Staub zu werfen. Die häßliche Kehrseite dieses Bildes ist das fluchwürdige Thun und Treiben der Allahdiener in Afrika, wo sie jeden Schwarzen einen Abid, d. i. Sklaven, nennen und die guten wie die schlechten Eigenschaften desselben zu schnöder Lust mißbrauchen. Daß der Islam manche Negerstämme mit einem reineren Gottesbegriffe beschenkt, soll nicht geleugnet werden; ebensowenig aber ist zu bestreiten, daß dieser Gewinn in der Regel zu teuer erkauft wird.

Die beiden Hauptglieder der Völkerfamilie, welche die Ebenen zwischen dem unteren Senegal, dem Gambia und dem Faleme bewohnt, sind nicht einig im Glauben: die Yoloff bekennen sich zum Koran, hingegen die Serrerer demselben abgeneigt sind. Die Mandingo, nach dem von ihnen gegründeten Reiche Mali oder Melle auch Malinke genannt, bilden zusammen mit den Soninke den großen Stamm der Wangara oder Wakore, die ursprünglich den ganzen Nord- und Westabhang des Konggebirges bevölkerten und vor dem Eindringen der Fulbe das mächtigste Volk im westlichen Sudan waren. Mehrere Stammesmitglieder der Mandingo, namentlich die in Segu und Kaarta sitzenden Bambara, haben dem Heidentum noch nicht entsagt. Die hellfarbigen Fulbe (Fulen, Fula, Fulan, Fellata, Fellani, Peul), die in Futa-Dschallon ihren Hauptsitz haben und weiter östlich in den Landschaften an den beiden Ufern des Niger und des Benuë als herrschende Klasse gruppenweise zerstreut wohnen, sind wie die Reste der einst mächtigen Sonrhai zum größten Teile Mohammedaner, nicht selten recht fanatische; jedoch giebt es in Kasson, Wassalah (Wassulo), in den Tsadseeländern und in Adamaua auch heidnische Fulbegruppen. Ein echtes Heidentum blüht noch unter manchen Negerstämmen des mittleren Sudan. Während die Haussa, die in Körperformen und Gesichtszügen den eigentlichen Negertypus am reinsten darstellen und durch geistige Begabung, industrielle Betriebsamkeit und staatenbildendes Talent allen dunkelhäutigen Sudanvölkern voranstehen, dem Islam zugethan sind,

ist von der Bevölkerung der südlichen Sokotoländer nur ein Drittel für denselben gewonnen; die Kado und Kadje haben nach *Rohlfs'* Bemerkung gar keine Religion, d. h. sie haben dem berühmten Reisenden keine Gelegenheit geboten, ihre religiösen Vorstellungen und Gebräuche kennen zu lernen; auch besitzen sie keine Götzen- oder Ahnenbilder, wie sie derselbe in großer Anzahl bei den am Benuë wohnenden Afo, Koto und Bassa angetroffen hat. [163]) In Bornu gilt seit Jahrhunderten der Mohammedanismus als Staatsreligion; obwohl das Herrscherhaus und die ganze vornehme Welt sich zu ihm bekennen, so hat er doch im Volke keine Wurzel geschlagen „und wird es auch nie thun", wie *Rohlfs* meint; „er scheint in Afrika über eine gewisse Grenze nicht hinauszukönnen" [164]). Die Bewohner der Tsadsee-Inseln, die räuberischen Budduma oder Yedina, wie sie sich selbst nennen, sind dem äußeren Bekenntnisse nach Mohammedaner, haben aber viele Gebräuche aus der heidnischen Vergangenheit beibehalten. So spielen eine heilige Schüssel aus Kürbisschale, ein altehrwürdiger Stein und ein Stammesschwert eine große Rolle. Ein Priester bewahrt diese Gegenstände auf und bedient sich ihrer, so oft er die Hilfe des höchsten Wesens gegen Krankheit, Unfruchtbarkeit und anderes Mißgeschick erfleht. Dieses, Nadjikenem genannte, Wesen soll in der Gestalt einer riesigen Schlange im See wohnen und wird vor jedem wichtigen Vorhaben um Rat und Beistand angerufen [165]). Der am üppigsten aufschießende und am meisten sich ausbreitende Baum in den heiligen Hainen der Marghi wird von *Barth* als Sitz der Gottheit Tumbi, richtiger vielleicht als Wohnstätte des hervorragendsten Ahngeistes gedeutet. Der Gott der Mandara oder Wandala in Kanem heißt Fete und wird nach *Barths* Vermutung in der Sonne verkörpert gedacht; eine sinnbildliche Darstellung desselben ist ein hoher Pfahl mit einem kleinen Querholze, an dem ein irdener Topf hängt; das Holz zu diesem Baume wird von einem bestimmten Baume, der Kigelia, genommen. Die Gille in Adamaua haben den mohammedanischen Eroberern gegenüber ihr Heidentum und und auch ihre Unabhängigkeit bewahrt [166]). Die Nachbarländer Bagirmis werden von den Sokoro, Bua, Gaberi, Somraï, Sara, Ndamm, Tummok, Miltu, Sarua, Kuang und Busso bevölkert, die sämtlich noch in der Finsternis des Heidentums sitzen. „Was die religiösen Vorstellungen dieser Stämme betrifft," schreibt *Nach-*

tigal, „so besitzen alle den Glauben an ein höchstes Wesen, für dessen Existenz denjenigen, mit welchen ich darüber sprach, am unwiderleglichsten seine Stimme, der Donner, zu sprechen schien, weshalb sie auch den Sitz desselben unbedenklich in die Wolken verlegten. In der That ist die Bezeichnung dieses höchsten Wesens in den meisten der Dialekte identisch mit derjenigen für das Gewitter. Diesem Gotte opfern sie an einem heiligen Pfahle Kriegs- und Jagdtrophäen, Merissa, Hühner und Ziegen. Dieser Pfahl, der aus dem Holze der heiligen Habîla oder des Kurro kan. geschnitten, und dessen Rinde in regelmäßigen Abständen ringförmig entfernt wird, erhält seinen Platz neben der Wohnung in einer besonderen kleinen Hütte, zu der Frauen und Kinder keinen Zutritt haben, es sei denn auf besonderen Befehl des Hausherrn. Wenn man göttlichen Beistandes bedarf, oder wenn man die Gottheit versöhnen oder ihr danken will, schlachtet man Hühner an dem Pfahle, bestreicht diesen mit dem Blute derselben und opfert dann ihm Speise und Trank, Freunde und Nachbarn zu solcher Sadaga einladend.“ [167]) Das Tubuland oder das Grenzgebiet zwischen der Sahara und dem Sudan wird wieder vom Islam beherrscht. Die diebischen und feigen Teda (Tebu, Tibbu) in Tu oder Tibesti und die Daza in Bodele sind wenigstens äußerlich mohammedanisch; die Baele in Ennedi dagegen nennen Gott nicht Allah, sondern Jido und üben höchstens die Pflicht der Beschneidung. Als *Nachtigal* in Wadai weilte, beabsichtigten die Fanatiker dieses Landes, den Baele ihren eigenen Glaubenseifer einzuflößen. [168])

Am Ende unseres Rundganges durch den „dunklen Erdteil“ dürfen wir mit Nachdruck die Behauptung wiederholen, daß auch die in der Finsternis des Heidentums schmachtenden Bewohner desselben mit der Vorstellung von einem höchsten machtvollen, schöpferischen Wesen vertraut sind. Eine Anzahl von Stämmen giebt ihm einen Namen, der zugleich den Himmel oder einen Himmelskörper oder eine Himmelserscheinung bezeichnet, andere nennen dasselbe Ur- oder Großvater. Der afrikanische Gottesbegriff trägt nirgend Züge fröhlicher Entwickelung, nicht selten dagegen unverkennbare Anzeichen von Verkümmerung oder Verzerrung eines ursprünglich reineren und reicheren Gottesbewußtseins. Die im ganzen spärlichen religiösen Überlieferungen und Sagen, aus einer besseren Zeit stammend, sind an lehrhaftem Gehalte verarmt, phantastisch

entstellt und daher unverständlich geworden. Die Neger sind nicht der Gottesleugnung, sondern der Gottentfremdung anzuklagen; ihr Denken von Gott ist würdiger, als ihr Verhalten gegen ihn, ihrer Gottesidee entspricht nicht ihre Gottesverehrung. Sie schmücken die Gottheit mit den höchsten Vollkommenheiten, mit einer unbegrenzten Macht und Güte, unterlassen aber, die praktischen Folgerungen aus diesem Glauben zu ziehen. Sie widerlegen die gern gelehrte Auffassung, daß der Mensch erst auf einer höheren Bildungs- und Gesittungsstufe, wo er der Natur mit größerer Ruhe und Sicherheit und im Bewußtsein seines Herrscherberufes gegenüber stehe, zur Ahnung eines gütigen Wesens gelangt sei; sie liefern den Beweis, daß auch Menschen von eingefleischter Selbstsucht, abgestumpft gegen fremde Leiden, schonungslos grausam gegen ihre Feinde, den Begriff des Wohlwollens und des Wohlthuns in ihre Gottesidee aufgenommen und den tief wahren Gedanken ausgesprochen haben, daß das innerste Wesen der Gottheit Liebe und Erbarmen ist. Gott ist den Negern fast ausnahmslos ein Gott der Güte, Härte ist ihm fremd und von außen gewissermaßen aufgenötigt. Wenn er auch von seiner Macht, Übles zu verhängen, zuweilen Gebrauch macht, so ist doch das Wohlwollen der vorherrschende Zug seines Wesens. Nirgend kündigt er sich dem Bewußtsein als Menschenfeind, als grundböse an, mag auch die seltene Verehrung desselben hauptsächlich der strengen Seite seiner Natur zugewendet und darauf abgesehen sein, durch Gebete und Opfer seinen gerechten Zorn zu besänftigen. Manche Stämme erheben die Güte Gottes auf Kosten seiner übrigen Vollkommenheiten in einem Maße, daß sie ihn gerade deshalb im Kult hintansetzen, weil sie von seiner Seite nichts Schlimmes befürchten. Andere bekennen, daß sie infolge der Scheu, den grundgütigen Gott als den unmittelbaren Urheber der ungezählten irdischen Mißgeschicke anzusehen und anzuklagen, dem finsteren Glauben an eine dämonische Welt- und Menschenregierung verfallen seien. „Böse Götter“ entstehen, wenn die gefürchteten göttlichen Eigenschaften von ihrem Träger losgelöst und demselben als selbständige Gestalten entgegengestellt werden, wenn z. B. die Macht des Himmelsgottes über Leben und Tod als Todesgott und als Beherrscher des Totenreiches dargestellt wird. In der Regel jedoch sind die schlimmen Götter nichts anderes, als die Fürsten oder Anführer der bösen Dämonen, d. i. der gefährlichsten Na-

turgeister und Menschenseelen; einigen von ihnen aber kann man es noch ansehen, daß sie vordem huldreich und wohlthätig gewesen sind. Der Kampf der Völker ist nämlich zugleich ein Kampf ihrer Schutzgeister, und der Haß gegen ein gefürchtetes feindliches Nachbarvolk gilt auch den unsichtbaren Mächten, die demselben ihren Beistand leihen. Der unterworfene Stamm kann beim Gotte seiner Sieger eine freundliche Gesinnung nicht voraussetzen und schilt ihn daher als böse.

Über den Grund, warum der gütige Schöpfer seinen Kindern fern und fremd geworden sei und die Auslieferung derselben an die Launen der Geister vollzogen habe, machen sich diese Menschen im allgemeinen weniger Gedanken, als über die Thatsache, daß es so gekommen ist. Sie erkennen weder den Ursprung, noch den Zweck der Erdenleiden, obwohl in manchen Sagen die Erinnerung an eine urzeitliche Verschuldung der schwarzen Menschheit sich erhalten hat, und zuweilen das Trostwort über die Lippen kommt, daß Gott alles zum Besten lenke. Ohne Zweifel beschließen die meisten Neger ihre Traumgedanken über das Problem der Übel, das gleich einem Sphinxrätsel ihrem blöden Auge entgegengrinst, allemal mit einem großen Fragezeichen. Die Unbilden des Erdenlebens bleiben unverstanden, wenn sie nicht mehr als heilsame Schickungen oder Zulassungen des höchsten Willens gedeutet und daher der beruhigenden Beurteilung, zu der die Gesetze der göttlichen Erziehungsweisheit auffordern, entzogen werden. Es giebt zwar Neger, die auch die herben Heimsuchungen in eine unmittelbare ursächliche Beziehung zu Gott bringen, ohne an seiner Vatergüte irre zu werden, die bei schmerzlichen Todesfällen ihr Herz durch den Trostgedanken: „es geschah auf Njambes oder Molimos Geheiß“ zu beruhigen suchen. Von den meisten werden die Leiden dieser Zeit empfunden und ertragen als Folgen eines unerklärbaren grausamen Verhängnisses, über dessen Bitterkeit die Erwägung nicht hinweghilft, daß Gott, der wohl der ersten Menschen oder der ältesten Geschlechter sich mit väterlicher Fürsorge angenommen habe, sich später von der Erde und ihren Bewohnern zurückzog und die Leitung beider den Geistern überließ.

Wenn der sprichwörtlich „lebensfrohe Grieche“ einer pessimistisch-fatalistischen Lebensanschauung anheimfiel, und selbst der Christ in schmerzlichen Lagen seinen Vorsehungsglauben von

schweren Anfechtungen bedroht sieht, so darf man vom sog. Wilden eine Weltauffassung nicht erwarten, die den Ansprüchen der göttlichen Allmacht, Weisheit und Güte gerecht wird. Ist der Spiegel, in welchem wir das Leben und seine Läufe auffangen, nicht fleckenlos, so ist der des Naturmenschen auf seiner ganzen Fläche von einem Hauche überzogen, der die Lichtseiten der göttlichen Weltregierung größtenteils verhüllt. Sein umflorter Blick fällt auf ein breit umrahmtes Gemälde, auf dem nur hie und da ein matter Lichtpunkt aus dem Gewirre dicker Schattenstriche hervorschimmert; derselbe haftet zu sehr am Einzelnen, das in seiner Bedeutung und letzten Bestimmung ohne den Zusammenhang mit dem Ganzen unverständlich bleibt. Aus dem, was in diesem kleinen Sehfelde sich abspielt, kann nur ein geschärftes und weitsehendes Auge den Ansatz von Linien entdecken, die in der Richtung eines versöhnenden Weltbildes auslaufen. Obwohl dem Naturmenschen der Antrieb und der Anlauf zu einer einheitlichen Natur- und Lebensauffassung nicht gänzlich mangelt, so ist doch sein Denken nicht tief und weitgreifend genug, den gesamten Welt- und Lebenswert in sicherer und übersichtlicher Schätzung zu veranschlagen.

Ein starker Glaube an einen guten Gott und im Widerspruche mit ihm ein nicht minder starker Zweifel an einer allwaltenden weisen und liebevollen Vorsehung sind charakteristische Merkmale des afrikanischen Gottesbewußtseins. Aus dieser Erscheinung erklärt sich die Seltenheit der Gottesfurcht und eines einigermaßen würdigen Gottesdienstes. Wo aber Gott in etwa verehrt wird, da geschieht dies nicht bloß aus Angst vor ihm, sondern auch aus dankbarer Liebe zu ihm, geschieht unter Kundgebung eines freudig bewegten Gemütes, mit Musik, Gesang und Tanz. Ergüsse wahrhaft kindlicher Ehrfurcht und Liebe klingen auf den Lippen schwarzer Gottanbeter in harmonischen Akkorden zusammen; an den meisten Orten aber ist der Gottesdienst durch die Geisterverehrung zurückgedrängt, wenn nicht gänzlich verdrängt worden.

II.

Pessimistisch-spiritistische Naturauffassung. Geister- und Totenverehrung. Blutige Ausartung derselben.

Das Dichten und Trachten des Negers ist ein derbsinnliches; mit Vorliebe überläßt er sich den niederen Naturtrieben, in deren rascher und roher Befriedigung eine seiner Hauptkraftäußerungen besteht; selten ist er geneigt, einen lockenden Gewinn oder Genuß um eines geistigen Gutes willen aufzuopfern oder auch nur aufzuschieben. Und im Gegensatze zu dieser materialistischen Lebensauffassung und Lebensführung ist seine Naturanschauung eine durchaus spiritistische. Dieselbe unterscheidet sich auf den ersten Blick von jener Weltansicht, die im Interesse einer harmonischen Schöpfungsgliederung neben und über dem eingekörperten Geiste dem Menschen, körperlose Geister sucht, da sie neben und unter demselben geistlose Körper sieht, und die reinen Geister als Diener und Werkzeuge der göttlichen Weltregierung anerkennt infolge der Wahrnehmung, daß im ganzen Bereiche der sichtbaren Schöpfung die höheren Wesen über die niederen herrschen, wie die niederen den höheren dienen. Der die ganze Körperwelt vergeisternde Spiritismus ist das Gegenstück des geistleugnenden Materialismus oder des materialistischen Monismus.

Die im Dienste der Furcht und der Hoffnung arbeitende Einbildungskraft spinnt geheimnisvolle Fäden zwischen der Erscheinungswelt und deren Daseinsbedingungen; hinter jedem irgendwie ungewöhnlichen Vorgange des Natur- und Menschenlebens wittert sie die Nebelgestalt eines Gespenstwesens, das sich für den Augen-

blick gleichsam zur Schau stellt und sich darauf wieder hinter die Coulissen zurückzieht. Aber hierbei bleibt der geisterberauschte Sinn nicht stehen; mit Ausnahme der nicht allzu zahlreichen Gegenstände, welche das Tagesbedürfnis oder der bescheidene Wirtschaftsbetrieb einer nüchterneren Betrachtung unterwirft, zeigen sich ihm die Dinge und Geschehnisse in magischem Helldunkel, und in dieser falschen Beleuchtung erscheint ihm die Natur als ein großes Geisterhaus, und der Naturlauf als ein regelloses, neckisches, oft wildes und grausames Geisterspiel. Diese gespenstischen Erfindungen einer getäuschten Einbildungskraft, welche sich dem Bewußtsein mit einem noch schärferen Wirklichkeitscharakter aufdrängen, als ihn lebhafte und nachhaltige Traumvorstellungen anzunehmen pflegen, hemmen jeden Anlauf zur Gewinnung eines richtigen Weltbildes.

Dieselben sind nicht Schöpfungen einer pantheistischen oder pandämonistischen (weltseelischen) Naturerklärung in dem Sinne, als ob dem Wasser und dem Feuer, Tieren, Pflanzen und Steinen ein ihre Naturbelebtheit erhöhendes Leben, Walten und Wirken, ein Stück Gott- oder Weltseele beigelegt würde, sondern sie sind persönliche Geistwesen, die das All bevölkern und die gesamte Thätigkeit desselben launenhaft erregen und regeln. Die einen, die höheren und mächtigeren, halten sich gewöhnlich in Seeen oder Flüssen, auf Bergen oder in Höhlen auf und treten selten in die Erscheinung; die andern aber gehen eine ähnliche Verbindung mit Gegenständen der Körperwelt ein, wie die menschliche Seele mit ihrem Leibe. Daher werden ungezählte Naturwesen, beseelte und unbeseelte, als Sitze oder Verkörperungen abgeschiedener Menschenseelen oder geisterhafter Geschöpfe angeschaut. Ein menschlicher oder menschenähnlicher Geist wohnt und wirkt in einem Tiere oder Baume, wie die Seele im Körper, ist jedoch weniger fest an seine Leiblichkeit gebunden, so daß er dieselbe auch wieder verlassen und eine andere Gestalt annehmen kann; beim Absterben seines Pflanzen- oder Tierleibes wandert er in einen andern Körper oder wird mit der Entstehung eines solchen neugeboren. Seltener ist die Anschauung vertreten, welche Naturwesen als verwandelte Menschen deutet; dagegen werden manche Berg- und Höhlengeister als entrückte Ahnen angesehen.

Diese animistische oder, wie wir sie im Anschlusse an den neueren Geisterglauben der Kulturmenschheit genannt haben, spi-

ritistische Naturdeutung ist für den Naturmenschen eine so bequeme und befriedigende, daß er nicht leicht von ihr abläßt. Wie sein Innenleben im raschen Wechsel der Empfindungszustände verläuft, so ist es auch im Naturleben nicht der einförmige Ablauf regelmäßig wiederkehrender Begebenheiten, was seinen träumerischen Sinn in Bewegung setzt, sondern was am mächtigsten seine Aufmerksamkeit fesselt, das sind die Abweichungen vom gewöhnlichen Gange, die plötzlichen Ereignisse, die scheinbaren Sprünge und Widersprüche im Naturwirken, die anscheinend gewaltsamen Unterbrechungen oder Ablenkungen des Naturlaufes; Blitz und Donner, Sturm und Wolkenbruch, anhaltende Dürre wie andauernder Regen, namentlich Krankheit und Tod verkünden dem Naturkinde, das von Naturgesetzen nichts ahnt, die Anwesenheit und Arbeit von Geistern. Die Deutung aber solcher unerklärbaren Vorkommnisse im Natur- und Menschenleben ist eine sehr wohlfeile und dem trägen Negergeiste, der sozusagen ein Sonntagsjäger ernster Gedanken ist, zusagende, da sie dieselben kurzer Hand aus dem Eingreifen von Geistern ableitet, überall, wo eine natürliche Ursache vermißt wird, die Lücke sofort durch eine Geisterhand ausfüllt. Und das kulturarme Leben mit allen seinen Angelegenheiten und Wechselfällen ist diesen Wahngebilden in einem Maße angepaßt, daß dem Nachdenken jeder Antrieb zu ihrer Zerstörung mangelt. Nicht ohne Scheu oder Schmerz vermag der bethörte Sinn sich von den erdichteten Gestalten zu trennen, die er in seiner Not und Bedrängnis angerufen, denen er im Glücke und im Unglücke geopfert hat und denen er Hilfe, Trost und Ergebung zu verdanken glaubt. Und diese Geistersucht wird von denjenigen geflissentlich unterhalten und genährt, welche an derselben ein gewerbsmäßiges Interesse haben, von Fetischpriestern, Schamanen und Zauberdoktoren.

Der Glaube an das Dasein von Natur- oder Elementargeistern, die je nach ihrer Stimmung oder Laune bald wohlthätig, bald feindselig in die irdischen Geschicke eingreifen, ist nicht bloß den Naturvölkern eigen, sondern selbst unter den christlichen Völkern noch öfters anzutreffen; *Praetorius* zählt in seinem „Anthropodemus platonicus“ 22 Arten von „fürchterlichen Nachtgeistern“ auf, die den Menschen quälen und seine Pläne und Arbeiten vereiteln. Der ausschweifende Geisterglaube des Negers und des Naturmenschen überhaupt hat seinen Grund zunächst in dem Unvermögen,

die Gegenstände und Geschehnisse der Natur nach ihrem wirklichen Sein zu erkennen und aus ihrer natürlichen Wirklichkeit und Wirkungsweise zu erklären, die Vielheit derselben einheitlich zusammenzufassen, die naturgesetzliche Verknüpfung von Ursache und Wirkung in den Erscheinungen des Natur- und Menschenlebens zu vollziehen. Wegen seiner Unkenntnis von der Ordnung, dem Zusammenhange und der Zweckbeziehung im Weltganzen wird er schon durch die Mannigfaltigkeit der Dinge verwirrt und durch den manchmal scheinbar regellosen Lauf derselben in Schrecken gesetzt. Ringsum sieht er Dunkelheiten ohne Licht, Rätsel ohne Lösung; die Welt ist ihm ein blindes Ungefähr, und er selbst kommt sich vor als ein Spielball von Gewalten, die seine wandelbare Gemütsstimmung wiederzuspiegeln scheinen. Er befindet sich in der Lage eines Kindes, dessen Gespensterfurcht noch keine Umsetzung in Naturerkenntnisse erfahren hat. Daher vermutet er in den Naturgegenständen und hinter den Naturgeschehnissen außernatürliche Kräfte und deutet selbst harmlose, aber ihm unerklärliche Vorgänge als wunderbare. Bei jedem Schritte und Tritte glaubt er Wesen von fremdartigem Sein und übermenschlichem Können zu begegnen.

Der Mangel an physikalischer Naturbetrachtung erklärt indessen nicht die lähmende Angst, welche den Löwenanteil an der Welt- und Menschenregierung übelwollenden Geistern zuschreibt. Dieser spiritistische Pessimismus entspringt zunächst einem verschärften Gefühle von Befangenheit und Ratlosigkeit den nach ihrem Ursprunge und wahren Endzwecke nicht gewürdigten Naturübeln gegenüber, vor allem also der Abwesenheit des Vorsehungsglaubens und sodann einer anthropopathischen Auffassung der Naturgeister, bei denen der Naturmensch dieselben Beweggründe des Handelns, dieselben Launen und Leidenschaften voraussetzt, denen er selbst bei seinem Thun und Lassen zu folgen pflegt.

Die Natur ist allerdings ein allen Menschenaugen aufgeschlagenes und lesbares Buch des Schöpfers; aber dasselbe ist nicht frei von Hieroglyphen, und weder die Thorheit der einen, die nicht richtig lesen können, noch die Thorheit der andern, die nicht richtig lesen wollen, trägt allein die Schuld, daß ungezählte Hieroglyphen unentziffert bleiben. Wir denken hiebei nicht an die unentdeckten Kräfte oder an die unerforschten Gesetze des

Naturlebens, sondern an die schwierigen Rätsel, welche das manchmal unberechenbare und launenhafte Naturwalten dem Vertrauen auf eine weise und gütige Weltregierung zu lösen aufgiebt. „Immer zwar findet die Phantasie in dem Weltlaufe Spuren einhelliger und gütiger Weisheit; immer neben ihnen auch andere der Härte und der Grausamkeit; vieles, wodurch sie zum Glauben an eine heilige Vorsehung geleitet wird, und vieles, dem nur zum Trotze sie diesen Glauben festhalten kann.“ [1]) Die Natur paart zwar Ordnung mit reicher Mannigfaltigkeit, aber der freudenvolle Eindruck, den der Anblick dieser Harmonie erzeugt, wird durch mancherlei Lücken empfindlich getrübt. Es herrscht in ihr bei aller Gesetzmäßigkeit zuviel Störung und Mißklang, sie trägt überall das Gepräge des Schmerzes, des Todes und der Verwesung, verbreitet zuviel Angst und Entsetzen, bereitet zuviel Not und Jammer. Sie ist zwar nicht die schlimmste Welt, die sein könnte, aber ebensowenig auch die beste und ist weit entfernt von einem Zustande idealer Vollendung. Selbst im christlichen Gemüte läßt jede derbgetreue Darstellung der Natur eine gewisse Leere zurück; volles Genügen, wahren Genuß gewährt erst die höhere Weihe und Verklärung des Naturlebens durch künstlerische Hand. Da dem Naturmenschen das lebhafte Bewußtsein seiner königlichen Bestimmung und Würde der Natur gegenüber fehlt, so vermag er allerdings den Naturzwang mit Gleichmut zu ertragen; die dem Neger von der Natur auferlegte Bescheidenheit und Bettlerstellung, verbunden mit seinem leichten und flatterhaften Sinne, täuscht ihn wohl manchmal über die Leiden des Lebens hinweg oder läßt ihn in träumerischer Thatenlosigkeit über dieselben hinwegsehen; es mangelt ihm der sittliche Antrieb und Mut, sich mit dem Leben zu messen, den Kampf mit dem Dasein ernstlich aufzunehmen. Allein uneingedenk dessen, was er für die Welt sein soll, weiß er auch nicht, was die Welt für ihn ist, sieht nicht, daß sie eine Prüfungs- und Leidensstätte ist, die der Menschheit als Unterrichts- und Erziehungsanstalt zur Vorbereitung auf das ewige Ziel dienen soll.

Es ist, wie wir oben vernommen haben, unter den Negervölkern die Vorstellung sehr verbreitet, daß Gott die Welt- und Menschenregierung den Geistern überlassen habe. Seit diesem Wechsel in der Leitung der irdischen Geschicke herrscht die Naturverderbnis: über die Natur, die anfangs die reine Handschrift

Gottes darstellte, ist später eine feindliche Hand hingefahren. Die Negeranschauung über den auf der Schöpfung lastenden Fluch hat einige Ähnlichkeit mit der namentlich in England beliebten, in Deutschland von *Kurtz* und von andern, vorwiegend protestantischen, Theologen und Theosophen vorgetragenen Restitutionshypothese, nach der die Schöpfung durch einen störenden Eingriff seitens der gefallenen Geister zugrunde gerichtet und im Sechstagewerke wiederhergestellt sein soll. Gott hat sein Antlitz von der Erde hinweggewendet und sie der Herrschaft der Dämonen überantwortet: das ist in den Augen des schwarzen Mannes der Ursprung des schlimmen Verhängnisses, das die Erde und ihre Bewohner betroffen hat.

Diese Naturgeister sind nicht sämtlich boshaft, jedoch scheinen die übelwollenden den gutgesinnten an Zahl wie an Macht überlegen zu sein. Der Neger ist gewohnt, das Werturteil über alles, was rings um ihn geschieht, seinen Empfindungszuständen anzupassen, daher auch die Geistergesinnung von seiner eigenen Gemütsstimmung abzulesen. Ist ihm durch die Ungunst der Naturbedingungen der Kampf ums Dasein erschwert, so hält er sich überzeugt, daß freigebiges Wohlwollen nicht der Grundzug der geheimnisvollen Wesen sein könne, die ihn umgeben und sein Schicksal in ihrer Hand tragen. Wie er selbst leicht der Versuchung erliegt, seinen Mitmenschen zu übervorteilen oder gar zu vernichten, wie er von Kampfeslust, Beutegier und unbarmherziger Rachsucht sich entflammt weiß, so vermutet er auch bei den Geistern eine schadenfrohe, tückische, grausame Gesinnung. Der von seinen Naturtrieben beherrschte, des Bewußtseins der sittlichen Freiheit entbehrende Naturmensch, dieser bedauernswerte Knecht seiner Launen, Leidenschaften und Laster, vermag in dem Drohen, in dem Toben und Tosen der Naturelemente nur den gleichlautenden Widerhall feindseliger Regungen jener geistigen Mächte zu vernehmen, die in den Naturgewalten hausen, kann in dem oft schonungslosen, verheerenden Naturwalten nur grausamen Geisterspuk wittern. Da er die Gaben der Natur als selbstverständliche Dinge hinzunehmen pflegt und für erlittene Unbilden ein viel treueres Gedächtnis hat, wie für empfangene Wohlthaten, so bestärkt ihn jedes unvorhergesehene Mißgeschick in seiner pessimistischen Welt- und Geisteransicht. Hinter jeder verblüffenden Erscheinung wähnt er einen neckischen Geist, hinter jedem schreck-

lichen oder schädlichen Ereignisse einen feindseligen Geist, der gleichsam zum Sprunge gegen ihn bereit steht oder zum Schlage gegen ihn ausholt; und die Zahl dieser unsichtbaren Unholde wächst mit jedem Geschehnisse, das eine besondere Absicht gegen ihn selbst zu verraten scheint.

Die gefährlichsten und gefürchtetsten von allen sind die Krankheits- und die Todesgeister. Gerade die Krankheits- und die Todesanschauung ist bei allen Negervölkern, ja bei allen Naturvölkern im wesentlichen dieselbe und beansprucht deren Sinnen und Trachten in demselben Maße, so daß die Gleichförmigkeit dieser über ungeheure Länderräume verbreiteten Wirklichkeitsfälschung uns in Erstaunen versetzen muß. Obwohl der Naturmensch ringsum Tod und Verwesung gewahrt, will ihm die naturgesetzliche Unvermeidlichkeit des Sterbens nicht in den Sinn. Freilich sieht er die völlig normale Todesart, das langsame Schwinden der Lebenskraft bis zum gänzlichen Absterben derselben, verhältnismäßig selten; der durch allmähliche Übergänge vorbereitete, als sanfter Rückzug vom Leben erscheinende Tod des Greises ist auch unter den kulturarmen Völkern nicht die Regel, wie das eigentliche Greisenalter ebenfalls bei ihnen nicht allzu häufig ist. In den meisten Fällen erfolgt der Tod durch heftige und plötzliche Störungen, die einer noch für Jahre ausreichenden Lebenskraft ein jähes Ende bereiten. Der natürliche Lebenswille, welcher den Tod als eine naturwidrige Macht fürchtet und empfindet, sträubt sich gegen die Annahme eines gesetzmäßigen Erlöschens der Lebensflamme, wo ihm der Einblick in die natürlichen Todesursachen versagt ist. Dieses Widerstreben wird durch den an der Gold- und Sklavenküste herrschenden Kraglauben noch verstärkt; Kra (Kla) ist der dem Menschen innewohnende Schutzgeist. Die gewaltsame Lebensvernichtung aber erscheint unter spiritistischer Beleuchtung von selbst als das Werk eines menschenfeindlichen Geistes, der entweder aus eigenem Antriebe, oder auf den Lockruf eines ihm verbündeten Zauberers in den Körper eingefallen ist und den Schutzgeist samt der Seele aus demselben verjagt hat. Der Leidende hat das Gefühl, als ob ein fremder, lebensfeindlicher Geist in seinem Innern oder in seinen Gliedern wühle und wüte. In Fieberträumen glaubt seine entfesselte Phantasie den unheimlichen Gast leibhaftig zu sehen, wie derselbe, wo möglich mit Marterwerkzeugen bewaffnet, im Körper aus- und

eingeht und an der Zerstörung des Lebens arbeitet. Die vor Schmerz zuckende und zitternde, in Krämpfen wie von unsichtbarer Gewalt gezerrte oder gekrümmte Leibesgestalt, das verstörte Gesicht, der unheimliche Blick, die ungewöhnliche Stimme, die tollen Gebärden, die verblüffenden Leistungen einer gesteigerten Muskelkraft, verschiedene Anzeichen einer neuen Begabung und Beredsamkeit: alle diese Erscheinungen erwecken auch in den Umstehenden den Verdacht, daß ein grimmiger Dämon vom Kranken Besitz genommen habe und denselben nach Willkür beherrsche. Bei zahlreichen Negervölkern heißt es, daß der Krankheitsteufel das Leben aufzehre. Die Majestät des Todes ist in den Augen des Wilden die Majestät des Königs der Schrecken. Es kann nicht Wunder nehmen, daß die von Todesfurcht verwirrte Phantasie den mächtigen Mörder des Lebens zum Fürsten der bösen Geister erhebt und ihm auch die Herrschaft im Totenreiche überträgt.

Die Gunst der Geister oder Fetische zu gewinnen, ihre schlimmen Launen zu beschwichtigen, ist eine Hauptsorge des Negers. Es verdient aber hervorgehoben zu werden, daß mit dem Wunsche nach Freundschaft mit diesen Wesen der Glaube an die Versöhnlichkeit derselben und die Hoffnung auf Erfolg der Besänftigungsmittel gepaart sind. Teufel also im christlichen Sinne, durch und durch oder wesenhaft böse können die Geistwesen nicht sein, welche den Bitten um Schonung und Erbarmen zugänglich bleiben und durch Gebete und Opfer sich günstig stimmen lassen. Der seitens geheimer Gesellschaften gepflegte „Teufelskult" hat in der Regel eine vorwiegend gesellschaftlich-rechtliche Bedeutung; mancher afrikanische „Teufel" dient nur als Popanz, um Kinder und Weiber in Furcht zu erhalten.

Die Geisternamen wechseln mit der Sprache und die Geistermasken mit dem Geschmacke der afrikanischen Heiden; aber die Grundgedanken des Geisterglaubens wie die leitenden Beweggründe und die Hauptformen der Geisterverehrung sind bei allen ungefähr dieselben.

Das Heer der guten wie der bösen Geister wächst fortwährend durch den Zuzug der Verstorbenen, deren Seelen sich je nach ihrer Gemütsverfassung und sittlichen Beschaffenheit während des Leibeslebens den Schutzgeistern, oder den Plagegeistern beigesellen. Die Allgemeinheit des Glaubens an ein Hereinragen

des Totenreiches ins Diesseits ist eine bekannte Thatsache der Religionsgeschichte. Im heidnischen Altertume wurden die Seelen der Guten als Laren, Penaten oder Genien verehrt und angerufen, die der Bösen als Quälgeister, von den Römern Larven oder Lemuren, von den Germanen Gespenster, Kobolde, Polter-, Klopf- oder Spukgeister genannt, gar sehr gefürchtet. In der im allgemeinen systemlosen Gedankenverknüpfung, die der Neger dem Jenseits gegenüber vollzieht, liegt doch mehr Folgerichtigkeit, als einer oberflächlichen Betrachtung sich darbietet. Der Glaube, daß die Seelen nicht aufgehört haben, zu leben, erzeugt in ihm die tröstliche Zuversicht, daß sie auch fortfahren, für die Hinterbliebenen zu leben. Und hat Gott einmal die Leitung der irdischen Dinge geistigen Mittelwesen anvertraut, so sind auch die Abgeschiedenen, die mit den Überlebenden in demselben Natur- und Geschlechtsverbande, mithin in einem viel näheren und innigeren Verhältnisse zu ihnen stehen, als die Elementargeister, naturgemäß Organe, gewissermaßen die untersten, zunächst erreichbaren Instanzen im geistigen Regiment auf Erden. Ihre veränderte Daseinsform ist kein Hindernis für eine thätige Anteilnahme an den irdischen Vorgängen. Die Kluft zwischen dem Jenseits und dem Diesseits wird nicht als eine Scheidung angesehen, die den Verkehr zwischen drüben und hüben unmöglich macht. Die Abgeschiedenen sind nur von der strengen Leibesgebundenheit, nicht von aller Leiblichkeit befreit.

Rein geistige Wesen haben überhaupt keinen Zutritt in den Gedankenkreis des Negers, dem Leiblosigkeit und Leblosigkeit eins und dasselbe sind; ein durchaus körperloses Sein ist ihm unfaßbar und noch weniger wesenhaft, als ein Schatten. *J. Böhme, Baader, Oetinger, Lavater, Jung-Stilling*, *Eschenmayer*, *Daumer*, *du Prel* u. a. haben der Seele einen Doppelleib beigelegt, einen groben nämlich, den sie im Tode abwirft, wie der Arbeiter am Abende seinen Kittel, — „Zellenfrack“ nennt ihn vornehmer Baron *von Hellenbach* — und einen feineren, „ätherischen“, „siderischen“, „astralen“, „seelischen“, von *Jean Paul* „Seelenschnürleibchen“, von den Spiritisten „Perisprit“ oder „Psychode“ genannt. Die Seelenvorstellung des Negers ist eine ähnliche. Da der Tote dem Träumenden in derselben Gestalt erscheint, in der er bei Lebzeiten einherwandelte, so gilt die Seele als Doppelgängerin des Menschen, von dem sie zeitweilig schon im Traume,

in der Ohnmacht, in der Verzückung, für immer aber im Tode sich ablöst, um ein selbständiges Dasein zu führen. Und die abgeschiedenen Seelen heißen Schatten, nicht etwa im homerischen Sinne, sondern weil sie als Seelenmenschen, d. i. als wesenhafte Abbilder der Leibesmenschen, fortleben. Im Seelenbegriffe stimmt der Neger mit *Homer* ziemlich überein, im Seelenglauben aber weicht er durchaus von ihm ab. Die homerischen Schatten führen in der Unterwelt auch nur ein Schattendasein, das aller Lebensreize entbehrt und nicht den Namen Leben verdient. Als trostlose, nebelhafte Gebilde irren die Seelen im lichtlosen, freudlosen Reiche des Hades umher und blicken mit wehmutsvoller Sehnsucht nach der Oberwelt, auf der allein volles, wirkliches Leben herrscht. Sie verlangen nach dem Blute der Totenopfer, dessen Genuß ihnen wenigstens auf kurze Zeit die Lebenskraft und das Lebensbewußtsein erhöht. Wie neuestens *Erwin Rohde* [2]) annimmt, ist diese Hadesvorstellung nicht die ursprüngliche gewesen, jedenfalls war sie in der späteren Zeit verlassen.

Nach der Todesanschauung der Neger ist das Sterben nicht ein Erlöschen der Lebensflamme bis auf ein Lebensfünkchen, das zur Fristung eines Scheinlebens ausreicht, sondern der Übergang zu einem neuen und höheren Leben. Die abgeschiedenen Seelen, vom groben Erdendasein zu einem übermenschlichen Sein und Wirken erhoben, sind der gewöhnlichen Wahrnehmung entrückt; dieselben aber führen nach wie vor ein wirkliches Leibesleben, nicht bloß ein sensitives, sondern auch ein vegetatives, sind daher auch sinnlichen Bedürfnissen unterworfen und nach sinnlichen Genüssen begierig. Sie ergötzen sich an der zartesten Würze oder Essenz oder, wie die modernen Spiritisten sagen, am „geistigen Komplement" der Speisen und Getränke, deren Rohstoff von den vertrauten Seelendienern oder Priestern verzehrt wird, und bleiben an manchen Orten die Eigentümer und Nutznießer ihrer Hinterlassenschaft. Endlich besitzen sie nebst der Fähigkeit auch die Neigung, sich abermals einzukörpern, um wieder sichtbar mit den Menschen zu verkehren. Die Art ihres neuen Erdenlaufes und Wirkens ist selbstverständlich mitbedingt durch die natürlichen Eigenschaften und Thätigkeiten der von ihnen bei der Einkörperung erwählten Erscheinungswesen. Von den Banden einer bestimmten Leiblichkeit befreit, sind sie in der Ein-

gehung und in der Dauer neuer Verbindungen mit der Körperwelt nicht beschränkt. Dem Glauben an eine Wanderung der Seelen durch menschliche und tierische Körper huldigen zwar nicht alle Stämme, denen er zugeschrieben wird; derselbe herrscht z. B. unter den Völkern der Jorubasprache allgemein, hingegen er unter denen der Ewesprache wenig bekannt ist; manche Berichterstatter verwechseln nämlich die Seele mit dem Schutzgeiste, der dem Menschen innewohnt und nach dessen Tode einen andern Schützling aufsucht.[3]) Dieser Glaube an die Wiedereinkörperung der persönlichen Schutzgeister und der abgeschiedenen Seelen ist eine Hauptwurzel des Fetischwahnes. In manchen Gegenden Westafrikas begräbt man die Toten neben oder in den Hütten, nicht bloß um ihrer schützenden Hand recht nahe zu sein, sondern auch um ihnen die Einkehr in ihre Nachkommen zu erleichtern. Tiere von fremdartigem Sein und Können, von besonderer Gefährlichkeit, Nützlichkeit oder Zutraulichkeit werden mit Vorliebe für wiedereingekörperte Ahnen gehalten und daher sehr geehrt.

Die abgeschiedenen Seelen mögen sich einrichten, wie es ihnen beliebt: werden sie nicht seitens der Lebenden durch Gewalt oder Zaubermacht ins Totenland gebannt, so fahren sie fort, im Reiche der Sichtbarkeit zu verkehren und zu wirken. Infolge dessen werden die plötzlichen und heftigen Eindrücke der Einbildungskraft, die guten Einfälle, die überraschenden Gedanken, die im Traume empfangenen Winke und Warnungen gern als Eingebungen verstorbener Freunde gedeutet und benutzt. Indessen mischt sich selbst in das feste Vertrauen auf den Beistand der Verstorbenen leicht die Furcht, dieselben könnten aus zu großer Sehnsucht nach Wiedervereinigung mit den Hinterbliebenen deren Tod verursachen. Daher ruft man ihnen wohl zu: „segnet eure Kinder, aber weilet ferne von ihnen; lasset unsere Arbeiten gedeihen und haltet alles Ungemach ab.“ Oder man vernichtet das Eigentum der Verstorbenen und verändert sogar ihren Namen, um ihnen die Rückkehr zu den Ihrigen zu verleiden oder unmöglich zu machen.

Die Pietät gegen die Seelen der Verstorbenen ist von den alten Chinesen, Persern, Indern und Ägyptern wie von den Griechen, den Römern und den Germanen als eine heilige Pflicht geübt worden und nicht selten in eine abgöttische Verehrung der

Ahnen ausgeartet. Der Manen- und Ahnendienst hat in Afrika den Gottesdienst fast gänzlich verdrängt. So ist die Gottheit der südlichen Bantuvölker von einem ähnlichen Geschicke betroffen worden, wie Tangaloa (Taaroa), der höchste Gott der Südsee-Insulaner, nämlich infolge des übertriebenen Seelenkultes den Herzen der Schwarzen entfremdet. Die ursprünglich in einem kleinen Bezirke verehrten Manen berühmter Familienhäupter wurden infolge der Verschiebung oder Verbindung örtlicher Beziehungen der Bildung von Stammesgenossenschaften und Volksgemeinschaften zu Stammes- und Volksgöttern, d. i. zu nationalen Schutzgeistern, erhoben. In dieselbe Stellung rückten verstorbene Fürsten und Helden empor, die als Väter und Wohlthäter des Volkes im Bewußtsein der dankbaren Nachwelt fortlebten. Da sie im Leben Stellvertreter und bevorzugte Werkzeuge der Gottheit und Lieblinge der Geister gewesen sind, so treten sie im Tode in ein noch innigeres und vertraulicheres Verhältnis zur Gottheit und zur Geisterwelt. Die Hoffnung, daß sie fortwährend thätigen Anteil nehmen an den Geschicken der Länder und Völker, deren Glück und Stolz sie im Leben gewesen, wird von keinem Zweifel angefochten. Daher wendet sich das Volk in seinen Bedrängnissen und Nöten an diese nächststehenden, menschlich fühlenden Mittler bei der Gottheit mit besonderem Vertrauen und Eifer. Es bringt ihnen Gaben dar, nicht um sie als Götter zu ehren, sondern um den Eindruck seiner Bitt- und Dankgebete zu verstärken. Mit gleicher, stellenweise mit noch größerer Zuversicht rechnet man auf den Beistand verstorbener Angehörigen und Freunde und sucht deren Erinnerung und Wohlwollen durch Gebete und Gaben wach zu erhalten.

Der Neger glaubt nicht bloß an eine Liebe, die stärker ist, als der Tod, sondern auch an einen Haß, den das kühle Grab nicht auslöscht. Daher fürchtet er über alles seine verstorbenen Feinde; sie sind zu jeder Unthat fähig, verursachen Dürre und Mißernte, Krankheit und Tod; sie fahren in die Lebenden hinein und quälen dieselben auf alle erdenkliche Art. Die erzürnten Manen der im Kampfe Gefallenen werden durch die Opferung der Kriegsgefangenen zu versöhnen gesucht, auf daß sie nicht in ihrer blinden Wut sogar an ihren Stammesgenossen und Freunden sich vergreifen. Jedoch nicht bei allen Totenopfern ist es bloß auf die Sicherung des eigenen Seins und Wohlseins abgesehen;

manche derselben sind Kundgebungen der Fürsorge für die verehrten und geliebten Toten, denen außer Nahrungsmitteln, Geräten, Waffen und Schmucksachen sogar Sklaven, Weiber und Freunde mitgegeben werden oder freiwillig folgen, damit jene in dem irdisch gedachten Jenseits bequem und ihrer Stellung im Erdenleben entsprechend sich ansiedeln können. Allerdings ist auch diese Absicht nicht frei von Selbstinteresse, da einerseits die Rache der in der Ehrung und Ausstattung vernachlässigten Toten gefürchtet, und anderseits von ihnen eine Vergütung für den gemachten Begräbnisaufwand in der Form eines mächtigen Schutzes erwartet wird.

Den Geistwesen kann man es nicht immer ansehen, ob sie zu den Naturgeistern oder zu den abgeschiedenen Menschenseelen gehören; zur letzteren Klasse sind namentlich die in Tieren, Bäumen und Fetischbildern verkörpert gedachten Geister zu rechnen. Im Totendienste herrscht dieselbe bunte Mannigfaltigkeit alberner und abgeschmackter Gebräuche, wie in der Geisterverehrung überhaupt; überdies ist derselbe in vielen Gegenden durch Menschenschlächterei und Menschenfresserei befleckt.

Nach diesen Bemerkungen allgemeiner Natur beginnen wir unsern Rundgang aufs neue.

Der Gattungsname für Schutzgeister ist in der Tschisprache Bosum oder Obosam, in der Gasprache Wong, in der Ewesprache Edro oder Vodu, in der Jorubasprache Orischa. Derselbe bezeichnet überdies auch die von den Geistern bewohnten, beherrschten oder irgendwie beeinflußten oder berührten Örtlichkeiten oder Gegenstände. Wong also ist das Meer und alles, was darin ist; Wong sind die Flüsse, die Seeen und die Quellen, die Berge und die Höhlen, namentlich solche mit einem Echo, alle Termitenhaufen, ferner gewisse Tiere, Pflanzen und Steine, desgleichen die von den Priestern geweihten Fetische u. s. w.

Der persönliche Schutzgeist, der dem Neugeborenen als Begleiter, ja als zweite Seele beigesellt ist oder innewohnt, heißt in der Tschisprache Okra (Kra), in der Gasprache Kla, in der Ewesprache Luwo, und je nach dem Wochentage, an welchem der Schützling ins Leben trat, führt er den Beinamen Aschi, Adscho, Abla, Aku, Ao, Afi, Ama, so daß alle z. B. an einem Sonntage Geborenen ihren Okra Aschi und sich selbst Kwaschi, d. i. Diener des Aschi, nennen. Die Tschi bezeichnen auch die

Tage selbst als Tag des Aschi, des Adscho u. s. w. „Ist nicht mein Okra mein Susuma, meine Seele?“ pflegt der Ganeger zu sagen. Ist er mit knapper Not dem Tode oder einer Gefahr entronnen, so preist er seinen Okra: „wäre mein Okra nicht treu zu mir gestanden, so wäre ich übel davon abgekommen“; nach einem Unglücksfalle aber klagt er: „mein Okra hat sich von mir abgewendet“. Ein jeder vertraut daher zunächst auf seinen persönlichen Schutzgeist; von ihm erfleht er Rat, Hilfe und Trost; ihn ehrt er täglich und öfters am Tage durch Opferspenden; und wenn er fürchtet, denselben beleidigt zu haben, so begehrt er vom Fetischmanne Belehrung, wie er ihn wieder versöhnen könne. Der Okra stellt sich nach dem Tode seines Schützlings abermals einem Neugeborenen zur Verfügung, wenn er nicht vorzieht, in einem Tierkörper Wohnung zu nehmen oder ohne nähere Verbindung mit einem bestimmten Lebewesen zu bleiben [4]). Jeder Familie steht wiederum ein besonderer Helfer zur Seite. Die westlichen Ewestämme glauben, daß der Schutzgeist des verstorbenen Familienhauptes die Hinterbliebenen desselben unter seine Obhut nehme. Eine Fantifamilie, die im Begriffe steht, sich aufzulösen, veranstaltet einen feierlichen Abschied von ihrem Hausgeiste. Sie begiebt sich zu einem Priester, der den Körper eines Fetischgeistes (Suman) zerstört, mit Wasser zu einem Tranke mischt und, diesen den einzelnen Gliedern darreichend, im Namen des Geistes das Verbot erteilt, von irgend einer Speise zu genießen; diese Entsagungspflicht, die auch auf die Nachkommen übergeht, wird gewissenhaft beobachtet [5]). In allgemeinen Anliegen und Nöten wendet sich das Volk, die Priester und Häuptlinge an der Spitze, durch Gebete, Gesänge und Opfer an die Schutzgeister des ganzen Stammes und Landes. Zeigt sich einer derselben harthörig, so wird die Schuld einer Vernachlässigung oder Verletzung der ihm geweihten Gegenstände oder Orte zugeschrieben. Die Bitten und Beschwörungen werden noch inbrünstiger und ungestümer, die Opfergaben noch reichlicher; und wenn endlich das Unglück aufhört, oder die Gefahr vorübergeht, so hat der Geist geholfen. Zu *Bowdichs* Zeiten wurden in den Tschiländern die Obosom der Flüsse Tando, Kobbi und Odiri im Kult bevorzugt. Überhaupt wenden sich die Goldküstenbewohner zumeist und zunächst an die besonderen örtlichen Schutzgeister [6]).

Abonsom heißen in den Ländern der Gold- und Sklavenküste

die bösen Geister; Sasabosam ist der Erdgeist, der die Erdbeben verursacht; Akomfoabosom sind die in Bildnissen dargestellten Unholde. *Cruickshank* teilt mit, daß die Fanti das Dasein eines obersten Teufels nicht anerkennen, dagegen die Welt von einem Heere böser Geister, die anhaltend auf Unheil sinnen, bevölkert wähnen. Sie reden sowohl von den Versuchungen, wie von der Flucht der unsichtbaren Menschenfeinde, und obschon sie die Verehrung derselben ableugnen, unterlassen sie doch nicht, durch allerlei Opfer sie unschädlich zu machen. Die Tschi nennen den Widerpart Okras Gbeschi oder Okrabri, d. i. den schwarzen Okra; dieser ist es, der die schlechten Gedanken eingiebt und ausführen hilft, nach vollbrachter That aber gleich dem bösen Gewissen die Rolle des Rächers und Peinigers übernimmt; daher wird der Verbrecher als ein vom Okrabri Besessener bezeichnet. Opfer werden diesem Geiste der Finsternis nicht gebracht[7]). *L. Wilson*[8]) erzählt, daß auf der Goldküste von Zeit zu Zeit eine Art Treibjagd auf die bösen Geister abgehalten wird. Auf ein gegebenes Zeichen bewaffnet sich die ganze Bevölkerung einer Ortschaft mit Knütteln und fegt mit fürchterlichem Geschrei in allen Winkeln und Ecken der Hütten, stürzt dann wie wahnsinnig mit Fackeln auf die Straße und schlägt kreischend und brüllend in die Luft, bis jemand anzeigt, die Geister seien durch irgend ein Thor der Stadt oder des Dorfes entschlüpft; dieselben werden noch eine lange Strecke weit in die Wälder verfolgt und gewarnt, je wiederzukommen. Hierauf atmet alles wieder frei auf, man schläft ruhig und fühlt sich wohl.

In allen Orten an der Sklavenküste, desgleichen in Joruba, an der Beninküste, im Nigerdelta und am Niger hinauf bis zum Benue blüht der Geisterdienst. In Dahome befinden sich am Fuße eines jeden Baumes, an jeder Straßenbiegung, vor jeder Hütte, auf den freien Plätzen kleine Erdhaufen, auf denen Maniok, Mais, Palmöl und dgl. für die unsichtbaren Lenker der irdischen Geschicke niedergelegt sind.[9]) Jedoch werden hier nicht wie an der Goldküste die Ortsgeister vor den Landesgeistern im Kult bevorzugt. Einen Hauptanteil empfängt der in verschiedenen Gestalten umherschleichende Liebesgeist Legba, dem überall im Ewegebiete vor Hunderten von häßlichen, aus rotem Thon gefertigten und mit allerlei Lumpenkram ausgeschmückten Statuen geopfert wird. An allen Hauptorten sind ihm Tempel errichtet, deren Dienst Tausende von Priestern und Priesterinnen versehen. In Ague,

Groß- und Klein-Povo, in Porto Novo und namentlich in Waidah erfreut sich Danhgbi, der Pythongeist, einer großen Verehrung. Etwas weiter landeinwärts bei den in die Lagunen mündenden Flüssen werden Krokodile und im Togolande außerdem Leoparden als Verkörperungen von Geistern verehrt, hingegen hier jede Schlange ungestraft getötet werden darf. Abbé *Bauche* teilt einen Wechselgesang mit, durch den die an Porto Novo vorübersegelnden Schiffer den Krokodilgeist (Jalodeh) zu feiern pflegen. Dem Solosänger antwortet der Chor auf jede Strophe: „Jalodeh, guter Geist, geleite uns und behüte uns vor Leid!“ [10]) Am Küstenstriche zwischen Kotonu und Bageida sorgen die Meergeister Nati und Avrikiti für reichlichen Fischfang. Nesu beschirmt das königliche Haus und Bo die Krieger von Dahome; Aizan bewacht die Thore und die öffentlichen Plätze und Märkte, Hoho die Zwillinge. Unter den Fürsten Dahomes ist der wegen seiner Beute- und Blutgier berüchtigte, von seinem Bruder Gezo 1818 entthronte und dem Hungertode preisgegebene Adanlosan oder Adanzan zum Schutzgeiste eingesetzt worden. Gezo selbst ließ ihm einen Tempel bauen, bei dem er Priester anstellte, und er verordnete, daß in Zukunft der neue Landespatron vor jedem wichtigen Unternehmen um Rat und Beistand angerufen werden solle; er bezweckte mit diesen Ehrenerweisungen nichts anders, als die Versöhnung des verstorbenen Wüterichs. Aus demselben Grunde ist Ajahuto, ein früherer König von Porto Novo und Mörder seines Schwiegervaters, zum Schutzgeiste erhoben worden. Die Mädchen, welche seinen Tempel bedienen, sind zum jungfräulichen Leben verpflichtet und genießen die hohe Auszeichnung, vor dem regierenden Herrscher nicht niederfallen zu müssen. Anderseits büßen sie einen Fehltritt gegen ihre Keuschheitspflicht mit dem Tode In Waidah werden die fürstlichen Ahnherren Kpati und Kpasi verehrt. [11])

Der Waldteufel Sapatan sendet die Blatternseuche. Das Heer der Plagegeister erhält vom Totenlande her reichlichen Zuwachs. Abgeschiedene Mörder, Giftmischer und Zauberer werden als Blutsauger gefürchtet. Ein Kind war seiner Mutter im Tode bald gefolgt, und ein zweites war erkrankt. Der bekümmerte Vater erfuhr durch die Totenfragerin, daß die Seele seiner verstorbenen Frau das Kind getötet habe und auch das andere ums Leben bringen werde, wenn nicht die Gebeine derselben ausgegraben

und am Blutmenschenorte verbrannt würden. Und dies geschah bei Nacht und unter fürchterlichem Lärme der Bewohner.[12])

Überall in Westafrika bestehen spiritistische Geheimbünde zur Handhabung der polizeilichen Gewalt, so der Belli- und Nessogebund in Sierra Leone, der Bund der Ogboni in Joruba. Der Geist Oro (Ogo) nimmt von einem Priester Besitz und wandert oft stunden-, gar tagelang in den Straßen Abbeokutas umher und bannt die Weiber in ihre Hütten.[13]) „Die Stadt Ogbomascho," schreibt *A. Bastian*,[14]) „wird gewöhnlich zweimal jährlich der Gewalt des Oro übergeben. Der Lärm beginnt, nachdem den Frauen die entsprechende Warnung zugekommen ist, in kleinen Hütten, die abseits außerhalb der Stadtmauer stehen, und zu denen kein Zutritt ist, als durch die Gebäulichkeiten des Stadtobersten. Während der ganzen Nacht geht dann der Geist der Vorfahren mit einer mächtigen Bambuspeitsche umher, in einer Begleitung sonstiger Masken, die mehr oder weniger stereotyp sind oder werden." Nach dem Geiste Egbo, der vielleicht mit dem dahomeischen Legba identisch ist, nennt sich der in elf Grade abgeteilte Egbo-Orden in Kalabar. Der Großmeister desselben ist der König, der gerade seiner Egbowürde sein Hauptansehen verdankt. Die Aufnahme eines neuen Mitgliedes erfolgt nach längerer Probezeit unter geheimnisvollem Ceremoniell und zieht die Pflicht strengsten Schweigens nach sich; der Aufstieg zu einer höheren Rangstufe wird gewöhnlich mit Geld erkauft, das die Angehörigen des inneren Bundes, die Nyampa oder Yampay, unter sich teilen; nur die drei höchsten Grade sind nicht käuflich. Ein jeder Grad steht unter dem Schutze eines besonderen Idem oder Geistes, dessen gespenstisch ausgestatteter Vertreter die Strafurteile des der Feme ähnlichen Egbogerichtes vollstreckt. Dieser Egbomann ist in ein schwarzes Netzwerk gekleidet, das ihn vom Scheitel bis zu den Füßen bedeckt; er trägt einen Hut mit einer langen Feder, an der Stirne Hörner, auf dem Rücken eine Glocke, an den Knöcheln Glöcklein und in der rechten Hand eine lange Peitsche. Wenn er, gefolgt von einem halben Dutzend ebenso phantastisch gekleideter und mit Schwertern oder Stöcken bewaffneter Menschen aus dem Egbohause zur Hütte des Übelthäters rennt, so fliehen Kinder, Weiber und Sklaven nach allen Richtungen auseinander, da er im Gebrauche seiner schweren Peitsche durchaus nicht ängstlich ist. Am Egbotage des Messingsgrades haben nur einige Freie

das Vorrecht, sich ungestraft auf der Straße zeigen zu dürfen. Erst nachdem die Egbotrommel den Schluß des Gerichtes verkündet hat, darf der gewöhnliche Verkehr wieder beginnen.[15]) Einen Schwarzen egboen bedeutet im Munde der Europäer soviel, als ihm den Zutritt in die Faktoreien verbieten.[16])

Wie auf der Goldküste alljährlich eine Geisterjagd stattfindet, so wird Altkalabar alle zwei Jahre von den bösen Geistern gesäubert, die inzwischen daselbst sich eingenistet haben. Einige Wochen vor dieser großen Ndök- oder Bannfeier werden zahlreiche Nabikems, d. i. Menschen- oder Tierbilder aus Stäben und Bambusgeflechte, aufgestellt, in denen die Geister Wohnung nehmen; dieselben werden in der Reinigungsnacht unter großem Lärme ins Wasser geworfen, infolgedessen die Unsichtbaren ins Schattenreich entfliehen. Dabei werden mitunter Ausbrüche aufrichtigen Schmerzes, herzbrechende Klagen laut, daß die Seelen der Angehörigen so gewaltsam verjagt werden.[17])

Die Geisterverehrung und namentlich der Totendienst in Nordguinea fordert bis zur Stunde ungezählte Menschenopfer. In allgemeinen Anliegen und Nöten, z. B. zur Abwendung einer Mißernte, einer Seuche oder beim Beginne eines wichtigen Unternehmens, etwa eines Kriegszuges läßt man den Schutzgeist des Landes, des Stammes oder des Ortes Menschenblut trinken. „In Aschanti braucht der Fetischpriester nur zu sagen, es hungere die Geister, so werden ihnen Menschen geschlachtet.“ In Kumassi wird bei der Lehmbereitung, bei der Ausbesserung der Königsgräber, der Einweihung von Neubauten und dergl. Menschenblut verwendet. In schlimmen Bedrängnissen werden die Opfer auf eine ungewöhnliche, besonders schmerzhafte Todesart, durch Pfählung, Lebendigbegrabenwerden, in die andere Welt befördert, um desto sicherer die Aufmerksamkeit der höheren Mächte zu erwecken.[18]) Den verstorbenen Königen, Häuptlingen und Vornehmen werden Weiber und Sklaven zur Begleitung und Bedienung und zur Überbringung von Botschaften nachgeschickt. Den erzürnten Manen der im Kampfe Gefallenen werden die Kriegsgefangenen geopfert. In den Hinterländern der Küstenstriche, namentlich in und am Nigerdelta, folgt der Opferhandlung nicht selten ein Opfermahl. Selbst Stämme, die bereits seit hundert Jahren mit den Europäern Handel treiben, haben diesen hassenswürdigen Greueln nicht gänzlich entsagt. Zu *Bowdichs* Zeiten

haben noch die Aschanti die Herzen der erschlagenen Feinde verzehrt. So wurde im Jahre 1824 das Herz des englischen Generalgouverneurs *M'Carthy* von den Häuptlingen genossen, und das übrige Fleisch unter die Krieger verteilt. Kapitän *Raydon* wurde dem Schutzpatrone der Stadt Kumassi geopfert.[19])

In Groß-Bassam werden mit dem verstorbenen Häuptlinge, der zehn Tage lang beweint, mit Lobreden gefeiert und mit Fragen überhäuft wird, wer ihn betrübt und so zum Sterben veranlaßt habe, die Gefangenen begraben.[20]) Wer eine Schwester des Königs von Aschanti heimführt, erkauft diese Ehre nicht ohne die Pflicht, der erlauchten Frau in das Grab folgen zu müssen.[21]) Die Akrafo oder Seelenpersonen, die zu Häupten oder zu Füßen des königlichen Leichnams liegen sollen, tragen bei Lebzeiten des Herrschers große Goldplatten auf der Stirne oder auf der Brust, Bei der Einsetzung des Nachfolgers wird folgendes Gebet gesprochen: „Geister aller verstorbenen Könige, segnet diesen neuen König! Gebet ihm Reichtum, Gesundheit und große Ehre vor allen Leuten und vor seinen Mitkönigen!“ Der neue Monarch veranstaltet für seinen verstorbenen Vorgänger die sog. Kostüme, d. h. er läßt ihm acht Tage hindurch Menschen opfern.[22]) Der König Kwaku Dua war am 27. April 1867 gestorben und hatte bis zum 15. Juli, dem Beginne der großen Kostüme, die ihm sein Nachfolger Koti Karakari veranstaltete, bereits über 1100 Akjere oder Menschenopfer erhalten: der erste Tag der Kostüme lieferte ihm schon wieder 400.[23])

Nirgend hat die grausame Sitte, den verstorbenen Herrscher durch ein Gefolge von Seelen zu ehren, soviele Menschenleben gekostet, als in dem despotisch regierten Militärstaate Dahome, dessen einstige Bevölkerung von *Norris*, *Snellgrave*, *Isert* u. a. auch der Menschenfresserei bezichtigt worden ist. Der Sarg des königlichen Leichnams besteht aus Thon, der mit dem Blute von 100 hingeschlachteten Kriegsgefangenen zusammengeknetet ward. Ihm folgen lebendig in das Grabgewölbe 24 Weiber, 80 Hoftänzerinnen und 50 Krieger, mit dem Auftrage, den König im Schattenreiche zu bedienen. Der Wahnglaube dieses Volkes erfährt eine grelle Beleuchtung durch die Thatsache, daß übergenug Freiwillige sich zu diesem Ehrengeleite hinzudrängen. Achtzehn Monate nach dem Begräbnisse tritt der Thronfolger feierlich die Regierung an, die er bis dahin nur im Namen seines verstorbenen Vaters geführt

hat. Dieses Fest, zu welchem alle Vornehmen des Landes mit Geschenken am Hofe zu erscheinen haben, heißt Ada, d. i. „der große Brauch.“ Die Hauptfeier besteht in der Abschlachtung einer ungezählten Menge von Menschen, die dem verstorbenen Könige die Kunde ins Jenseits bringen sollen, daß sein Nachfolger die Herrschaft angetreten habe. Da bis vor wenigen Jahren die in Abome weilenden Europäer dem „großen Brauche“ beiwohnen mußten, so verdanken wir die genaue Kenntnis desselben den Berichten zuverlässiger Augenzeugen. Bei der Thronbesteigung des Königs Bahdu oder Bahadung am 22. Juli 1860 brachten einige portugiesische Residenten ebenfalls zwanzig menschliche Schlachtopfer mit. Erschütterungsbedürftige Naturen mögen sich die Einzelheiten der gräßlichen Feier ausmalen. Das jährliche Fest „des Tischdeckens für die Vorfahren des Königs“ bringt dem Seelenhofstaate derselben einen bedeutenden Zuwachs. Überdies werden täglich Boten ins Jenseits gesandt, da jede noch so unbedeutende Regierungshandlung des zeitigen Herrschers dem verstorbenen Vorgänger desselben gemeldet wird. Kriegsgefangene, die zuvor durch ein berauschendes Getränk gestärkt sind, treten in froher Stimmung die Reise in die andere Welt an. Jedem Vornehmen werden wenigstens zwei Geleitseelen beigesellt, und seine Haupt- oder Lieblingsfrau giebt sich selbst den Tod. Sogar Freunde legen Hand an sich, um einen besonders verehrten und geliebten Toten ins andere Leben zu begleiten.

England hat trotz seines Einflusses an der westafrikanischen Küste den scheußlichen Schlächtereien keinen Einhalt gebieten können, und einen Krieg für die Menschlichkeit hat es nicht unternehmen wollen. Auch die Franzosen haben weder durch gute Worte, noch durch Drohungen etwas ausrichten können. Der König Geleleh stellte sein Reich unter die Schutzherrschaft Portugals, in schlauer Berechnung, daß dieses schwache Land ihn am freiesten werde schalten und walten lassen. Als auch Portugal die Abschaffung der Menschenopfer verlangte, erklärte Geleleh, er sei bereit dieselben zu vermindern, gänzlich abschaffen aber könne er sie nicht; dem Engländer *J. A. Skertchly* beteuerte er, daß er bei einem solchen Versuche von seinen blutdürstigen Unterthanen selbst würde geopfert werden. Portugal verzichtete sehr bald auf die Schutzherrschaft, die nun von Frankreich beansprucht wurde. Geleleh zeigte noch einige Monate vor seinem Tode, wie er „die

Beschränkung der Menschenopfer" verstand. Im März 1889 schleppten seine Truppen, deren Garde bekanntlich aus 5000 Amazonen besteht, 1745 Gefangene aus der Umgebung von Porto Novo, also aus französischem Schutzgebiete, herbei, die allesamt hingeschlachtet wurden. In den letzten Nächten des Monates Juli wurden 500 Menschen niedergemetzelt; ihr Blut wurde in Schalen aufgefangen und auf das Grab des 1858 gestorbenen Königs Gezo gegossen. Ihnen folgten in den ersten Tagen des Monats August täglich 70 Opfer zu demselben Zwecke in den blutigen Tod. Das Hauptschlachtefest fand am 5. August statt. Der König sah den teuflischen Grausamkeiten nicht bloß mit Wohlbehagen zu, sondern beteiligte sich auch eigenhändig an denselben. Sie dauerten bis zum 15. August; an diesem Tage wurde Gezos Grab geöffnet, eine Anzahl Sklaven lebendig in dasselbe hinabgestürzt, und die Gebeine des Toten mit dem Blute von 50 Opfern besprengt. Im Oktober sollte abermals eine Totenfeier stattfinden, für die schon 800 Gefangene bereit gehalten wurden. Geleleh starb am 2. Januar 1890. Sein Nachfolger Bedazin stand in dem Rufe, der europäischen Gesittung und selbst der christlichen Religion zugethan zu sein. Aber leider entpuppte sich derselbe als ein ebenso blutdürstiges Ungeheuer, wie als geschworenen Feind jedes europäischen Einflusses. Er nahm den Namen „Hosuboweleh," d. i. Menschenfresser, an und zwang *Dr. Bayol*, den Vertreter Frankreichs, der Abschlachtung von 100 Gefangenen beizuwohnen, unter denen sich, wie zum Hohne, auch französische Schutzbefohlene aus Porto Novo befanden.[24]) Überdies erklärte er sofort alle Verträge mit Frankreich für ungiltig und eröffnete einen Angriffskrieg gegen die französischen Küstenbesitzungen, über dessen Verlauf die Tagesblätter berichtet haben.

In Abome, Waidah, Abbeokuta, Joruba, Badagry, in Benin, Bonny, Braß, Okrika, Alt- und Neukalabar werden den örtlichen Schutzgeistern, die mit Vorliebe in Tierkörpern Wohnung nehmen, von Zeit zu Zeit oder doch bei besonderen Anlässen, wie bei anhaltender Dürre, vor einem Kriegszuge, beim Abschlusse eines Bündnisvertrages, Menschenopfer dargebracht. Die Kriegsgefangenen werden regelmäßig abgeschlachtet. So lange dieselben in unbeschränkter Anzahl als Sklaven verkauft werden konnten und daher für den Kopf ein kleines Kapital darstellten, fand der blutbedürftige Opfertrieb in der Habgier des Negercharakters ein natürliches

Gegengewicht. Da aber trotz der Abschaffung des überseeischen Sklavenhandels im Anfange der sechziger Jahre die jährlichen Kriegszüge aus Überlieferung und Gewohnheit fortgesetzt wurden, dienten die Gefangenen wieder zu den beliebten Abschlachtungsfesten und zur Befriedigung kannibalischer Gelüste. Die Ibo halten stets eine Anzahl von Kriegsgefangenen für ihre Feste in Bereitschaft; diese Unglücklichen, die über ihr künftiges Schicksal in vollkommener Gewißheit sind, wohnen in der Nähe des Tempels und unter der Obhut der Fetischpriester; letztere drängen zum Kriege, wenn keine Schlachtopfer vorrätig sind.[25]) Von der Feier der „Kostüme" oder des „großen Brauches" in der Nachbarschaft unserer Kolonie Kamerun mußten den Zeitungsberichten gemäß im Juni 1889 europäische Händler unfreiwillige Zeugen sein. Dieselben waren von Neukalabar nach Eboe gereist, um dem neuen Könige hierselbst ihre Aufwartung zu machen. Sie hatten geglaubt, daß das blutige Fest längst vorüber sei, sahen aber bei ihrer Ankunft zu ihrem Schrecken, daß dasselbe gerade seinen Höhepunkt erreicht habe. Vierzig Geleitseelen waren dem Toten bereits nachgeschickt worden; neben ihm in der tiefen und breiten Grube lagen seine jüngsten Weiber, denen man zuvor Arme und Beine gebrochen hatte; erst nach fünftägigen Qualen gelangten diese Ärmsten in eine bessere Welt. Alle Teile der Stadt hatten zahlreiche Bedienungsseelen liefern müssen und sollten dieses betrübende Geschäft noch zehn Monate hindurch fortsetzen. Die Köpfe der Opfer rollten in die königliche Gruft, das Übrige wurde verzehrt. Die Weißen mußten zu diesen Schrecknissen schweigen, um ihr Leben nicht zu gefährden.

Die auf das Geister- und Totenreich bezüglichen Anschauungen und Gebräuche Südguineas sind von denen des nördlichen Westafrika nicht wesentlich verschieden.

Die Eingeborenen Kameruns kennen gute und böse Wasser- und Waldgeister und nennen deren Hauptvertreter mit besonderen, schon früher erwähnten Namen. Jedoch bedürfen die bezüglichen Vorstellungen der einzelnen Stämme noch näherer Erforschung. Die Gebirgsbewohner stellen dem guten Geiste Uwasse den bösen Mokasse gegenüber, bezeichnen aber vielleicht mit diesen Namen zwei Klassen von Geistern. Die einzigen Verehrungsstätten, welche *Zöller* im Berglande wahrgenommen, waren eingefriedigte Büsche, vor denen man Palmöl, Palmnüsse und dgl. als

Opfergaben niedergelegt hatte.[26]) Auch in Kamerun giebt es geheime Gesellschaften, von denen die eine diesen, die andere jenen Geist zum Beschützer erwählt hat und unter dem Banner desselben allerlei Unfug treibt. Dem Egbo an der Kalabarküste entspricht der Ekongolo, den *Max Buchner* nicht anders zu bezeichnen weiß, als „Erschütterung des Gemütes durch schreckhafte Fratzen." Bei Tänzen und sonstigen Feierlichkeiten zu Ehren eines Verstorbenen, der diesem Bunde angehört hat, fahren hie und da Masken mit geschnitzten Antilopenhörnern auf den Köpfen unter die fröhliche Menge. Alles schreit dann „Ekongolo! Ekongolo!" und stiebt kreischend auseinander. Diese vermummten Gestalten, die mit der eisernen Spitze ihres Hörnerschmuckes zustechen können, werden von den Festgenossen durch Geschenke beschwichtigt. Zuweilen mischen sie sich auch durchaus friedlich unter die Zuschauer. Solche Totenfeste des Ekongolobundes dauern neun Tage. Gefährlicher sind die Menschen, welche den Geist Mungi spielen. Dieser haust in der Regel im Walde, wo er auch von den Eingeweihten bedient wird. Er kann töten, wen er will, d. h. er tötet jeden, den seine sichtbaren Darsteller heimlich umbringen. Diese gehen in den Wald, und die Laute wilder Tiere nachahmend, schreien sie heraus: „Mungi ist da und sagt so und so." Die Aussprüche des Geistes machen jede Widerrede verstummen, und seine Befehle werden unerbittlich ausgeführt. Wenn er in der verkleideten Gestalt eines seiner bevorzugten Diener in eine Ortschaft tritt, so beginnen die Weiber zu zittern; denn ein Weib, das ihn ansähe, würde sofort sterben.[27]) Ohne Zweifel hat Mungi eine gewisse Vorliebe für Menschenopfer, und die Menschenfresser, von denen *R. Buchholz*[28]) erzählt, sind wahrscheinlich unter seinen Verehrern zu suchen.

Wie derselbe Reisende bezeugt, ist auch der blutige Totendienst in Kamerun nicht unbekannt. Als der Häuptling von Bimbia tot war, wurde aus einem benachbarten Stamme ein Sklave gekauft, der später neben den Leichnam des verstorbenen Despoten lebendig ins Grab geworfen wurde.[29]) In früherer Zeit sollen auch Freie miteingescharrt worden sein. Ein Daido hatte 1874 den Vater des jetzt regierenden Duallahäuptlings Akwa durch Zufall erschossen; zur Sühne wurden zwei Männer aus dem Daidostamme, ein Freier und ein Sklave, lebendig mit dem Toten begraben, nachdem ihnen zuvor Arme und Beine gebrochen worden.[30])

Die im Innern wohnenden Bakundu halten die Ruhestätten ihrer Häuptlinge, Fetischmänner und aller Logenmitglieder geheim. Sie fürchten sich sehr vor Gespenstern und glauben mit den Bakwiri an das Wiedererscheinen schlechter Menschen in gefährlichen Tieren.[31])

Der Geisterglaube der Bube auf Fernando Póo erblickt auf der Höhe des Pic, in den tiefen Thalschluchten, in den Flüssen, Lagunen und Kraterseeen der Heimat die Wohnsitze koboldartiger Wesen und der abgeschiedenen Seelen. Die mächtigsten Geister sind der des Pic, des Kratertümpels, des Sees bei Riabba und der Felsgrotte bei Banni. Die guten wie die bösen Geister stehen unter einem besonderen Oberhaupte. Der Bube verschließt am Abende sorgfältig seine Behausung; denn der Waldteufel treibt auch hier sein Unwesen. Oft zieht derselbe heulend durch die stillen Dörfer und zerrt an den Schuberthüren der Hütten; dann stürzen die Bewohner mit wildem Geschrei hinaus und hauen mit Zauberstöcken wütend auf den gespenstigen Ruhestörer ein. Um die Unsichtbaren von dem nächtlichen Umherschweifen abzuhalten, hat man ihnen im Walde kleine Hütten errichtet.[32])

Der Schutzgeist der M'pongwe an der Gabunküste heißt Mbuiri (Ombwiri). Er ist zugleich mit den Menschen von Aniambia geschaffen worden und regiert in dessen Namen die Welt. Er ist der Urheber aller unerklärbaren Dinge und Vorkommnisse. Jede Naturmerkwürdigkeit, jede auffallende Himmelserscheinung, jede seltsame Begebenheit im Menschenleben ist sein Werk. Er ist unermüdlich im Wohlthun und hemmt die Einwirkungen der bösen Geister, die in schädlichen Naturkräften wirken. Er beschützt aber nur die Frommen, hingegen er die Gottlosen züchtigt. Am liebsten weilt er auf hohen Bergen, in tiefen Höhlen, in mächtigen Felsen und Bäumen; das Volk geht an den Stätten, wo es die Anwesenheit Mbuiris vermutet, mit ehrfurchtvollem Schweigen vorüber. Je nach den Personen oder Gegenständen, die er zu Trägern oder Werkzeugen seiner Kraft macht, führt er verschiedene Beinamen; er heißt Mbuiri aningo, ngono, mboumba, mbogo, akkoa, ohouana, anienga, ndjege etc., je nachdem er im Wasser, in der Luft, im Regenbogen, im Walde, durch einen Zwerg, durch ein Kind, durch einen krampfhaften Tanz, durch ein Klapperinstrument der Frauen u. s. w. wirkt. Ein jeder hat auch seinen besonderen Schutzgeist, dem er neben seiner Wohnung ein Tempelchen baut.

Den ängstlich abergläubischen Sinn der M'pongwe beschäftigen vorzugsweise die Abambo und die Inlogho, zwei Klassen von Geistern, deren Grundstimmung eine fragwürdige ist. Beide sind nach *Wilsons* Angabe abgeschiedene Menschenseelen, und zwar haben jene in der Heimat, diese in der Fremde ihren Erdenlauf vollbracht; jedoch mögen die durch meteorologische Einflüsse wirkenden Inlogho öfters als Elementargeister aufgefaßt werden. Die einen wie die andern werden von Mittelspersonen bedient und beschworen, wohingegen Mbuiri unmittelbar mit den Sterblichen verkehrt. Je nach der Art der Krankheiten, die sie durch Besessenheit verursachen, sind ihnen besondere Namen beigelegt: in einem Schwerkranken wohnt ein Nkinda, in einem Delirierenden wütet ein Angindi; einem bösen Zauberer steht ein Oniembe zur Seite.[33]) Die an der äquatorialen Westküste häufigen Mondtänze gelten den Inlogho, die gern im Monde wohnen und durch den Mond auf die Erdbewohner einwirken. *Paul du Chaillu*[34]) war bei dem Kammavolke in Gumbi am Rembo Zeuge einer solchen Feierlichkeit. Der erkrankte König dieser Stadt wandte sich um Hilfe an einen Ilogo (Ologbo). Sämtliche Frauen des Ortes versammelten sich vor der Hütte des Königs, bildeten einen Kreis und riefen zu Ilogo in langen Bittgesängen, die nach *Oberländers*[35]) freier Übersetzung also lauteten:

„Ilogo, wir bitten dich!
Sag' uns, wer hat den König beschrien?
Ilogo, wir bitten dich!
Sag' uns, was hilft ihm für Medizin?
Dein sind die Bäume in den Wäldern,
Dein die Kräuter auf den Feldern,
Dein alle Wasser in den Flüssen,
Du wirst ein Mittel für ihn wissen!
Und sollt' auf Erden keines sein,
Kuriere ihn mit Mondenschein!
Hilf unserm König vor dem Tod!
O Ilogo! o Mond, o Mond!"

Ein Weib von hochgradiger Erregbarkeit, die wahrscheinlich um dieser Eigenschaft willen zur Würde einer Ilogopriesterin erhoben war, ließ sich in der Mitte des Kreises nieder und schaute unverwandten Blickes in die leuchtende Mondscheibe, bis sie in Krämpfe und schließlich in eine tiefe Ohnmacht fiel. Jetzt, hieß es, ist ihr Geist zu Ilogo gegangen und spricht mit ihm. Die Versammlung

fuhr fort zu singen. Nach etwa einer halben Stunde kam die Somnambule wieder zu sich und erzählte der lauschenden Menge, sie sei bei Ilogo gewesen und habe ihm das Anliegen des Königs vorgetragen; es sei ihr ein gewisses Kraut bezeichnet worden, dessen Saft dem Kranken Heilung bringen werde. Die Austreibung der Krankheitsteufel ist eine sehr langwierige und lächerliche Arbeit; einen Scheinerfolg begründet die Ruhe der Erschöpfung, die nach den zur höchsten Heftigkeit gesteigerten Anfällen sich einzustellen pflegt. Wer von einem solchen Plagegeiste wieder befreit ist, baut demselben eine kleine Hütte und behandelt ihn mit ausgezeichneter Ehrfurcht; auch legt er sich allerlei peinliche Beschränkungen auf. Die große Menge hat von der Besessenheit wie von der Beschwörung sehr verworrene Begriffe; der einzelne thut mit, was er die anderen thun sieht, und im Falle der Not läßt er an sich geschehen, was wohlmeinende Freunde oder verschmitzte, gewinnsüchtige Gaukler ihm anraten.

In mehreren Gegenden der Gabun- und der Ogowéküste scheint die Liebe und das Vertrauen zu den Toten größer zu sein, als die Furcht vor ihnen. Nach dem Glauben der M'pongwe erscheinen die Verstorbenen den Lebenden im Traume und thun ihnen ihre Wünsche kund. Zweimal im Jahre begiebt sich der Häuptling mit seinem Volke zu den Begräbnisstätten und hält daselbst feierliche Lobreden auf die lieben Toten. Darauf werden gekochte Fleischstücke und Bananen auf die Gräber gelegt, nachdem man sich zuvor überzeugt hat, daß sie nicht vergiftet sind. Werden sie noch am andern Morgen gefunden, so erschallt lautes Wehklagen, und neue Totenspeise wird herbeigeschaft; in der Regel aber bereiten die Schakale die Gewißheit, „daß die Gaben von denen angenommen wurden, für welche sie bestimmt waren". [36]) Die bewunderungswürdige Ehrfurcht gegen alte Leute, die stets mit „Vater" oder „Mutter" angeredet werden, steigert sich nach dem Tode derselben zu einer eigentlichen Verehrung, die früher auch in Menschenopfern am Grabe ihren Ausdruck gefunden hat. „Man sieht in Zeiten der Not," schreibt *Wilson,* „nicht selten auf Bergesgipfeln oder längs der Grenzen dichter Wälder große Gruppen von Männern und Frauen stehen, die in den kläglichsten und rührendsten Tönen ihre Ahnen anflehen. Bei dieser Ahnenverehrung sind hie und da auch Bilder gebräuchlich. Ein noch auffälligerer Zug zeigt sich in der Aufbewahrung der Totenge-

beine, die einer Reliquienverehrung ziemlich nahe kommt. . . Die Lebenden schätzen den Beistand der Toten, und es ist nichts Ungewöhnliches, durch jemanden, der im Sterben liegt, Botschaften an sie zu senden; ja diese Art von Beistand wird von den Lebenden so hoch geschätzt, daß eine mir bekannte alte Frau ihre Söhne nicht zu sich ließ, damit dieselben sie nicht durch irgend ein geheimes Mittel vor der Zeit in die Geisterwelt beförderten, teils um der Bürde, für sie zu sorgen, enthoben zu sein, teils und besonders aber, um von ihr einen wirksameren Beistand zu gewinnen, als sie ihnen in dieser Welt gewähren konnte.“ [37]) Der Missionar *Peureux* bestätigt diese Mitteilungen und fügt hinzu, daß man nach der Meinung der Gabunesen einen besonders mächtigen Schutzgeist an der Seele eines Verwandten gewinne, den man mit eigener Hand getötet habe. So vollführte ein junger Mann einen Angriff auf das Leben seines Vaters, der beim ganzen Volke in hohem Ansehen stand; der Schlag ging fehl, und der unnatürliche Sohn verlor darüber den Verstand oder nach Neger-anschauung die Seele. Der bekümmerte Vater ließ nun 30 Sklaven schlachten, damit sein Sohn eine gesunde Seele wieder bekäme.[38]) Auch im Kongolande hat gemäß der Versicherung *Winwood Reades*[39]) ein Sohn seine alte Mutter in der Absicht getötet, an ihr eine mächtige Helferin zu haben.

Durchgehends jedoch ist die Geisterfurcht vorherrschend. Die Bakalai (Akelle) und ihre östlichen Nachbarstämme wittern in jedem Baume oder Busche das Gespenst mit der Hippe, sobald ein unerwarteter Todesfall sich ereignet hat. Und wenn ein solcher nach Ablauf einer verhältnismäßig kurzen Zeit abermals eintritt, so packen sie all ihre Habseligkeiten zusammen, beladen damit ihre Sklaven und Weiber und wandern ins Ungewisse fort, bis sie einen vom Todesgeiste unbewohnten Ort gefunden zu haben glauben. Die Angst vor der Nähe oder der Rückkehr der abgeschiedenen Seelen, die unter den Überlebenden Krankheit und Tod anstiften, treibt sie zur mitleidlosen Behandlung derjenigen, welche den allergerechtesten Anspruch auf menschliches Mitgefühl besitzen. Sie schaffen Sterbende und Schwerkranke aus ihren Dörfern hinaus und lassen sie hilflos liegen. *Du Chaillu*[40]) und *Lenz*[41]) haben mehrere solcher Unglücklichen angetroffen. Auf Fernando Póo waren nicht einmal die Häuptlinge gegen eine solche Grausamkeit geschützt; auch sie wurden, sobald ihr Zustand hoff-

nungslos zu sein schien, in das Dickicht eines entlegenen Waldes gebracht, obschon nicht ohne jegliche Pflege gelassen.[42]) Auch der namentlich im Ogowegebiete verbreitete Brauch, die Hütte des Verstorbenen zu verlassen oder samt seiner Habe, falls diese ihm nicht ins Grab gelegt wird, zu verbrennen, sogar den Namen desselben zu verändern oder der Vergessenheit preiszugeben, muß für gewöhnlich aus dem Bestreben erklärt werden, dem Toten die Erinnerung an das Erdenleben und mit ihr das Eingreifen in dasselbe unmöglich zu machen. Stellenweise jedoch ist diese Sitte als Zeichen einer Pietät zu deuten, die nicht aufhört, die Hinterlassenschaft des Verstorbenen als Eigentum desselben anzusehen.

Wie die Bakalai, so fürchten auch die Schekiani einen Erdteufel, namens Mwetyi, der öfters aus eigenem Antriebe oder auf den Lockruf seiner Vertrauten zur Oberfläche emporsteigt. Er nimmt dann seinen Aufenthalt in einem in der Mitte des Ortes stehenden Hause von eigentümlicher Bauart und erteilt von hier aus seine Orakelsprüche in tierischen Lauten. Mwetyi ist der afrikanische Blaubart, bei dessen Namen alle Weiber zittern, und jedenfalls ist der Hauptzweck seiner Besuche kein anderer, als diese Geschöpfe in Unterwürfigkeit zu erhalten. Alle angehenden Jünglinge werden in die Geheimnisse eingeweiht. Während der einjährigen Lehrzeit sind dieselben einer harten Behandlung unterworfen, deren nachhaltiger Eindruck ihnen für alle Zukunft das Ausplaudern der Geheimnisse verleiden soll. Bei der Aufnahme geloben sie eine lebenslängliche Enthaltsamkeit von gewissen Speisen und Getränken. Mwetyi wird als Zeuge bei allen Bündnissen, Verträgen und Eiden und als Rächer der Wortbrüchigkeit angerufen; allen Gesetzen, die in seinem Namen verkündet werden, ist eine genaue Befolgung gesichert. Bei benachbarten Stämmen spielt der Waldteufel Nda dieselbe Rolle. Er verläßt seine dunkle Behausung nur beim Eintritte ungewöhnlicher Begebenheiten und hält seinen Einzug in ein Dorf stets bei Nacht. Der Vertrauensmann, dessen er sich bei diesem Spuk bedient, ist so vollständig in Pisangblätter eingehüllt, daß er als menschliches Wesen nicht mehr zu erkennen ist. Sein Gefolge bilden junge Mitglieder des geheimen Ndabundes, die nach den klagenden Weisen eines flötenartigen Instrumentes durch die Straßen tanzen. Wehe dem Weibe, das so unvorsichtig wäre, Nda zu erblicken oder gar geflissentlich zu ihm hinzuschauen: es würde wahrscheinlich zu Tode ge-

prügelt werden. Dieser Scheinteufel ist ein großer Liebhaber von Rum, der ihm aus jeder Hütte, in der solcher zu haben, unweigerlich verabreicht wird. Ferner ist er ein arger Preller und Plünderer; so oft ein Mann von Rang im Dorfe gestorben ist, raubt er in Gemeinschaft mit seinen Bundesbrüdern soviele Schafe und Ziegen, als zu einem großen Schmause erforderlich sind.[43]) Bei andern Stämmen dieser Landschaften heißt der gespenstische Weiber- und Kinderbändiger Yasi oder Okukueh.[44])

Zum Schutz und Trutz gegen die geheimen Männergesellschaften hat sich in manchen Gegenden auch das schwächere Geschlecht zu einer Schwesterschaft vereinigt. So bilden die M'pongwe- wie die Bakalaifrauen den Njembebund, dessen Geheimnisse durch die bekannte Eigenart der weiblichen Zunge nicht gefährdet sein sollen. Ihm verdankt das Weib eine geachtete Stellung in der Familie wie in der Gesellschaft und einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten. *Du Chaillu* hat den Versuch gewagt, eine im Walde versteckte Frauenloge kennen zu lernen. Er lugte in das Fetischhaus hinein, sah aber nur einen Haufen geweihten Krimskrams, um den grundhäßliche alte Weiber, in Andacht versunken, herumkauerten. Diese entdeckten bald genug den unberufenen Späher und riefen durch ihr Zetergeschrei die ganze Frauenschar herbei, die nun sogleich unter großem Lärm die Hütte des kecken Frevlers umlagerte und Sühne verlangte.

Denselben Mummenschanz treiben die im Stromgebiete des Ogowe sitzenden Völker. Die am meisten gefürchteten und daher am eifrigsten verehrten Geister der am Oberlaufe dieses Flusses wohnenden Adumas sind Ngoi, Mangongo und Lisimbu. Der Dienst der beiden erstgenannten ist ein Geheimkult, von dem Frauen und Sklaven ausgeschlossen sind. Ein Weib, das sich verleiten ließe, den Schleier des Geheimnisses lüften zu wollen, würde ihre Neugierde mit dem Leben bezahlen müssen. Wer mittels reichlicher Spenden an die Mon-N'donga oder Priester die Aufnahme in den Geheimbund erlangt, wird unter Androhung der schwersten Strafen zum Schweigen verpflichtet. Der Mittelpunkt des N'goikults ist ein unflätiger Kannibalismus; die scheußlichen Orgien enden gewöhnlich mit einem Mahle aus Schaf- und Hühnerfleisch. Die Frauen werden im Glauben erhalten, N'goi verzehre dasselbe, und enthalten sich wahrscheinlich aus diesem

Grunde der genannten Fleischspeisen. Dieselben dürfen nicht einmal den Namen N'goi aussprechen, und wenn sie ihn zufällig vernehmen, so verstopfen sie sich rasch die Ohren und laufen eiligst von dannen. Wenn der Geist in der Verkleidung des Bundeshäuptlings das Dorf betritt, schließen sie sich in die Hütten ein und verbergen sich in den dunkelsten Winkeln. Mangongo wird als Flußgeist verehrt. Bei seinem Namen leistet der Aduma seine heiligsten Schwüre. Die Eingeweihten sind durch die strengsten Eide gebunden, den Weibern oder auch den Weißen nichts von den Geheimnissen zu verraten. Mehr als eine Frau ist buchstäblich in Stücke zerhackt worden, da sie es gewagt, den Namen dieses Geistes auf ihre Zunge zu nehmen. Vor der Aufnahme neuer Mitglieder in den Geheimbund wird Mangongo angerufen, sein feuchtes Element zu verlassen. Mit gewaltigem Getöse fährt er in der Gestalt eines verkleideten Priesters durch das Dorf und nimmt von seinem Heiligtume Besitz, durch tierisches Geheul seine Gegenwart ankündigend; die draußen stehen, klatschen in die Hände und singen sein Lob. Noch bevor die zum Teil schmerzlichen Ceremonien beendet sind, hat der Geist das Ufer wiedergewonnen; eine kurze Zeit lang sieht man eine schwere Masse sich in den Wellen wälzen, und die Gaukelei ist vorüber. Am Feste Lisimbus begiebt sich die ganze Bevölkerung in den Wald; hier wird aus einem Bananenstrunke ein rohes Bildnis des Geistes verfertigt: die Augen und die Mundhöhle werden ausgebohrt, und ein Holzstückchen vertritt die Stelle der Nase; die Arme werden aus Erde gebildet, und ein paar Klötze dienen als Beine. Das Ganze gewährt einen äußerst scheußlichen Anblick und könnte sogar einem Beherzigten einige Furcht einjagen. Singend und lärmend tanzt das Volk um diesen Götzen herum. Ermüdet vom Tanze, bedeckt mit Schweiß und Staub, begiebt sich die Menge zum Flusse und stürzt sich in wildem Durcheinander in die Fluten: eine wahrhaft widerliche und empörende Scene. „Im Grunde genommen," bemerkt unser Gewährsmann, „hangen die Adumas keineswegs so zäh an ihren Teufeleien, daß man ihnen die Nichtigkeit ihres Aberglaubens nicht darthun könnte; sie hören zu und schütteln lächelnd die Köpfe, als wollten sie sagen: du hast recht, aber ich kann nicht."[45])

Die Sage hat sich mit Vorliebe der Flußgeister bemächtigt, da diese als besonders mächtig gelten. So sitzt in einer der

Stromschnellen des Rembo Ngoyai, eines Nebenflusses des Ogowe, ein Geist, namens Fugamu. Die in diesen Gegenden ansässigen Stämme, welche durch ihre Vertrautheit mit der Bereitung und Bearbeitung des Eisens die Forschungsreisenden überrascht haben, verehren ihn als Lehrmeister der Schmiedekunst. In früheren Zeiten, so erzählen die Evili, pflegten die Leute am Ufer der Stromfälle Eisen und Kohlen niederzulegen mit der Bitte an den Geist: „o mächtiger Fuguma! ich bedarf eines Messers oder einer Hacke", und am andern Morgen fanden sie den begehrten Gegenstand fertig vor. Eines Tages begab sich ein Vater mit seinem Sohne ebenfalls dorthin; um den Schmiedemeister aus dem Geisterreiche bei seiner Arbeit zu belauschen, verbargen sie sich, der Vater in einem Hohlbaume, der Sohn in einem Baumwipfel. Fugamu erschien in Begleitung seines Sohnes und begann die Arbeit, als plötzlich der letztere ausrief: „Vater! ich rieche Menschen." Der Vater erwiderte: „natürlich riechst du Menschen; denn kommt nicht das Eisen und die Kohle aus Menschenhänden?" Sie arbeiteten also weiter. Wiederum aber unterbrach der Sohn seinen Vater mit denselben Worten, und nun sah sich Fugamu um und bemerkte die beiden Späher. Er brüllte vor Wut und verwandelte den Baum, in welchem der eine verborgen war, in einen Termitenhügel und das Versteck des andern in ein Nest mit schwarzen Ameisen; auch hat er seitdem nicht mehr Eisengeräte für die Menschen verfertigt.[46])

Nach der Meinung der Ogowestämme gesellt sich die Mehrzahl der abgeschiedenen Seelen den Plagegeistern zu. Die kannibalischen Fan suchen dieselben durch eigentümliche Gesänge, die der Priester mit einem hohlen Elefantenzahn begleitet, zu besänftigen oder zu bannen.[47]) Der erkrankte Adumahäuptling Kassangoi hatte eines Tages den N'gange Avuangi berufen, um ihn über den Geist zu befragen, der an seiner Seele zehre. Ein Missionar, obwohl unfreundlich begrüßt, wohnte dem Vorgange bei. Die Umstehenden bildeten einen großen Kreis, in dessen Mitte der Kranke mit dem Medizinmanne sich befand. Zwischen den beiden, die einander mit großen Augen anstarrten, lag ein Schaffell ausgebreitet, auf dem einige Zauberkräuter niedergelegt waren. Plötzlich ertönt Gesang und Händeklatschen, und der N'gange beginnt: „wer frisst die Seele Kassangois?" Alle rufen: „ohe!" und klatschen taktmäßig in die Hände. „N'cumbo, sein

Vorgänger, frißt sie. Ohe! Niemals hat ihm Kassangoi ein Schaf geopfert. Ohe! Mit keines Huhnes Blut hat er sein Grab bespritzt. Ohe! Ohe! Maniok blieb dem Toten unbekannt, und die Banane ein fremdes Gericht. Ohe! Ohe! Ohe! — Er hat Dir Frauen hinterlassen und Waren, Sklaven, alles, alles; Du aber hast kein Mitleid empfunden mit seinem Schatten, Du bist undankbar gewesen. Ohe! Ohe! Ohe! Gieb ihm, gieb ihm, gieb ihm, und sein scharfer Zahn wird sich nicht tiefer einbohren in Dein mageres Fleisch; Dein Herz wird ihm nicht länger als böse erscheinen. Ohe! Ngoi! Ohe!" Darauf wirft der Medizinmann etliche Kräuter über den Kranken, und der Gesang und das Händeklatschen verstärkt sich. Der N'gange murmelt noch einige unverständliche Worte, dann entfernt er sich mit einem reichlichen Geschenke. Kassangoi aber opfert die schönsten Hühner über dem Grabe seines Vorgängers.[48]) Auch Menschenopfer zu Ehren der Schutzgeister sind in den Ogowegegenden nichts Unerhörtes. Als *Schulze*, Agent des Hamburger Hauses Wörmann, dem Galloakönige N'kumbe in dessen Residenz am rechten Ufer des Flusses seine Aufwartung machte, ließ die schwarze Majestät aus Freude darüber, endlich einen N'tangani (Weißen) in ihrem Dorfe zu haben, in eine Menschengruppe hineinfeuern. Ein zwölfjähriger Knabe wälzte sich in seinem Blute; *Schulzes* Leute, Neger von Gabun und Kap Lopez, lobten den König ob dieser That und jubelten, als derselbe diesem Dankesopfer zu Ehren seines Hausgeistes neue hinzuzufügen versprach. Der entschiedene Widerspruch unseres Landsmannes konnte die heimliche Ausführung dieses Mordbefehles nicht hindern.[49])

Unter den zahlreichen Geistern, welche in Loango regieren, steht die Geistermutter (Mamma Mokissie), nicht „Göttermutter," Bunsi oben an. Sie ist die Stammmutter des Volkes und wohnt in einer sorgfältig umzäunten Erdpyramide, neben der ein Kapellenhäuschen aus Palmreisern mit einem bettartigen Gerüste, einem gefüllten Wasserkruge und andern Gebrauchsgegenständen sich befindet. Von dieser Stätte aus erteilt Bunsi ihre Orakelsprüche, unterweist den König von Angoi in seinen Pflichten, bleibt aber stumm, so lange kein gekrönter König auf dem Throne des Reiches sitzt; hier werden auch die Gebete und Opfer verrichtet, wenn der Regen fehlt oder zu reichlich fällt. *Adolf Bastian* durfte diesen heiligen Platz besuchen, nachdem Bunsi durch den

Mund ihres Orakelpriesters (Mamsindo), dem sie während der Ekstase ins Haupt steigt, die Erlaubnis gewährt hatte. Diese Ahnfrau hat das ganze Land mit Geistern bevölkert und an die Hauptorte ihre Söhne und Enkel gestellt, die sich in die Sorge für die Volkswohlfahrt teilen: der eine lockt die weißen Händler herbei, ein anderer die Fische, ein dritter gebietet den Stürmen, ein vierter überwacht das niedere Geistervolk u. s. w.; Bunsi selbst aber sendet den Regen oder hält ihn fern. Der erste König soll die in der Erde wohnenden Ahnenseelen (Umkissie insie) zu nationalen Schutzgeistern und ihre Verehrung zum Staatskult erhoben haben.[50]) Da der Loangoherrscher den Geist seiner Vorgänger erbt, so ist ihm vor der Krönung der Besuch ihrer Gräber vorgeschrieben, und der verstorbene König darf nicht eher seine letzte Ruhestätte finden, als bis er einen gekrönten Nachfolger erhalten hat, auf den sein Geist übergehen kann. Vornehme Verstorbene werden durch reichliche Opfergaben, wurden früher auch durch Menschenopfer geehrt. Die Seelen verstorbener Feinde, Zauberer und anderer Verbrecher kehren gern aus den Gräbern zurück, um den Lebenden allerlei Ungemach, namentlich Krankheiten zuzufügen. Als *Bastian* in Chicambo weilte, ermittelte ein Fetischwahrsager die Seele (Chimbinde) eines jüngst in der nahen Faktorei gestorbenen Krunegers als Urheberin eines Krankheitsfalles: dieselbe war aus dem Grabe geschlichen und dem Kranken in den Kopf gefahren.[51])

Denselben Anschauungen und Gebräuchen begegnen wir im Kongoreiche. Selbstredend wohnt ein Hauptschutzgeist desselben im großen Strome; gefürchtete Geister sitzen in den Wasserfällen.[52]) Es hält sich aber auch ein Belzebub im Lande auf, der ein ganzes Heer von Teufeln befehligt, und diesen führt der Tod täglich neue Genossen zu. Den aus den Besessenen vertriebenen Plagegeistern werden Hütten errichtet, und Opfer dargebracht, auf daß sie die Lust zur Rückkehr verlieren. Man schwört beim Grabe des „Königs Henrico." Im alten Kongoreiche wurden dem verstorbenen Monarchen ein Dutzend Sklavinnen zur Bedienung mitgegeben. Dieselben fügten sich in ihr Los nicht bloß mit Ergebung, sondern mit einer Freude, daß sie tanzend in das Grab hineinhüpften und sich um den Ehrenplatz neben dem königlichen Leichnam stritten. Von Verwandten und Freunden waren sie auf das Prächtigste ausgestattet worden; auch wurden

ihnen noch allerlei Gebrauchsgegenstände und Schmucksachen zugeworfen.[53]) Das spiritistische Vereinswesen blüht auch hier.[54])

Ungemein charakteristisch in Angola ist die Häufigkeit von Grabmälern an allen Wegen und Stegen; jedoch sind in einigen Orten, z. B. in Dondo, Pungo, N'dongo und in Malange, Friedhöfe angelegt. Die Grabmäler sind je nach der gesellschaftlichen Stellung, die der Tote im Leben eingenommen, entweder Katafalke aus Lehm, mit vier Ecktürmchen gekrönt, weiß getüncht und mit niedlichen Arabesken und Blumen bemalt, oder schlicht längliche Erdhügel, oder niedrige Steinhaufen. Der gewöhnliche Gräberschmuck, aus zerbrochenen Geräten, Waffen und dgl. bestehend, wird durch gebrannte Lehmfigürchen der obscönsten Art vervollständigt. An einer langen Stange flattern Kleiderfetzen oder Fellstücke. Häuptlingsgräber sind durch eine Hecke und ein Flugdach (Sombra) geschützt. Manches Grabmal enthält von demjenigen, welchem es errichtet ward, nur Haare und Nägel; er ist in weiter Ferne gestorben und begraben worden. Auf daß er aber auch in der Heimat eine Stätte habe, wo seine Seele weilen und an den Spenden von Speise und Trank sich erfreuen könne, hat ein liebender Freund oder Landsmann ihm Haare und Nägel abgeschnitten und den Angehörigen überbracht, welche diese teuren Überreste nun mit allen Trauerfeierlichkeiten beisetzen.[55]) Die mehr landeinwärts wohnenden Massango folgen bei der Anlegung der Gräber der beim Bundavolke Angolas herrschenden Sitte, hingegen die Minungo und die Kioko stets einsame und schwer aufzufindende Plätze zu Begräbnisstätten auswählen; die Gebräuche aber sind bei allen dieselben.[56])

Die Furcht dieser Völker vor der Macht und der Rache der Toten erfährt durch folgendes Beispiel eine grelle Beleuchtung. Ein Kind des portugiesischen Kapitäns *Neres* in Bansa Kassange (Kassandsche), der eine Mulattin zur Frau hatte, war erkrankt und zwar nach der Aussage des Wahrsagers durch die Nachstellungen eines kürzlich verstorbenen Portugiesen. Die Landsleute des letzteren waren nämlich bei den Eingeborenen in den Verdacht geraten, den Nachlaß desselben widerrechtlich sich angeeignet zu haben. Die Mutter des Kindes bat nun ihren Gatten, zur Beruhigung des Quälgeistes einen Sklaven opfern zu lassen. Ein Opfer wurde zwar sofort gebracht, aber mittels Anwendung zweier Stöcke auf dem Rücken des Wahrsagers. Da aber das

Kind starb, so behielt die Mutter scheinbar recht; sie begann ein erschütterndes Klagegeschrei und wollte sich nicht trösten lassen.[57]) In Bangala wurden früher die Weiber des Königs beim Tode desselben geopfert. Jetzt muß die Familie jeder Königsfrau je einen Mann stellen; derselbe wird geschlachtet und verspeist. Die bei diesen Totenopfern üblichen Scheußlichkeiten, wie sie neuerdings ein englischer Ingenieur bezeugt, und unsere sonstige Kenntnis der Bangala glaubhaft macht, beleidigen dermaßen unser menschliches Gefühl, daß man sie bis aufs Äußerste bezweifeln möchte. Dieser Gewährsmann erwähnt die gräßliche Sitte, „den toten König der Länge nach in zwei Teile zu zerhauen, aus der Hälfte von ihm und der Hälfte eines zu seiner Beerdigungsfeier getöteten Mannes einen ganzen Mann herzustellen und diesen zu begraben. Die andere Hälfte wird dann mit Maniok und Bananen zu einem Ragout gekocht und mit den übrigen Opfern verspeist." Nach dem Tode des unlängst verstorbenen Königs Mata Bwyki schritt der portugiesische Kommandant *Baert* ein und verhinderte den Schmaus, an dessen Vorgeschmacke die Kannibalen sich bereits ergötzten, hielt es aber für geraten, seinen Posten eine Zeitlang im Verteidigungszustande zu erhalten.[58]) Vom Bangalahäuptlinge Kissango, der im Kampfe mit den Tupende sein Leben verloren hatte, war nur die Hand zu bekommen; dieselbe wurde feierlich beerdigt, und zwei gefangene Tupende mußten sterben. Überdies verordnete der Großfürst (Jaga), daß alljährlich den Manen des getöteten Häuptlings ein Sklavenpaar als Sühnopfer dargebracht werden solle.[59])

Die Eingebornen in Benguella und seinen Hinterländern nennen die guten Geister Kilulu-sande, die bösen Kilulu-yangoloapessere. Letztere, durch die nichtsnutzigen Seelen Verstorbener verstärkt, sind in der Mehrheit und in der Übermacht, daher auch im Kult bevorzugt: zu Beginn der trockenen wie der regnerischen Zeit werden den Schutzgeistern zu Ehren festliche Umzüge gehalten. In der Regel werden Tiere, bei besonderen Anlässen aber, wie bei andauernder Dürre, bei der Einsetzung und Beisetzung der Fürsten, auch Menschen geopfert.

Südafrika ist neben der polynesischen Inselflur das klassische Land der Toten-, bezw. Ahnenverehrung. Die zahlreichen Stämme desselben stimmen mit den bisher besprochenen Bantuvölkern in dem Glauben überein, daß die Seelen der Abgeschie-

denen den Lebenden sehr nützen und noch mehr schaden können und daher durch Anrufungen und Weihegaben in günstiger Stimmung zu erhalten seien. Tiere, namentlich Schlangen, werden für verkörperte Ahnengeister gehalten.

Die Buschmänner scheinen schon durch ihren Reichtum an Tierfabeln einen stark ausgeprägten Geisterglauben zu verraten; derselbe richtet sich auf Wassernixe, Höhlendrachen, Bergkobolde und ähnliche Plagegeister. *Kretzschmar,*[60]) der im Buschmann nichts anders, als ein Tier in Menschengestalt erkennen will, muß doch berichten, daß derselbe seine Toten begräbt: „er steckt sie in das Loch eines Stachelschweines oder eines Ameisenlöwen und wirft einen Haufen Steine darauf.“ In den grasreichen und steinarmen Ebenen des Buschmannslandes findet man solche Steinhaufen von beträchtlicher Größe. Am Ende der Trauerfeierlichkeiten wandert der ganze Kraal auf ein oder zwei Jahre aus, und wenn während dieser Zeit von dem Verstorbenen geredet wird, so geschieht es stets mit Ehrerbietung und unter Thränen. Manche von diesen als gefühllos verschrieenen Menschen nehmen unvergängliche Trauerzeichen an, da sie beim Tode eines nahen Angehörigen sich ein Fingerglied ablösen. Die Buschmänner haben das Sprichwort, der Tod sei nur ein Schlaf, und sie rechnen auf die Hilfe der Abgeschiedenen; von diesem Vertrauen ist *Livingstone*[61]) an einem Buschmannsgrabe am Zuga Zeuge gewesen. Die Hottentotten verehren ihre Ahnherren, anderseits fürchten sie sehr die Rückkehr der Toten. „Daher verändert,“ wie der alte *Peter Kolben*[62]) erzählt, „die ganze Dorfschaft ihre Wohnung und zieht an einen andern Ort, wenn ein Mann oder Weib oder Kind unter ihnen gestorben ist, weil sie meinen, die Toten hielten sich nur da auf, wo sie bei ihrem Tode sich befunden, es sei denn, daß man ihnen etwas von ihrer Habseligkeit wegnehme: denn in diesem Falle sagt die gemeine Meinung, daß sie den Einwohnern des Dorfes nachfolgen und sie beunruhigen. Man läßt deswegen auch die Hütte, worin sie gewohnt haben, sorgfältig stehen nebst ihren Kleidern, Waffen, Geräten etc., ohne im Geringsten solches zu berühren. Endlich, so glauben sie auch, vermögen ihre Hexenmeister die Geister oder die wiederkommenden Verstorbenen zu beschwören.“

Alle Stämme der großen Kaffernfamilie glauben an koboldartige Naturgeister, die bald in dieser, bald in jener Gestalt

umherstreifen und dem Menschen Schrecken und Schaden verursachen. Die Kosa haben eine nicht geringe Angst vor den beiden geheimnisvollen Wesen Ikanti und Uhili, die sich im Wasser aufhalten. Ikanti hat einen Schlangenleib, kann sich aber auch unsichtbar machen und in allerlei Gegenstände verwandeln. Wer das Unglück hat, ihn zu erblicken, fällt in Hypnose und ist dem Verderben geweiht. Uhili ist ein nichtsnutziger Wassernix, der in der Gestalt eines Zwerges seine nasse Behausung verläßt, um den Menschen allerlei Schabernack zu spielen: er melkt die Kühe und zettelt Liebeshändel an.[63]) Die Betschuanen nennen das gespenstige Wesen, welches in Tiergestalt derlei Unfug verübt, Znenuru, die Herero Otjiruru.[64])

Das Hauptinteresse der südlichen Bantu zielt auf die Gewinnung der abgeschiedenen Seelen. Dieselben wohnen in Flüssen und Bächen, in Schluchten und Höhlen, in Bäumen, Steinen und Tieren. Ihnen allen ist es eine Herzenslust, „Opferfett zu lecken und Opferdampf zu riechen". Die Fürsten, die in den Augen aller Kaffernvölker schon bei Lebzeiten als Träger göttlicher Macht, als Spender des Regens, als Helfer in jeder Not gelten, werden nach dem Tode besonders durch Gebete und Weihegaben geehrt. Einen gründlichen Einblick in die Opfergebräuche der Kosakaffern verdanken wir dem protestantischen Missionar *A. Kropf*, der 42 Jahre lang unter diesem Volke gearbeitet hat. Versöhnungs-, bezw. Reinigungsopfer, Bitt-, Dank- und Stärkungsopfer unterhalten die Verbindung und gute Beziehung mit den Toten. Es sind dies, was gleich hier bemerkt sein möge, im wesentlichen dieselben Opferarten und Opfergebräuche, welche bei den Zulu, den Betschuanen und den Herero üblich sind. Ein Kosa, der im Traume den Ishologu gesehen hat, befindet sich beim Erwachen in der größten Aufregung und klagt: „mein Vater, mein Bruder oder sonst jemand ist mir erschienen und hat mich gefragt, weshalb ich ihm nicht geopfert habe: daher bin ich so elend; er hat mich krank gemacht und will mich töten: er verlangt nach Fleisch." Vor der Opferung hält ein Glied aus der Familie des Kranken eine Anrede an die Manen: „wir bringen euch, den Seelen unserer verstorbenen Angehörigen, den vornehmsten Verwandten unseres Kranken, dieses Stück Vieh dar: ladet die übrigen Verwandten zum Mahle ein und verleihet dem Kranken Ruhe oder Gesundheit." Darauf ruft der Priester (Igqira):

„Ehre sei allen Geistern unseres Stammes! Ist es recht, daß ihr fortwährend Krankheit einkehren lasset und Fleisch fordert? Da habt ihr euer Opfer; wir wollen euch nichts vorenthalten; denn wir verdanken euch alles: Vieh, Korn, Kinder." Tritt eine Besserung nicht ein, so wird das Opfer wiederholt, und wenn auch dies nicht hilft, so wird die Krankheit bösem Zauber zugeschrieben. Eines Reinigungsopfers bedarf die Familie, in der ein Todesfall sich ereignet hat, der Neubeschnittene, die Wöchnerin, ein der Zauberei Angeklagter, der Eigentümer eines Platzes, der vom Blitzstrahl getroffen worden, und der aus dem Feldzuge heimkehrende Krieger. Bittopfer in allgemeinen Anliegen und Nöten werden vom Häuptlinge dargebracht. „Ihr Geister meiner Vorfahren", fleht er, „nehmet dieses Opfer an; es ist eure Speise; schenket mir Gesundheit nach eurer Barmherzigkeit." Und wenn zur guten Vorbedeutung das Tier unter dem Messer brüllt, so ruft man: „brülle laut, du Ochs unserer Geister." Ein Teil des Blutes und des Netzfettes wird zugleich mit Räucherwerk an einem abgelegenen Orte zum Wohlgeruche für die Geister verbrannt. Vor dem Opfermahle ruft der Häuptling: „alles sei still! ich bete zu euch, ihr Geister unserer Verstorbenen, die ihr so große und edle Thaten für uns vollbracht habt, um guten Fortgang und um Glück: ich bitte euch, daß ihr meinen Kraal mit Vieh, meine Scheunen mit Korn, meine Häuser mit Kindern füllet, auf daß ihr uns nie aus dem Gedächtnisse entschwindet." Ähnliche Gebete werden bei den Dankopfern verrichtet. [65])

Die Zulu wie auch die Betschuanen nennen die abgeschiedene Seele, da sie, als Abbild des Körpers selbständig fortlebend, in Traumgesichten erscheint, Schatten. Wer im Schlafe einen Schatten geschaut, ruft beim Erwachen aus: „ich meinte, der Tote sei noch am Leben; er trug noch dieselben Kleider wie bei Lebzeiten." Außer dem Namen Isi-tunzi (Schatten) gebrauchen die Zulu noch drei andere Bezeichnungen für die abgeschiedenen Seelen: Ama-hlozi, Isi-tuta und Ama-tongo. Ihlozi ist die Seele eines Verstorbenen, die in ein anderes Wesen eingezogen ist. Zeigt sich auf dem Grabe eine Schlange, so glaubt man, daß der Ihlozi in ihr Wohnung genommen habe. Die Isi-tuta sind Spukgeister, die von allen Kaffernstämmen sehr gefürchtet werden. Der blutdürstige König Dingaan soll aus Angst, seinem ermor-

deten Bruder zu begegnen, niemals des Abends auszugehen gewagt haben.[66]) Um die Schatten (Seriti) am Wiederkommen zu hindern, schnüren die Basuto Transvaals die Leichen ein und schneiden ihnen die Sehnen entzwei.[67]) Aus Furcht vor den Gespenstern, die in der Nähe der Leichen spuken, oder vor den Krankheits- und Todesgeistern geschah es, und geschieht es noch heute, wenn auch seltener, daß bei den Kosakaffern und mehreren Betschuanenstämmen der Greis, welcher für die Ernte des Sensenmannes reif erscheint, von seinen Leuten ergriffen und in die nächste Schlucht geschleift wird, wo er hilflos seinem Schicksale überlassen und oft genug von Hyänen oder Löwen erwürgt wird. Ebenso grausam wird mit Kranken verfahren, und es ist öfters vorgekommen, daß der tot Geglaubte wieder gesund zu seiner Behausung zurückkehrte.[68]) Die Hütte, in der ein Erwachsener sein Leben ausgehaucht hat, ist für immer eine Stätte des Verderbens und wird daher niedergebrannt. Mit dem Hause des beliebten Mpondokönigs Mqikela, der nach fünfundzwanzigjähriger Regierungszeit 1887 starb, ward ebenso verfahren, und es wurde ein neuer Kraal angelegt.[69]) Auch die Herero verlassen nach dem Tode des Häuptlings auf längere Zeit ihren Wohnort.[70])

Ama-tongo endlich heißen bei den Zulu die Schutzgeister. Sie nehmen die oberste Rangstufe im Geisterreiche ein, zu der nicht jeder Ihlozi emporsteigen kann; Frauenseelen wird nur ausnahmsweise diese Ehre zu teil. Die verstorbenen Fürsten, Häuptlinge und Kriegshelden werden zu Ama-tongo des ganzen Volkes eingesetzt. In Natal wird der Ahnherr durch folgendes Gebet angefleht: „o Moses, Sohn des Mothlaaka, siehe uns an! Du, dessen Name — Hauch, schreibt *Casalis* — allen bekannt ist, richte deine Augen auf uns und behüte uns!“[71]) Jede Familie wendet sich an ihren verstorbenen Vater als ihren besonderen Itongo, „den Schützer des Heims.“ Mit seinem Namen beginnen und beendigen die Kinder ihre Gebete; denn ihn und seine Liebe gegen sie kennen sie am besten. Giftlose Schlangen, auch wohl Löwen und Tiger werden als verkörperte Ama-tongo verehrt. Wenn die Schlange, die auf dem Grabe eines jüngst Verstorbenen gesehen worden, zur Hütte hin, die derselbe bei Lebzeiten bewohnt, sich bewegt, so ist das ein Zeichen, daß die Seele unter die Ama-tongo aufgenommen ward. Will die Schlange nicht kommen, so wird ein Schlachtopfer dargebracht, und der Tote zur Rück-

kehr eingeladen: „komme wieder nach Hause, auf daß wir dich sehen. Wir sind in Unruhe, wenn wir dich nicht sehen, und fragen dich: warum zürnst du uns? All unser Vieh gehört ja noch dir. Verlangst du Fleisch, so sage es nur!“ Wenn die Schlange beim Anblicke der Leute sich entfernt, so ist sie nicht der Itongo. Wird eine Itongo-Schlange aus Versehen getötet, so wird ihr zu Ehren ein Brandopfer dargebracht; das Skelett derselben wird seiner Länge nach in die Umzäunung des Platzes nahe beim Eingange geflochten. Bezieht ein Stamm eine neue Wohnstätte, so wird das Lieblingslied des Itongo gesungen, auf daß derselbe inne werde, wie verlassen seine Kinder sich fühlen, wenn er nicht unter ihnen weilt.

Die Ama-tongo sind sehr lüstern nach Opferfleisch. Wer nach einem Traume sich unwohl fühlt, klagt: ich habe meinen verstorbenen Bruder gesehen; derselbe schlug mich und sprach: weißt du nicht mehr, daß ich noch da bin? warum gedenkst du meiner nicht? Also plagt er mich, obgleich ich ihn immer mit seinen Ehrennamen (Izibongo) gepriesen habe. Ein anderer beschuldigt den Toten der schlimmsten Absichten: mein Bruder will mich umbringen; er ist voll Neid gegen mich; denn er war älter als ich. Vielleicht auch kommt er auf den Gedanken, daß nicht sein Bruder, sondern ein boshafter Geist ihm nachstelle. Nach der Vorstellung der Zulu ist es Regel, daß der Mensch im Tode seine Gesinnung beibehält; jedoch kann auch ein Wechsel in der Gemütsart eintreten. Jedenfalls muß der opferbegierige Itongo befriedigt werden, und dieses geschieht bei denselben Anlässen und unter denselben Gebräuchen und Gebeten wie bei den Kosa.

Unter den Zulu fehlt es bereits nicht an Anfechtern der Seelenverehrung. Gewißheit haben wir in Betreff der abgeschiedenen Seelen nicht, sagen sie. Wir verehren in ihnen Menschen, die ungern die Welt verließen und die Hilfe der Zauberärzte gegen den Tod in Anspruch nahmen. Wir legen ihnen die Macht bei über Leben und Tod, aber sie selbst wurden von der Krankheit überwunden. Wir opfern ihnen in der Meinung, daß sie uns von einer Krankheit befreien; werden wir nicht geheilt, so sagen wir: es giebt keine Schutzgeister. Im Glücke bekennen wir sie, in der Not leugnen wir sie; so machen wir uns lauter zweifelhafte Gedanken. Fragen wir einen Bedrängten: wo sind deine Schutzgeister? so antwortet er vielleicht: sie sind bei andern, ich aber

habe keinen und sehe jetzt erst ein, daß es Geister giebt, die den Menschen gern in Armut sehen; daher pflegt man auch zu sagen: der Geist ist nicht da, wo er sein sollte. Wer dagegen im Glücke ist, weiß nicht genug die Güte seines Schutzgeistes zu rühmen. So gelangen wir zu der Einsicht, daß der Geisterglaube mit dem zeitlichen Wohlergehen steht und fällt. Ist jemand gestorben, so fragen die Lebenden einander: wie konnte dies geschehen? war er nicht ein eifriger Verehrer der Geister? und dennoch ist er tot! Der Geisterdiener also gewinnt nichts; man muß sich im Leben auf sich selbst verlassen. Das ist das Endurteil über diesen Gegenstand.[72])

Die Betschuanen, insbesondere die Basuto, üben einen ähnlichen Seelenkult wie die Kosa und die Zulu. Mit Vorliebe wenden auch sie sich an ihre verstorbenen Herrscher und „bitten die neuen Geister, bei den alten zu vermitteln." Beim Begräbnisse der Häuptlinge werden Vieh-, auch wohl Menschenopfer dargebracht. Im Gebiete der Bagananoa finden sich alte Häuptlingsgräber, auf denen eine Öffnung angebracht ist; dieselbe führt bis auf den Mund der Leiche und nimmt die Trankopfer ein. Wird das Land oder die Herrscherfamilie von einem Unglücksfalle betroffen, so wird auf den Häuptlingsgräbern ein schwarzer Ochs geschlachtet, und dabei gebetet: „Herr! wir, deine Kinder, sind gekommen, dich anzurufen; mache unsere Herzen nicht betrübt, nimm nicht das Unsrige!" Hierauf wird der Ahngeist durch Gesänge gepriesen und bei allen seinen Ehrennamen gerufen; das Blut des Opfertieres aber wird auf das Grab geschüttet. Auf Blauberg werden die Häuptlingsseelen durch Trankopfer geehrt; die Weiber, welche mächtige Biertöpfe ausgießen, rufen ihnen zu: „schlaft wohl, ihr Götter, schlaft wohl!" Die Sitte der Betschuanen- und Basutostämme, sich nach Tieren zu benennen, z. B. nach dem Löwen, dem Elefanten, der Hyäne, dem Stachelschweine, dem Krokodil u. s. w., und diese zu ehren, ist vermutlich dem Glauben an eine Beeinflussung oder Beseelung derselben durch die Barimo entsprungen. Die Basuto der Gegenwart aber versetzen die Seelen nicht in Schlangen, sondern auf Berge, in Höhlen und Bäume.[73])

Die Herero binden den Leichnam in eine Ochsenhaut ein und begraben ihn in der Nähe der Hütte. Ein gefährlicher Mensch, von dem man auch nach dem Tode Schlimmes befürchtet, wird

weit fortgebracht, auf daß er den Rückweg nicht finde. Ein solches Gespenst (Otjiruru) nimmt die Gestalt eines weißen Hundes an und tötet jeden, der ihm antwortet. Gern besucht es die Hütten und trinkt die Milchkalabassen aus.[74]) Das Grab eines rechtschaffenen Herero wird sehr in Ehren gehalten; es wird mit dicken Palissaden und gewöhnlich noch mit einer Dornhecke umgeben und mit Rinderhörnern geziert; an den Ästen des nächst stehenden Baumes werden Schalen, Tragkörbe und namentlich Rinderschädel aufgehängt. Alles, was zum Grabe gehört, ist unverletzlich. Zum Leichenschmause werden die Lieblingsrinder des Verstorbenen, die Prachtexemplare seines Viehbestandes, verwendet; dieselben aber werden nicht auf die gewöhnliche Art, durch Erstickung, getötet, sondern geschlachtet; auch essen die nächsten Angehörigen nicht von diesem Fleische. Die letztwilligen Verfügungen des Verstorbenen werden auch dann auf das Gewissenhafteste befolgt, wenn sie der Neigung oder Berechnung der Hinterbliebenen zuwiderlaufen. In der Regel aber gelten sie der Fürsorge für das Vieh. Der sterbende Vater ermahnt seinen Sohn, er möge ein guter Herero, d. i. ein wahrer Viehliebhaber, werden. Und mancher Alte mag wohl auch, fügt *C. G. Büttner* hinzu, seine Kinder daran erinnern, daß er nach dem Tode ab und zu wiederkommen werde, um nachzusehen, ob das Vieh gebührlich gepflegt worden sei.[75]) Ein anderer Kenner dieses Volkes berichtet: „die Herero treiben alljährlich das Vieh des Verstorbenen nach dessen Grabe; man klopft an das Grab und ruft: hu, hu! hier sind wir mit deinen geliebten Ochsen, und erbittet sich die Gunst des Toten.“[76]) Kehrt ein Stamm zu dem alten Wohnsitze zurück, den er nach dem Tode des Häuptlings auf eine Zeitlang verlassen mußte, so ist sein erster Gang ein Opfergang zum Grabe des Verstorbenen, auf daß dieser gnädig sei und alles gewähre, was einen Herero erfreuen könne. Bei den Opfermahlzeiten wird das Fleisch zuerst den heiligen, mit Amuletten geschmückten Stäben vorgesetzt, die aus den den Ahnen geweihten Bäumen geschnitten sind und nicht als Götzenbilder oder Fetische, sondern als Stellvertreter der Ovakuru angesehen werden. Ein jeder Familienverband („Eyanda,“ d. i. Herkunft) betrachtet nämlich eine besondere Pflanze als ihr heiliges Abzeichen, das allen Gliedern bestimmte religiöse Satzungen, wie Speisegesetze, Opfergebräuche und dgl., auferlegt. Zur Erinnerung an den sagenhaften

Baum „Tate mukururume“ bezeichnet ein Busch die Opferstätte, an der die den Ahnen dargebrachten Fleischstücke niedergelegt werden. In der Nähe befindet sich der Feuerplatz. Den Mittelpunkt der ganzen Niederlassung und die Hauptopferstätte bildet die Feuerstelle vor der Häuptlingshütte, wo die auch mit andern religiösen Verrichtungen betraute Häuptlingstochter das heilige Feuer hütet, dessen Verlöschen als ein äußerst schlimmes Vorzeichen gedeutet würde. Bei der Verlegung des Kraals wird dieses Feuer mitgenommen, und jeder Sohn, der eine eigene Familie gründet, empfängt einen Feuerbrand vom väterlichen Herde. Infolge dieser Gebräuche sind die Herero mit Unrecht in den Verdacht der Feueranbetung geraten.[77])

Die Batloka, ein Stamm im Norden von Transvaal, veranstalten alljährlich eine Totenfeier, zu der das Volk zusammenströmt, um seine Verstorbenen einen ganzen Tag lang zu beweinen und durch Trankopfer zu ehren. Versteckte Zauberer bringen seltsame Flötentöne hervor, die das Volk für Geisterstimmen hält: „der Modimo ist da!“ heißt es. Die Seelen wohnen in Büschen und Klüften, besonders aber auf gewissen Bergen; diese dürfen nicht betreten, und das sie bedeckende Gras und Buschwerk darf nicht angezündet werden.[78]) „Ferner werden Trankopfer auf die Blumen gegossen, die man in den Höfen zum Gedächtnisse der Voreltern als Symbole der Unsterblichkeit gepflanzt hat“.[79]) Überall sind die Häuptlingsgräber die beliebtesten Opferstätten.

Nicht selten sind dieselben durch Menschenblut befleckt worden. Die Zulu haben die Tage noch in lebhaftester Erinnerung, wo die Diener und Kriegsgenossen des Fürsten in dasselbe Feuer geworfen wurden, das seinen Leichnam verzehrt hatte. Der berühmte Zulukönig Tschaka ließ beim Tode seiner Mutter Mnante über tausend Rinder schlachten und zehn auserlesene Jungfrauen lebendig mit derselben begraben; überdies mußten die Krieger mehrere Tausend Menschen, nach einigen 20000 in den ersten zwölf Trauertagen, niedermetzeln, um die Verstorbene mit einem „Hofstaate im Jenseits“ auszustatten.[80]) Die Witwe des gegen Ende des Jahres 1889 verstorbenen Königs der Swasi sprach den Wunsch aus, daß dreizehn Menschen geopfert werden möchten.[81]) Um den in der Mitte des Transvaallandes liegenden Berg Modimolle scharte sich vor einigen Jahrzehnten das Volk, um schau-

erliche Opferfeste zu begehen. Aus dieser Zeit stammen auch die grauenhaften Schilderungen über die Kannibalenhöhlen im Basutolande.[82]) Nach dem Tode des Bapedihäuptlings Sekoati wurde ein Mann von den Felsen des Berges Moßecho herabgestürzt, und ein kurz zuvor getöteter Minister wurde vom Volke als „Kopfkissen" (Mosamelo) für den verstorbenen Herrscher bezeichnet.[83])

Die mit den Zulu verwandten Matabele teilen den Geister- und Seelenglauben ihrer Rassengenossen. Einer besonderen Aufmerksamkeit erfreut sich der Wahrsagegeist Makalaka; derselbe wohnt in einer Höhle, hat Söhne und Töchter, die zugleich seine Priester und Priesterinnen sind, die in seiner Nähe wohnen, ihn bedienen und zur Ausbeutung des Volkes mißbrauchen. Der König Lo Bengula ließ sich weder durch ihre geisterhafte Abstammung, noch durch ihre geheiligte Persönlichkeit abschrecken, drei von ihnen wegen eines gegen ihn verübten Diebstahls hinrichten zu lassen. So oft aus dem tiefen, dunklen Schachte inmitten der Höhle ein donnerähnliches Geräusch emporsteigt, eilt die Menge herbei und legt mit zitternden Händen Früchte, Tiere und andere Gaben nieder, um den Hunger des Geistes zu stillen und sein Herz geneigt zu machen, verborgene und zukünftige Dinge zu offenbaren, insbesondere die Namen der feindlichen Zauberer anzugeben. In den verhallenden Donner mischen sich seltsame Laute, unverständliche, abgebrochene Worte, die von den Helfershelfern des Donnermachers, den Amazizi, als Aussprüche des Geistes gedeutet werden. Nicht selten sind dieselben Mordbefehle, da Makalaka das Amt eines Hexenrichters versieht. Unter dem Segen dieses großen Geistes fand auch die Vermählung Lo Bengulas mit der Prinzessin Umzila statt. Beim Eintritte des Neumondes begab sich das hohe Paar in die Nähe der Grotte; die Staatspriester stiegen in dieselbe hinab, sprachen einige kräftige Gebetsformeln und verkündeten dann, daß die Ehe geschlossen sei. Lo Bengula ehrte das Andenken seines großen Vaters Mosilikatsi, des Gründers des Matabelenreiches († 1868), durch Massenopfer. Drei Frauen des Verstorbenen gaben sich auf dem Grabe desselben selbst den Tod, und über 300 Sklaven wurden abgeschlachtet. Der königliche Leichnam ruht in einer abgelegenen wilden Thalschlucht inmitten von Felsstücken; der

Besuch dieser Stätte ist unter Todesstrafe verboten, wurde jedoch Fairbairn und Depelchin gestattet.[84])

Über die Totenfurcht der den Matabele tributpflichtigen Makalaka hat *Karl Mauch*[85]) dankenswerte Mitteilungen gemacht. „Wird jemand krank, so ist es ein Familiengeist, der Motsimo, der dafür Rache übt, daß ihm, während er als Mensch noch auf Erden wandelte, manches verweigert worden ist. . . . Der Wahrsager erklärt, daß der Motsimo jetzt das Doppelte verlange . . . Im Falle des Todes aus Altersschwäche ist es ebenfalls der Motsimo, der gerufen hat. Oft nimmt ein Familiengeist plötzlich so völlig Besitz von einem Menschen, daß dieser gar nicht mehr er selber ist; der Mann gebärdet sich wie ein Kind, ein Weib behauptet, ein Mann zu sein. . . Man wird lebhaft an Besessene, von denen in der hl. Schrift die Rede ist, erinnert. Oft fährt der Motsimo auch in Tiere, wie in eine Ziege oder in eine Kuh, die alsdann behandelt werden, als ob sie Menschen wären. Ist ein Motsimo nicht gerade auf einer seiner Plagereisen, so hat er allerdings ein langweiliges Leben zu führen; er ist draußen im Walde und reitet auf den Löwen spazieren."

Insofern die Begräbnisfeierlichkeiten als Maßstab des Totenkults gelten können, sind die Sambesivölker, die ihre Verstorbenen unter Gesang und Musik, unter Schreien und Schießen beerdigen und die Gräber derselben zieren, noch eifrigere Totenverehrer, als die Südafrikaner, die ihre Angehörigen gern nachts zwischen oder unter Hecken beisetzen.[86]) Die Batonga, ein Zweigstamm der Batoka am oberen Sambesi, verehren besonders ihre verstorbenen Häuptlinge und erwarten von ihnen Hilfe in allen Bedrängnissen.[87]) Die Batoka legen ihre Begräbnisstätten an Hügelabhängen oder unter alten, weitschattigen Bäumen an und betrachten dieselben als geweihte Orte. Auf das Grab setzen sie die größten Elefantenzähne und umzäunen dasselbe mit dem kostbarsten Elfenbein. Bevor sie sich einem Gottesurteile unterziehen, machen sie eine Wallfahrt nach dem heiligen Hügel Ntschomokela, wo die Leiber ihrer Vorfahren ruhen, und nach einer inbrünstigen Anrufung der Verstorbenen nehmen sie herzhaft den Muavetrunk.[88]) Die Masupia pflanzen ebenfalls mächtige Elfenbeinzähne auf die Gräber ihrer Häuptlinge. „Es geschieht dies hauptsächlich", wie *Holub*[89]) bemerkt, „um den verstorbenen, Njambe (Gott) näher gerückten Chef durch die Weihe

der Zähne für seine Trennung von Hab und Gut und von ihnen selbst zu beschwichtigen und sich seines nun doppelt mächtigen Schutzes zu vergewissern.“ Durch Furcht und Vertrauen werden auch die übrigen Stämme des großen Marutse-Mabunda-Reiches zur Totenverehrung angetrieben. Erkrankt ein Mitglied der königlichen Familie, fährt *Holub* fort, oder sonst jemand, der sich der Gunst des königlichen Hauses erfreut, so wird ihm die Ehre zu teil, an das Grab des angesehensten Ahnherrn gebracht zu werden, wo der Herrscher den Geist des verehrten Toten bittet und beschwört, er möge sich des armen Dulders erbarmen und durch seine Fürsprache bei Njambe ihn gesund machen.

Die Stämme, welche östlich vom Marutse-Mabunda-Reiche die West- und Südseite des Nyassa umwohnen und zusammen Manganja oder Maravi, auch wohl Matumboka genannt werden, leiten alles Ungemach von bösen Geistern (Mfiti) ab, deren stark ausgeprägte Eß- und Trinklust die Besänftigungsmittel an die Hand giebt. Von den Seelen verstorbener Verwandten aber erwarten sie nur Gutes. Sie besuchen daher fleißig die Gräber und legen auf denselben Speisen und Getränke nieder. Wenn sie ein Gottesurteil glücklich bestehen oder einer Gefahr entgehen, so opfern sie Hühner oder Schafe und gießen das Blut als Libation für die Seele eines Verstorbenen über das Grab desselben.[90]) Die Marave ehren oft Monate lang einen lieben Toten durch tägliche Klagelieder und Grabesspenden. Leichenscheu scheinen sie nicht zu kennen; einen Häuptling beerdigen sie selten eher, als bis von seinem Leichnam nur noch die Gebeine übrig sind. Die abgeschiedenen Häuptlingsseelen nehmen selbstredend einen hervorragenden Rang unter den Muzimo oder Schutzgeistern ein, die durch gewisse Mittelspersonen, Chissumpe, in stetem innigen Verkehre mit den Lebenden stehen.[91]) Nach dem Glauben der Manganja im Schirethale, soweit der alte Häuptling Chinunse, *Livingstones* Gewährsmann, als Zeuge gelten kann, beschränken sich die Totenerscheinungen auf Traumbilder. Wie von den Zulu gewisse Schlangen als wiedereingekörperte Seelen geehrt werden, so werden auch nördlich vom Sambesi in einigen Gegenden Schlangen, in andern Affen als verwandelte Vorfahren angesehen. Häuptlingsseelen nehmen wohl von Löwen Besitz und machen dieselben unverletzlich. Ergötzlich war die Strafrede, die einer von *Livingstones* Leuten an den verkappten Häuptling richtete: „Ihr ein

Häuptling? Ihr nennt Euch einen Häuptling, nicht wahr? Was für eine Art Häuptling seid Ihr denn, daß Ihr in der Dunkelheit umherschleicht und unser Büffelfleisch zu stehlen versucht? Schämt Ihr Euch nicht vor Euch selber? Ein schöner Häuptling, wahrlich! Warum schlachtet Ihr Euch nicht selbst ein Rind? Fürwahr, Ihr müßt einen Stein in Eurer Brust tragen, aber kein Herz!" Von einem Ajawa (Waiau)-Häuptlinge wurde *Livingstone* selbst als guter Ahngeist begrüßt.[92])

Wie die Basuto und die Herero, so achten auch die Marutse und andere Sambesivölker die Hinterlassenschaft ihrer Toten als deren Eigentum, indem sie dieselbe dem täglichen Gebrauche entziehen oder sie vernichten. Vergebens bat *Livingstone* um ein Andenken aus dem Nachlasse des Häuptlings Santuru. Anderseits aber haben sie auch ähnliche Grausamkeiten an den Gräbern begangen, und „je weiter wir nach Norden kommen," fügt *Livingstone* hinzu,[93]) „um so blutigeren Aberglauben finden wir bei den Eingebornen"; er meint damit zunächst die Kalunda (Balonda), die Bewohner des großen Lundareiches, von denen bald die Rede sein soll. Bei den Maravistämmen in Kazembe, dem östlichen Tributstaate Lundas, hat der schreckliche Brauch früher bestanden, wenn auch nach *Livingstones* Meinung in nicht so ausgedehntem Maße, als *Pereira* erzählt, und bei ihren nordwestlichen Nachbarn, den Schewa, bestand derselbe wenigstens noch in den dreißiger Jahren, als *Monteiro* sie besuchte. Dieser hat mitangesehen, wie bei der Beerdigung eines Häuptlings acht seiner Weiber lebendig begraben wurden; ihnen folgten noch sechs andere, denen zuvor das Genick gebrochen worden; den Schluß bildete die Pfählung von zwei Jünglingen, die zu beiden Enden des Grabes aufgestellt wurden. *Cameron* schildert die königlichen Begräbnisfeierlichkeiten im Uruastaate, der sich südwestlich vom Tanganjika bis zum Reiche Muata Jamvos erstreckt. „Man leitet den Lauf eines Flusses ab, gräbt in sein Bett eine breite und tiefe Grube und bedeckt den Boden mit lebenden Menschen. Alle Frauen des Herrschers werden mit demselben lebendig begraben, mit Ausnahme derjenigen, welche dem Range nach die zweite ist. Ihr ist die Sitte gnädiger, als ihren Genossinnen; denn sie gewährt ihr das Vorrecht, getötet zu werden, bevor das scheußliche Grab zugeworfen wird. Wenn dies geschehen ist, wird eine Anzahl männlicher Sklaven, manchmal vierzig bis

fünfzig, geschlachtet, und mit ihrem Blute das Grab besprengt; hierauf läßt man den Fluß wieder in sein Bett zurückströmen. Mit Bambarré, dem Vater Kasongos, — des Uruaherrschers zu *Camerons* Zeiten — sollen nicht weniger als hundert Frauen lebendig begraben worden sein. Kleineren Häuptlingen werden nur zwei bis drei Frauen und auch nur wenige Sklaven mitgegeben." Kasongo hielt sich für den größten Monarchen der Erde, dünkte sich als Gott und beanspruchte göttliche Verehrung. Zum obersten Landespatron wie zum Schreckensgeiste seiner Unterthanen hatte er Kungwé a Banza, den Gründer seiner Dynastie, erhoben und ihm auf einer lichten Gründung inmitten dichter Dschungeln ein Heiligtum errichtet. Eine zahlreiche Priesterschaft wohnt ringsum, um den heiligen Hain zu hüten und die Opfer für den Geist in Empfang zu nehmen. Die Warua haben vor Kungwé a Banza eine solche Scheu, daß sie seinen Namen nicht ohne Furcht und Zittern über ihre Lippen bringen. Als *Cameron* einmal denselben in der Nähe eines Eingebornen ausgesprochen hatte, zuckte dieser, wie vom Schlage getroffen, zusammen, und wenn auch sein schwarzes Gesicht nicht erbleichen, und sein Wollhaar sich nicht sträuben konnte, so verriet er doch durch seine Mienen und Gebärden die größte Angst, gleich als ob der Geist ihm schon auf den Fersen sei, um ihn zu packen und fortzuschleppen.[94])

Muata-Jamvo (Matiamvo), der Beherrscher des Lundareiches, wird schon im Leben als eine Art Halbgott verehrt, der über Hab und Gut, Leib und Leben seiner Unterthanen unumschränkt verfügt und öfters durch Massenschlächterei von seinem Obereigentumsrechte Gebrauch macht. Der zu *Pogges* Zeiten regierende Muata Jamvo pflegte den Grad seiner Achtung gegen Fremde durch die Anzahl der Menschenopfer an den Tag zu legen; die Anwesenheit des portugiesischen Händlers *Lopez do Carvalho* ehrte er durch 23 Köpfe.[95]) Das göttliche Ansehen des Lundaherrschers scheint zwar in den letzteren Jahren erschüttert zu sein, ist jedenfalls infolge des gewaltsamen Thronwechsels, der sich binnen kurzer Zeit wiederholt vollzogen hat, nicht gestiegen. Der gedankenlose Volksglaube aber wird nach wie vor an der Wahnvorstellung festhalten, daß alle lebensfeindlichen Mächte sich gegen den Gewaltigen verschwören müssen, um ihn dem Tode überliefern zu können. Ist nun derselbe trotz des Aufgebotes

aller Zauberer und Zaubermittel zur Bannung der bösen Geister der Krankheit erlegen, so wird sein reich geschmückter Leichnam in sitzender Stellung, als wäre das Leben noch nicht aus ihm gewichen, an den Ort gebracht, wo der Gründer der Dynastie gewohnt haben soll. Von hier wird derselbe in feierlichem Zuge nach Enzai zu den Königsgräbern getragen; bald ruht er in einer schmalen, viereckigen Gruft, die mit einem Deckel aus Palmzweigen verschlossen und darauf mit Erde bedeckt wird. Während der Beisetzung werden am Eingange zur heiligen Stätte ein Knabe und ein Mädchen mit dem Schwerte hingerichtet. Mit diesem Berichte *Pogges*, der in der Residenz (Mussumba) des Muato-Jamvo sich aufhielt, stimmen die Erkundigungen *Hans Muellers* am Hofe Muata-Kumbanas, eines Oberhäuptlinges im nördlichen Lundareiche, nicht in allen Stücken überein. Diesen Mitteilungen gemäß werden die beiden Opfer, nachdem ihnen die Beine gebrochen worden, zugleich mit den Zähnen, den Haaren und den Nägeln des königlichen Leichnams in die Gruft gelegt, der letztere selbst aber, der sich nach dem Glauben der Kalunda in ein wildes Tier verwandelt, wird in den Kalanjibach bei der Residenz versenkt. Sobald der Muato-Jamvo verschieden ist, werden vier Sklaven getötet, eine bescheidene Anzahl für diesen Machthaber. Allein er hat schon bei Lebzeiten für ein großes Gefolge im Schattenreiche gesorgt. Hunderte von Menschen aber werden beim Tode seiner Mitherrscherin, der Lukokescha, geopfert Auch mit den Großen in Lunda werden zwei Sklaven lebendig eingemauert, und auf dem Grabe selbst noch vierzig bis fünfzig abgeschlachtet.[96]) Wenn der Kiamvo des Majakkalandes, des westlichen Tributstaates des Lundareiches, ins Grab steigt, müssen Hunderte von Sklaven und Sklavinnen bluten.[97]) Wer der Leiche des Muato-Jamvo von Kimbundu begegnet, wird mit den Opfern am Grabe getötet.[98]) Derselbe blutige Brauch herrscht in den übrigen Teilen des großen Reiches, desgleichen im Kongostaate. Neuestens berichtet *Ludwig Wolf*, einer der Begleiter *v. Wißmanns* ins Kassaigebiet, von den Bakuba: „stirbt ein gewöhnlicher Mukuba, so soll mindestens ein Sklave und eine Sklavin getötet werden, um das Grab mit dem Freien zu teilen. Stirbt der Lukengo (Häuptling), so bleibt dessen Körper drei Monate unbeerdigt, und während dieser Zeit werden täglich Sklaven und Verbrecher getötet. Auch wenn Verwandte Lukengos sterben, werden je nach

Vorrat mehrere der dem Tode Geweihten umgebracht.[99]) Ähnliche Meldungen macht *Kurt von François*[100]) vom Lulangoflusse, der Missionar *Schynse*[101]) über die südlich vom Aquator am Kongo wohnenden Babuma, Bateke und Bayanzi und *Herbert Ward*[102]) von den Bolobo. Dem Missionar *Grenfell* gelang es, acht junge Frauen des sterbenden Häuptlings Gamberlenge von Leopoldsville gegen die grausame Landessitte zu schützen.[103])

Im Kassaigebiete glaubt man an eine Wiedergeburt der Toten. Der Häuptling Kalamba begrüßte den Kioquehäuptling als seinen verstorbenen Vater und hatte auch *Pogge* und *Wißmann* bei ihrer Ankunft als ehemalige Häuptlinge willkommen geheißen und mit den Namen Kassongo und Kabassu-Babu ausgezeichnet: Kassongo, der Bruder und Vorgänger Kalambas, war auf einer Reise gestorben, und Kabassu-Babu, Kalambas mächtiger Schwager, war auf der Büffeljagd verunglückt.[104])

Alle uns bekannten Stämme im südlichen Stromgebiete des Kongo leiden an hochgradiger Dämonen- und Manenfurcht, die stellenweise die lächerlichsten Schutzmaßregeln veranlaßt. Die Eingeborenen von Kioko, östlich von Bihe, sind der Meinung, daß von den zahlreichen und mächtigen Geistern ihrer Wälder ein jeder sein besonderes Revier inne habe, das er wie der Kukuk mit Eifersucht für sich allein beanspruche. Die Grenzverletzung seitens eines Nachbargeistes erträgt er nicht, sondern er wandert aus in einen anderen Bezirk. Infolgedessen ist der Erfindungssinn der Kioko auf denselben Einfall geraten, wie die Schlauheit der Guineaneger, von denen *Römer*[105]) berichtet, daß sie nachts weiß bemalte Teufelsbilder aufstellen, vor denen der wirkliche Teufel die Flucht ergreift. In jedem Kiokodorfe nämlich versieht ein Fetischpriester gegen gute Bezahlung das Amt eines Flur- und Waldwächters in der Gestalt eines Scheinteufels. In einen schwarzweiß gestreiften Netzanzug gehüllt, mit einer Gruselmaske vor dem Gesichte, mit einem langen Stabe in der einen und einer Schelle in der andern Hand, macht er seine Streifzüge. Man glaubt, daß der wirkliche Revierteufel diesen Popanz für einen feindlichen Eindringling halte und das Weite suche.[106]) In allen Gegenden dieses ausgedehnten Länderraumes spuken Gespenster. Bei den Bayanzi, die südlich vom Äquator am Kongo wohnen, heißt die Seele während des Leibeslebens Nkuyu, nach dem Tode aber Ndoki; Nkuyu wandert in den Busch und wird Ndoki, ein

böser Geist. Die Redensart: „jemand hat oder ist Ndoki“ bedeutet soviel als: „er ist besessen“. Wer Ndoki sieht, muß sterben, ausgenommen der Zauberer, der gegen die bösen Einwirkungen seitens der Geisterwelt gefeit ist. Wer unter der Anklage steht, durch bösen Zauber jemandes Tod verschuldet zu haben, und daher zum Nkassatrank verurteilt wird, erblickt, falls er schuldig ist, den Ndoki des Getöteten und wird durch diesen Blick selbst getötet. Das Buschleben der abgeschiedenen Seelen ist keineswegs beneidenswert; wenn sie nicht Nfumus waren, haben sie wenig zu essen; daher brechen sie, von Hunger getrieben, in die Dörfer ein; der Oberzauberer weiß stets, wenn eine Seele dem Wächter, Nkuyu, entschlüpft ist, und warnt die Dorfbewohner, die dann eiligst in die dunkelsten Ecken sich verkriechen, um ja den Ndoki nicht zu Gesicht zu bekommen. Einst fragte *Schynse* einen Knaben: „was beginnst du, wenn du gestorben sein wirst?“ „Dann gehe ich in die Savanna und weine.“ „Warum?“ „Ich werde Hunger haben.“ [107])

Unter den Natur- und Ahnengeistern, die im Gebiete der großen Seeen verehrt werden und je nach den Orten, die sie bewohnen, oder den Unternehmungen, die sie behüten, besondere Namen führen, nehmen begreiflicher Weise die Seegeister die Hauptaufmerksamkeit für sich in Anspruch. Die Gemüter der Waganda beherrscht Mukusa (Mukasa), der Lubari des Nyansa; die Geister der den See speisenden Flüsse stehen unmittelbar unter seinem Befehle. Will er dem Volke in augenfälliger Weise seine Macht zeigen, so bedient er sich einer Mittelsperson, von der er Besitz nimmt, durch die er Wunder wirkt und Weissagungen verkündet. Dieselbe trägt den Namen des Geistes, den zu beherbergen sie das Glück hat, und übt bis in die höchsten Kreise hinein einen unbemessenen Einfluß aus. Zu Mtesas Zeiten bekleidete ein altes Weib diese hohe Würde; „die große Zauberin kann ihn zittern machen wie Espenlaub“, schrieb Pater *Lourdel.* [108]) Sie wußte den kranken Despoten gegen die Missionäre einzunehmen und im rohesten Aberglauben neu zu befestigen. Nachdem sie ihren Hokuspokus beendigt hatte, wurden an den 33 Königsgräbern an die 200 Menschen geopfert. Mtesa, der gleich seinem Vater Suma mit Menschenleben spielte, fast täglich zwei bis drei Hofdamen wegen eines kleinen Verstoßes gegen die Etikette zum Tode verdammte und öfters ein „Kiwendo“, d. i. Massenschlach-

ten, veranstaltete, ließ bei der Einweihung der neuen Grabstätte seines Vaters 2000 Unterthanen töten.[109]) Die beiden obersten Kriegsgeister Chiwuka und Nenda, welche in besonders bewachten Bäumen wohnen, gelten wahrscheinlich als die Manen tapferer Führer; Ndaula, der auf einem Berge haust und die Pockenseuche sendet, ist vermutlich ein Ugandafürst gewesen, der beim Volke kein gesegnetes Andenken hinterlassen hat.[110]) Der Geist des verstorbenen Herrschers (Kabaka) ergreift den ihm dienenden Priester, zuweilen auch die weiblichen Grabeshüter.[111]) Mtesas Ruhestätte wird von einem Dutzend Mädchen beständig bewacht.[112]) Der regierende Kabaka schwört die stärksten Eide beim Tode seines Vaters. Außer den Muzimu, welche für die Wohlfahrt des ganzen Volkes sorgen und eine allgemeine, durch Priester geleitete Verehrung empfangen, giebt es solche, welche die einzelnen Familien beschirmen und mit bescheidenen Spenden sich begnügen. Im Hofraume eines jeden Ugandabauern (Kopi) steht neben den kegelförmigen Wohnungen ein viereckiges Häuschen, das dem Muzimu der Familie geweiht ist. Bei *Stanleys* Abfahrt warfen seine Führer, Leute des Königs von Komeh, Perlen in den See und riefen: „sei dem weißen Mkama (Könige) gnädig; o Nyansa, ich ermahne dich. Verleihe ihm eine sichere und glückliche Fahrt über die weiten Gewässer.“[113]) Derselbe Brauch wurde von *A. M. Mackay* auch an der Westküste des Sees angetroffen und zwar nicht bloß bei den Negern, sondern auch bei den Arabern. *Speke* wollte eine Fahrt auf dem Nyansa unterbrechen, um Enten zu schießen, wurde aber durch seine Bootsleute, welche den Zorn des Geistes und eine Austrocknung des Sees befürchteten, zurückgehalten. Über den Ahnendienst in Karagwe, an der Westseite des Nyansa, berichtet derselbe Reisende, daß der König Rumanika eine ganze Nacht am Grabe seines Vaters Dagara zubrachte und einen Ochsen opferte. Der in eine Kuhhaut eingenähte Leichnam des Verstorbenen wurde in ein Boot gelegt, um bis zum Eintritte der Verwesung auf dem See zu schwimmen; darauf wurde er auf dem Berge Moga-Namirinzi bestattet, d. h. es wurde eine Hütte über demselben errichtet, in welche fünf Mädchen nebst fünfzig Kühen eingeschlossen und so dem Hungertode preisgegeben wurden.[114]).

Der Tanganjika wimmelt von Muzimu, die Halbinsel Ubwari heißt geradezu Muzimuinsel; ebenso trägt die Insel Mwuna

bei Kirando den Namen ihres Muzimu. *Cameron* hatte während seiner Rundfahrt auf dem See Gelegenheit, die Gefürchtetsten näher kennen zu lernen. Ras Kabogo, unweit Udschidschi, ist eine Art Doppelkap und daher als Sitz eines Geisterpaares für die Schiffer doppelt gefährlich. Dieselben opfern ihm also Perlen und flehen dabei: „du erhabener Geist, du großer Herrscher! du nimmst alle Menschen, du tötest alle Menschen, laß uns nur ungeschoren!“ Bei Karema, wo der Geist Musamvira (Msomwera) sich aufhält, streuten *Camerons* Leute Salz auf ihre Häupter und warfen etwas davon unter den üblichen Beschwörungen ins Wasser. Nicht sehr weit davon entfernt, in Kamasanga, saß wieder ein Geist, der seinen Tribut verlangte; er wurde ihm dargebracht mit der Bitte: „o Geist, gieb uns einen ruhigen See, wenig Wind, wenig Regen; laß die Boote gehen gut, gehen schnell!“ [115]) Als besonders mächtig gelten der Muzimu an der Landzunge Katavi und der an der Kirandobai. Ebenso ist der Süd- und der Westrand des Sees von diesen unheimlichen Wesen besetzt. *Stanleys* [116]) Mitteilungen über ihre große Anzahl sind keineswegs übertrieben, sondern werden neuestens durch den Missionar *Josset* bestätigt, dem an 150 Muzimu allein in Ufipa namhaft aufgezählt wurden. Nach den sorgfältigen Nachforschungen dieses eifrigen Glaubensboten sind die Muzimu nichts anders, als Ahnenseelen, die den Lebenden freundlich oder feindlich entgegentreten, jenachdem ihr Andenken in Ehren gehalten wird oder nicht. Da sie trotz ihrer übermenschlichen Macht den Bedürfnissen des Leibeslebens unterworfen sind, so hat man ihnen am Eingange oder im Innern der Dörfer kleine Strohhütten errichtet, in denen sie nach ihren Luftfahrten ausruhen und an einem stets gedeckten Tische sich erquicken können. An ihren Sitzen im oder am See fährt oder geht niemand vorüber, ohne eine Weihegabe zurückzulassen. Selbst die islamitischen Wangwana beobachten diesen peinlichen Gebrauch mit ängstlicher Sorgfalt. Als *Stanley* auf seiner zweiten Reise den See umschiffen wollte, waren diese abergläubischen Menschen durch die Schaudermärchen über die furchtbare Rache der Muzimu an ihren Verächtern derart in Schrecken versetzt, daß ihnen die Zähne klapperten. In Ufipa sind außer dem obersten Wassergeiste Mwuna die drei Muzimu Sewakao, Wapembe und Kulilemba besonders bemerkenswert. Der erste ist der Stammvater des Herrschergeschlechtes von Ufipa, dessen Fürsten und Prinzen da-

her Waanawakao, Kinder des Kao, heißen. Sein Denkmal ist ein gewaltiger Steinblock auf einem Hügel in der Nähe der Residenz. Wapembe hat nur Wohlgefallen an Löwen, Tigern und Schlangen. Sein Heiligtum ist ein geräumiger Zwinger für diese wilden Tiere, die vom Diener des Geistes mit dem Zehnten aus den Ochsen- und Schafherden der umliegenden Dörfer gefüttert werden. Kulilemba ist der persönliche Schutzgeist Kupifas, des gegenwärtigen Gebieters von Ufipa. Einige Muzimu lieben es, Tiergestalten anzunehmen; so halten die Wabenda von Karema jede Schlange für eine Verwandlung oder Erscheinung ihres Obermuzimu Msomwera. Die bösen Geister werden von den Wafipa Nyuru, von den Wangwana Mashetani genannt. Das Totengericht, welches die Muzimu abhalten, entscheidet darüber, ob die abgeschiedene Seele in die Wohnungen Lezas aufgenommen oder in die Gesellschaft der Nyuru verstoßen wird. Auch diesen Plagegeistern baut man fern von den menschlichen Wohnungen und an sehr einsamen Orten kleine Strohhütten, in denen von Zeit zu Zeit Mehlspeisen, Pombebier und Fleisch niedergelegt werden. *Josset* aber hebt ausdrücklich hervor, daß in diesem Lande, wo ein Menschenleben so gering geschätzt wird, Menschenopfer religiösen Charakters durchaus unbekannt sind. Wohl werden zuweilen den Muzimu wie den Nyuru Sklaven und Kinder zum Geschenke gemacht; dieselben aber verbluten nicht unter dem Opfermesser, sondern erhalten eine Art unverletzlicher Weihe.[117])

Dagegen werden in Ulungu (Urungu), dem südwestlichen Nachbarlande von Ufipa, die verstorbenen Herrscher mit Geleitseelen ausgestattet. Einem Walunguhäuptlinge folgen alle seine zahlreichen Frauen in den Tod, mit Ausnahme einer einzigen, die ein noch schlimmeres Schicksal erwartet. Diese wird in ein Loch hineingestellt, welches so zugeschüttet wird, daß nur eine schmale Öffnung bleibt, durch die der Ärmsten ein Speer in die Hand geführt werden kann. Wenn sie in diesem schrecklichen Gefängnisse nach zwei Tagen noch lebt, so ist sie gerettet; andernfalls gilt sie als bereits begraben.[118]) *Thomson* fand den Brauch der Totenbegleitung auch in Unyanyembe (Tabora), einer Provinz Unyamwesis. „Als der Häuptling Mkasiwah gestorben war, machte man eine große Grube, in welcher der Tote in sitzender Stellung, die eine Hand vor seinem Gesichte haltend und mit einem Finger der andern aufwärts deutend, beigesetzt wurde. Ihm zur Seite

wurden zwei Männer und zwei Weiber gelegt.“[119]). Der Machtstellung hienieden entspricht das Gefolge im Jenseits. Die Behandlung der Toten ist in Unyamwesi eine sehr verschiedene. In einigen Gegenden wird ihnen aus Furcht vor Bodenvergiftung die Beerdigung versagt; sie werden ins Gebüsch geworfen und eine Beute der wilden Tiere. An andern Orten wird der Leichnam ehrerbietig in Tierhäute gehüllt und stehend oder sitzend der Erde übergeben; das Angesicht ist dem Dorfe zugewendet, in welchem die Mutter des Verstorbenen wohnt, zum Zeichen, daß die gerade im Negerherzen so tief wurzelnde Liebe des Kindes zur Mutter über Tod und Grab hinaus fortdauert. Und gleich fest ist das zuversichtliche Vertrauen, mit welchem die Kinder von den Muzimu der Eltern Gesundheit, Erntesegen und Kriegsglück erflehen. An den Gräbern werden nicht bloß Lebensmittel niedergelegt, sondern in kalten Nächten auch Feuer angezündet, damit die Seelen sich erwärmen können. Muzimu, die vernachlässigt werden oder mit einer boshaften Gesinnung aus dem Erdenleben geschieden sind, werden wegen ihrer Nachstellungen sehr gefürchtet.[120]) Wenn in Unyanyembe ein Zwilling stirbt, erzählen *Speke* und *Burton*, so bindet sich die Mutter einen kleinen Kürbis an den Hals und thut von allem, was das lebende Kind erhält, eine Kleinigkeit hinein, um nicht durch die Eifersucht des verstorbenen Kindes gequält zu werden.[121]) Schlangen werden für wiedereingekörperte Seelen angesehen. Als *Cameron* sich anschickte, eine zehn Fuß lange Boa zu schießen, sprangen die Eingeborenen herbei und trieben sie mit langen Stöcken langsam aus dem Dorfe; sie glaubten, mit einem Pepo oder Ahnen zu thun zu haben, der eine Verletzung furchtbar an ihnen rächen würde.[122])

Die mit den Watutwa, den Eroberern Unyamwesis, verwandten Wahehe werfen die Leichen in die Dschungeln, wo sie von den Hyänen aufgefressen werden. Diesen unter den Bantu auffallenden Mangel an Ehrfurcht gegen die Toten möchte *Thomson*[123]) durch die unstäte, kriegerische Lebensweise der Wahehe entschuldigen In Ugogo wird nur den Häuptlingen und den Vornehmen ein ehrenvolles Begräbnis zu teil. Der Leichnam wird aufrecht in einen hohlen Baum gestellt, täglich mit Pombebier begossen und mit Asche bestreut und nicht eher beigesetzt, als bis er auf die Knochen verwest ist. Früher wurden bei dieser Feier mehrere Sklaven geopfert. Verstorbene aus dem Volke werden in die

nächste Dschungel geworfen.[124]) Die Verübung oder Einführung solcher Roheit ist wahrscheinlich den Massai, die im nördlichen Ugogo sich niedergelassen haben, zur Last zu legen.

Das in eine Unzahl von Stämmen zersplitterte, zur hamitischen Rasse zählende Massaivolk, welches zwischen dem Victoria Nyansa und der Küste haust, hat eine sehr bewegte, kriegerische Vergangenheit hinter sich und führt mit Ausnahme der Wakuafi noch immer ein Nomadenleben, das den Mangel an Totenehrung in milderem Lichte erscheinen läßt. Hyänen, Geier und Marabustörche versehen bei den Massai die Totengräberdienste und werden dafür geehrt. „Einen Leichnam begraben, heißt nach ihrer Anschauung den Erdboden vergiften", schreibt *Thomson* [125]) Dr. *Fischer* mußte eine Buße dafür zahlen, daß er einen verstorbenen Träger in einem Kornfelde hatte beerdigen lassen. Baron *von der Decken* und *Johnston* aber berichten anders. Kinderleichen werden oft innerhalb der Dorfumzäunung oder selbst neben der Schwelle der mütterlichen Wohnung begraben. Der Leichnam eines Erwachsenen wird in sitzender Stellung, so daß die Knie das Kinn berühren, gewöhnlich unter einem Baume in einer natürlichen oder künstlichen flachen Aushöhlung beigesetzt, und eine Kalabasse mit Milch hingestellt. Das Grab wird ringsum mit Steinen und Gras zugedeckt. Die Hyänen jedoch reißen den Grabhügel nieder und verschlingen die Leiche, ohne von den Verwandten des Toten gestört zu werden. Der Name des Verstorbenen wird nie mehr ausgesprochen; denn die Seele könnte glauben, sie sei zur Rückkehr eingeladen, und könnte versucht sein, diesem Rufe zu folgen. Und trotzdem ist dieses Volk, wie *Johnston* unmittelbar hinzufügt, frei von Geisterfurcht, sogar von Geisterglauben.[126]) Dieser verblüffende Gedankensprung eines anscheinend genauen Beobachters mag in dem Umstande seine Erklärung finden, daß die Massai im Vergleiche mit den Bantu die Toten sehr wenig ehren und fürchten. Und obschon sie über den umständlichen Geister- und Totendienst der Bantu sich lustig machen, so unterlassen auch sie, wie *Johnston* selbst bezeugt, denselben nicht gänzlich. Der Missionar *Horner* teilt mit, daß auch sie darauf bedacht sind, den Haß der bösen Geister durch Weihegaben zu beschwichtigen, und daß sie alljährlich an den Gräbern ihrer Väter eine Kuh behufs Erlangung einer guten Ernte opfern.[127]) Der als Mittler bei Gott verehrte Neiterkob gilt wahrscheinlich als

Stammvater des Menschengeschlechtes. Die Wakuafi oder seßhaften Massai ändern aus Furcht vor der Rückkehr des Toten den Namen desselben; so heißt der Vater nach seinem Tode Orloiu, hingegen er im Leben mit Baba oder Menie angeredet wurde, und die Mutter heißt Enaiu statt Engnodon.[128])

Die bedeutendsten Bantustämme des Kilima-Ndjaro, die Wateita, Wataweta, die Wadjagga, die Wagueno, die Wakahe und die Wakamba, werden vom Geister- und Seelenglauben ihrer Rasse beherrscht. Die Wateita, welche keinen Überfluß an Holz haben, lassen dennoch die Haine, in denen sie ihre Toten begraben, namentlich die hohen Affenbrotbäume, die als Lieblingssitze der Geister angesehen werden, unberührt. In das stimmungsvolle Dunkel dieser heiligen Baumgruppen ziehen sie sich zurück, um entweder zum höchsten Wesen oder zu den Seelen der verstorbenen Verwandten zu beten.[129]) Die Wataweta, ein Völkchen mit hervorragenden Eigentümlichkeiten in Denkart und Sprache, begraben ihre Seelen außerhalb des Ringes ihrer Hütten. Sie scheinen sich wenig zu grämen über den Leichenraub der Hyänen, anderenteils aber pflegen sie den Schädel des Hausvaters und den seines Lieblingsweibes in tiefen, ovalen Töpfen, die in der Mitte des Hofes am Fuße von Drachenbäumen auf die Seite hingelegt werden, aufzubewahren. Diese grinsenden Schädel in den schwarzen Töpfen, für den Fremden ein widerwärtig geisterhafter Anblick, sollen die Seelen veranlassen, in der Nähe zu weilen und die Herden zu bewachen.[130]) Die auf dem Kilima-Ndjaro wohnenden Wadjagga fürchten sich am meisten vor den Geistern, die in den großen Waldbäumen wohnen sollen und die den vom Könige Rungua zur Untersuchung des Schnees ausgesandten Leuten Verderben gebracht haben. Ihre Toten (Warumu) begraben sie in der Einsamkeit des Waldes und setzen Milch auf die Gräber, um die Seelen zu erquicken und deren Beistand zu gewinnen.[131]) In den Beschreibungen der anderen Stämme des Kilima-Ndjaro finden wir bemerkenswerte Abweichungen von den erwähnten Vorstellungen und Gebräuchen nicht verzeichnet.

Die spiritistische Naturanschauung der übrigen Bantuvölker des mittleren Ostafrika, von Witu bis zum Sambesi hinab, der Wanika, Wapare, Wasambara, Waschensi, Wadigo, Wasegedu, Wasegua, Wasagara, Wanguru, Wadoë, Wakatoa, Wasaramo, Wakwere, Wakhutu, Wakami, Wangindo, Makonde, Makua,

Wayao u. s. w., bietet trotz der Gleichartigkeit der Grundanschauungen und deren Bethätigung infolge der örtlichen Besonderheiten ein buntfarbiges Bild. Der gemeinsame Grundzug ist wieder der Glaube an das machtvolle Eingreifen seitens zahlreicher Geister (Pepo, Wasimu), die in Flüssen, Bächen und Quellen, auf Bergen und Bäumen oder in Schluchten und Höhlen wohnen, wie seitens der abgeschiedenen Seelen (Koma, Kiwuli, Mulungu), die unsichtbar in oder über dem Grabe, im Wasser oder in der Luft, in Steinen oder Bäumen weilen; die einen wie die andern sind empfindsamer Natur und daher vorsichtig zu behandeln.

Bei den Wanika steht in höchster Achtung der Geist der von ihnen überaus geschätzten Kokospalme; ihm bringen sie Sühnopfer dar, so oft er seinen Unwillen kundgegeben hat, wenn beispielsweise jemand beim Pflücken der Kokosnüsse verunglückt ist; das Fällen einer Kokospalme ist ein todeswürdiges, dem Muttermorde gleichgestelltes Verbrechen. *Krapf* sah, wie ein kranker Nachbarssohn in mohammedanischer Verkleidung, die den bösen Pepo über seine Person täuschen sollte, das Blut einer Henne an einen Baum sprengte, um den Krankheitsteufel hineinzubannen. Die Wanika begraben ihre Toten in der Kaia, d. i. im Mittelpunkte der Ansiedlung, und wo dies nicht thunlich ist, setzen sie wenigstens das Haupt des Verstorbenen an diesem Orte bei. Die Gruft ist so tief, daß ein Mann aufrecht in derselben stehen kann. Das Antlitz des Toten ist der Gegend zugewendet, aus der die Stammväter des Volkes eingewandert sein sollen. Das Grab wird mit dem Blute einer Ziege oder Kuh besprengt, und die Stirnhaut des Tieres wird der Leiche in die Hände gelegt. Auf den Gräbern werden Sadaka und Mfua, d. i. Tieropfer und eine Mischung von Mais, Durrha (Hirse), Reis und Wasser, von Zeit zu Zeit auch Kleinigkeiten von Mahlzeiten niedergelegt. Die Ähnlichkeit der Kinder mit den Eltern wird aus der Wiedereinkörperung von Ahnenseelen abgeleitet, mißgestaltete Säuglinge, sog. Rogo, auch Kizai, d. i. kleine Zauberer, genannt, werden getötet, da sie im Verdachte stehen, boshafte Seelen zu beherbergen. In der Regel weilen die Koma in der Kaia, wo ihnen Hütten errichtet sind; hier ist jedes Eigentum sicher, hier mußten früher die Frauen ihre schwere Stunde erwarten. An dieser heiligen Stätte opfert und betet man, um Regen und Gesundheit zu erlangen: „möge der Tote Ruhe haben; möge bald Regen kommen,

mögen die Kranken geheilt werden!" „Jetzt habe ich ein gutes Werk gethan", sprach ein Mnika zu *Krapf*; „denn ich habe einigen Palmwein auf das Grab meines Vaters gegossen." Der Muansa, ein Schreckmittel für die thörichte Menge, verdankt seinen unbemessenen Einfluß dem rohen Gespensterglauben. Derselbe ist nichts anderes, als ein hohler Baumstamm oder ein ausgehöhltes Holzstück, mittels dessen, wie mit unsern „Waldteufeln", ein starkes Brummen hervorgebracht wird, das die Uneingeweihten für die Stimme eines geheimnisvollen Wesens halten; sie verstecken sich schleunigst, wenn sie das Herannahen des Muansa merken, bei dessen Anblick sie tot niederstürzen würden. Dieser Popanz sichert seinen Vertrauten und Besitzern Einnahmen und Einfluß und spielt eine hervorragende Rolle im religiösen und bürgerlichen Leben. Vor allen wichtigen Unternehmungen, vor den öffentlichen Gebeten und Opfern, vor der Erdrosselung mißgestalteter Kinder, vor der Einführung neuer Satzungen versetzt er die Gemüter in die erforderliche Spannung. Wie *Krapf* mitteilt, haben in Rabbai Mpia auch die Weiber ihren Muansa, mit dem sie schnöden Unfug treiben. In einem noch nicht aufgeklärten Zusammenhange mit dem Totendienste steht ein grauenhafter Brauch, „Wagnaro" genannt. Wenn nämlich vornehme Jünglinge, namentlich Häuptlingssöhne, ins Reifealter treten, so begeben sich ihre Altersgenossen fast unbekleidet in den Wald und bleiben daselbst, bis sie einen Mann erschlagen haben: während der Tötung wird der Wechselgesang angestimmt: „töten ist keine Schande; des Verwandten sich erinnern ist keine Schande; das ist es, was wir wollen." [132])

Die Wasaramo unterscheiden zahlreiche Klassen guter und böser Pepo. Ein Ausbund von Bosheit ist der Waldgeist Simu, da er jeden frißt oder mit schwerer Krankheit schlägt, der an seinen Wohnungen, kleinen Hütten am Wege, ohne Weihegabe vorübergeht. Glücklich, wer die Geistesgegenwart besitzt, in der Nähe dieses Geistes zu singen oder zu trommeln und ihn dadurch zum Tanzen zu bewegen. Es ist aber ein echter Teufelstanz, den Simu aufführt: Kopf, Arme und Beine trennen sich vom Rumpfe, die Augen fallen aus ihren Höhlen und die Zähne aus dem Munde, und ein jeder dieser Körperteile tanzt für sich; beim Morgengrauen fügt sich wieder Glied an Glied, und der Waldgeist verschwindet. Der neckische Kinguha erscheint in der Gestalt eines

schwarzen, haarigen Zwerges und führt die nächtlichen Wanderer in die Irre. Er nährt sich von Samenkörnern, die er mit einem langen, schmalen Steine enthülst; der letztere besitzt eine wunderbare Heilkraft, und wer sich desselben bemächtigen will, muß den Kinguha bei den Haaren fassen und stark schütteln. Mit dem Steine verliert dieser Kobold auch das Leben, und er verwandelt sich in ein Tier. Die Muwuo sind die Schutzgeister der Fluren; sie kehren in die kleinen Hütten ein, die für sie erbaut sind, und verzehren die Spenden, die von frommen Händen dort niedergelegt werden. Zur Erntezeit werden sie eingeladen, ihren Anteil zu nehmen, machen aber aus Großmut oder Bedürfnislosigkeit keinen Gebrauch von dem Anerbieten. In Usambara hat ein jeder seinen besonderen Pepo; die Geister der Männer heißen Maläha, die der Weiber Kitimiri. Sehr umständlich und kostspielig ist die Austreibung der Krankheitsteufel durch die Priester (Fundi) und die Priesterinnen (Mari), aus denen Ahnenseelen reden. Alle, die unter der Leitung desselben Pepo stehen, vereinigen sich zu einer Bruderschaft mit gegenseitiger Hilfeleistung.

Beim Tode des Menschen wandert die Seele als Kiwuli nach Peponi, d. i. ins Geisterreich. Sie bewahrt ihren Angehörigen hienieden ihre Liebe und Fürsorge; die Seele einer Mutter nimmt von einer Kuh Besitz, um die zurückgelassenen Kinder zu nähren, wird aber später in einen Stern verwandelt und mit einem Könige vermählt. Den Verstorbenen ist sehr darum zu thun, im Andenken der Hinterbliebenen fortzuleben und von ihnen eine Gedächtnisfeier zu erhalten. Wohlhabende Familien machen einen großen Aufwand zu diesem Zwecke; am ersten Tage des Jahres geben sie den alten Leuten ein Mahl, um die im verflossenen Jahre Verstorbenen zu ehren; der Arme begnügt sich damit, am Kreuzungspunkte zweier Wege eine Hand voll Reis auf die Trümmer einer Vase zu streuen. Hohe Ansprüche an den abergläubischen Opfersinn stellen die Seelen, welche bei Lebenden Einkehr halten; sie lassen sich jedoch zuweilen zu einem Vergleiche herbei. [133])

Die Wadoë, durch den Kingani von den Wasaramo getrennt, geben sich für Abkömmlinge der Manyema aus und beharren auch bei den scheußlichen Sitten ihrer Stammverwandten. Sie stehen im Verdachte der Menschenfresserei, obwohl sie dieselbe ableugnen, und sollen für das Fleisch ihrer westlichen

Nachbarn, der Wakami, eine besondere Vorliebe haben. Jedenfalls unternehmen sie regelmäßig Kriegszüge, um Menschenopfer für ihre Feste zu erbeuten. Mit dem Leichnam eines Mwene oder Dorfschulzen wird ein Sklavenpaar lebendig eingescharrt; der Sklave bekommt ein Beil mit, auf daß er im feuchten Totenland Brennholz fälle, die Sklavin muß ihrem Herrn das Haupt halten. Nach dem Begräbnisse finden Tänze und festliche Gelage statt, bei denen Menschenblut aus Schädeln getrunken, und Menschenfleisch verzehrt wird.[134])

Die Wasuaheli, die mohammedanischen Galla (die Wollo, die Raia und andere Gallastämme), die Somal und die Danakil haben unter den vielgepriesenen „Segnungen" des Islam, dessen fanatische Anhänger sie zum Teil geworden sind, ein gutes Stück des rohesten Geisterglaubens und Geisterdienstes beibehalten. So nennt der apostolische Präfekt von Aden die Somal „ein Volk von Freidenkern", die nur zur Marktzeit der Fremden wegen Gebetshütten errichten, im übrigen aber eine Beute kindischer Dämonenfurcht sind.[135]) Nicht selten ist der spottende Unglaube der fruchtbare Wurzelgrund des albernsten Aberglaubens; denn ohne allen Glauben mag der Mensch nicht sein.

Die noch heidnischen Stämme des Gallavolkes halten den berühmten Workabaum, unter dessen Schatten sie ihre religiösen Übungen verrichten, für den Sitz eines mächtigen Geistes. Die Zahl der Sar oder Teufel beträgt 88, die zu gleichen Hälften zwei Fürsten der Bosheit untergeordnet sind. Sehr einflußreich und einträglich ist das Gewerbe des Kalidscha, der den Krankheitsteufel auszutreiben hat und zu diesem Zwecke den Leidenden einreibt, beräuchert, anschreit, mitunter auch mit derben Peitschenhieben mißhandelt. Derselbe wird sogar von abyssinischen Christen gefürchtet und in Anspruch genommen. Der Schlangenkult der Galla und der Abyssinier vor ihrer Bekehrung wird wohl, wie in West- und Südafrika, mit dem Ahnendienste in Verbindung zu bringen sein.[136])

Neben manchen andern Gebräuchen weist auch die Tier- und namentlich Schlangenverehrung seitens der Neger auf einen Zusammenhang der äthiopischen Rasse mit der ägyptischen hin. Der Tierkult der afrikanischen Naturvölker aber hat die Seelenwanderung zur Voraussetzung und gilt meistens den Ahnen, hingegen der ägyptische nach der vorherrschenden Ansicht auf Naturver-

götterung beruht. Wir wenden uns zu den Völkern der oberen Nillandschaften.

Die Bari schreiben alles Unglück bösen Geistern zu. Sie wollen von einer schwarzen Viperschlange (Jukanje) abstammen, halten dieselbe also wahrscheinlich für eine Verkörperung ihres Urvaters und ehren sie durch Milchopfer. Nach einem Todesfalle greift der Erbe des Verstorbenen oder der Hausherr eine Lanze und einen Stock, rennt aus der Hütte und um dieselbe herum, unter großem Geschrei nach allen Himmelsgegenden seine Waffen schwingend, um die Dämonen zu verscheuchen.[137]) Die Jangbara (Jambara), westliche Nachbarn der Bari, rechnen darauf, daß die abgeschiedene Seele als Kududwet (Schatten) die Hinterbliebenen beschütze.[138]) Nach dem Glauben der Schilluk ist der Nil von Geistern bevölkert, die mit verdoppelter Wachsamkeit ihre Wasserherden hüten, seitdem ihnen einige mittels zarter Netze entwendet wurden; nachts binden sie dieselben an Pfähle; sie selbst steigen in den Fluß hinab oder tauchen aus ihm empor, so oft sich Nebel über demselben lagert. Die aus dem Nil herausgefischten Kühe stehen unter dem Schutze der Nilgeister und des Sonnengottes und werden im Dorfe Uao von alten Wahrsagerinnen gepflegt und gemolken; jedem andern würden sie Blut statt Milch geben. Die größte Verehrung erweisen die Schilluk ihrem Stammvater Niekam; bei seinem Namen schwören sie unverbrüchliche Eide. In fast jedem Dorfe ist ihm ein Tempel errichtet, ja ganze Dörfer sind ihm verschrieben; dieselben werden von einer hochangesehenen und mit allerlei Vorrechten ausgestatteten Kaste bewohnt. Diesem Ahnherrn werden Tieropfer dargebracht, und die erbeuteten Waffen geweiht. Zuweilen erscheint derselbe unter einem Baume in der Gestalt eines Vogels, einer Schlange, einer Eidechse oder eines Kindes. Von dieser Zeit an gilt der Baum als heilig und wird mit Glasperlen und Zeugstücken behängt; unter seinen Zweigen wird gebetet und geopfert. Wenn in seinem Schatten eine Wahrsagerin ihren Sitz aufschlägt, so pilgern alle hin, um sich Rats zu erholen. Als einmal die Türken einen solchen Baum ohne böse Absicht umgehauen hatten, wurden alle Schilluk von Entsetzen befallen; sie zogen in Prozession zu der Unglücksstätte, erfüllten die Luft mit Wehklagen und schlachteten einen Ochsen, um den erzürnten Stammvater zu versöhnen; auch stellten sie auf mehrere Tage die Lieferung von Lebensmitteln ein.[139]) Nach der

Meinung dieser Naturkinder weilen die Verstorbenen stets in der Nähe der Lebenden.[140]) Eine erheiternde Gespensterjagd veranstaltete *G. Schweinfurth* seinen Negern in Kulongo, im Gebiete der Djur, eines Zweigstammes der Schilluk. In einer unweit der Seriba befindlichen Höhle sollen beim ersten Erscheinen der fremden Eindringlinge Hunderte von Weibern und Kindern den Hungertod erlitten haben und nun diesen Ort unsicher machen. Niemand von der nahen Seriba hatte es noch gewagt, die Gruselstätte zu besuchen. *Schweinfurth* stieg mit einigen Negern, die fest entschlossen schienen, mit hochgeschwungenen Lanzen die Gespenster zu durchbohren, in die Höhle hinunter, und die herzzerreißenden Geisterseufzer, welche aus den unzugänglichen Tiefen emporstiegen, wurden als das harmlose Schwirren ungezählter Fledermäuse erkannt.[141]) Die Dinka kennen gute und böse Geister, Adjok und Dijok; jene sind bei Gott, diese wohnen in der Erde und sinnen auf Verderben. Der in der Schlange Python verkörperte Dämon erfreut sich einer bevorzugten Verehrung; so oft er im Lager erscheint, wird ihm ein Ochs geschlachtet. Ist jemand gefährlich erkrankt, so wird dem Krankheitsteufel ein Opfer dargebracht. Der nächste Erbe eines Verstorbenen ergreift die Waffen desselben und schwingt sie nach allen Seiten, um die Gespenster zu verjagen. Der Totengräber verstopft sich die Ohren mit Erde, um das Geheul des Toten nicht hören zu müssen. Der Leichnam wird in sitzender Lage in der Nähe der Hütte beerdigt. Am vierten Tage nachher, wo die Trauerfasten zu Ende sind, wird auf dem Grabe ein Feuer angezündet, und ein Schaf getötet. Die Angehörigen erwürgen das Tier langsam und lassen sich mit seinem Blute durch den Geisterbanner besprengen, um sich gegen neue Überfälle der lebensfeindlichen Mächte zu sichern. An andern Orten wird ein Schaf oder ein Bock um das Grab geführt und darauf in den Wald getrieben. Die Geister sind von Natur unsichtbar, aber imstande, in menschlicher Gestalt zu erscheinen.[142]) Die Bongo sehen sich auf jedem Schritte und Tritte von diesen gefährlichen Wesen, namentlich von Waldkobolden bedroht; daß sie aber, wie *Schweinfurth* behauptet, von einem Geiste niemals etwas Gutes erwarten, ist kaum zu glauben. Den Leichnam bringen sie in eine kauernde Lage, umschnüren ihn mit festen Binden, hüllen ihn in einen aus Häuten zusammengenähten Sack und setzen ihn in eine sehr tiefe Gruft. Auf dem Grabe stellen sie als Ge-

denkzeichen eine Urne und Pfähle auf. Dieselben Gebräuche werden von den benachbarten Mittu und Madi beobachtet.[143]) Wie die Bongo, so verlegen auch die Niamniam und die Monbuttu den Sitz der feindlichen Mächte in das schauervolle Waldesdunkel und deuten das gespenstische Rauschen des Laubes als Zwiegespräche der Geister.[144])

In den übrigen Ländern des Sudan, Senegambien einschließlich, herrscht der Islam, jedoch mit dem echt afrikanischen Zubehör einer ausschweifenden Dämonenfurcht, die von den mohammedanischen Priestern geflissentlich genährt wird. Gleich ihren heidnischen Amtsgenossen treiben diese mit Zaubermitteln und Zaubersprüchen zur Abwehr oder Verbannung der unsichtbaren Mächte ein sehr ergiebiges Geschäft.

Die Yoloff, bereits seit Jahrhunderten Islamiten, bemühen sich ebenso eifrig um die in den Wäldern hausenden Teufel und Gespenster, als ihre heidnischen Stammesmitglieder, die Serrerer, welche Töpfe im Walde aufstellen, um die Seelen der Feinde zu fangen und sie den bösen Geistern zu opfern. Stirbt ein Griot, d. i. Stegreifdichter, fahrender Sänger, Lustigmacher oder Hofnarr, so halten junge, mit Lanzen bewaffnete Mädchen aus dieser Klasse Wache, um die Seele des Toten gegen den bösen Feind zu verteidigen.[145]) Die Serrakolet, die Hauptbevölkerung von Galam (Kadjaga) am linken Senegalufer, verbinden gleich den Yoloff mit dem Allahglauben eine dämonistische Weltauffassung. An die Felsen von Balu knüpfen sie die Sage von der Teufelsbraut Pinda-Balu. Diese wegen ihrer seltenen Schönheit, ihrer unvergleichlichen Stimme und ihrer Herzensgüte allgemein beliebte und bewunderte und vielumworbene Jungfrau wurde infolge ihrer Leichtgläubigkeit eine Beute des Geistes Goloksala, der ihr in der Gestalt eines hübschen und liebenswürdigen Jünglings erschien und durch seine süßen Schmeicheleien und goldenen Versprechungen ihren Sinn berückte. Die tadellose Verehrerin des Koran gewann es über sich, ihre zärtlich geliebte Mutter zu verlassen und dem Geliebten in seinen Zauberpalast zu folgen. Zu spät erkannte sie, daß sie einem der schlimmsten Teufel, der jetzt die Gestalt eines gräßlichen Krokodils angenommen hatte und in einer schauerlich finsteren Höhle mit andern Ungeheuern zusammen hauste, Herz und Hand geschenkt hatte. Als Antwort auf ihr Angst- und Hilfegeschrei vernahm sie eine wunderbare Stimme,

die ihr sagte, daß sie nur durch Verwandlung in einen Stein ihrem entsetzlichen Lose entrinnen könne. Sie willigte ein; und am andern Morgen sah man auf dem schwarzen Felsen, deren Fuß der Fluß umspült, einen Quarzblock, und in jeder Nacht vernimmt man Klagetöne aus den kalten Steinen. Goloksala beginnt seine Nachstellungen immer wieder von neuem; Pinda aber stößt den verkleideten Engel der Finsternis von sich, und in diesen Kampf wird die ganze Natur hineingezogen: der Himmel verdüstert sich, es heult der Sturm, die Wogen donnern gegen die Felsen, die Löwen brüllen, die Krokodile krächzen; und die Bewohner von Balu sind starr vor Entsetzen, da sie der rasenden Wut des rachsüchtigen Dämons sich preisgegeben glauben.[146])

Die zum Islam sich bekennenden Mandingo teilen den Geisterglauben ihrer heidnischen Brüder. Letztere halten die Schlangen für verkörperte Schutzgeister und gestatten ihnen daher ehrerbietigst den Aufenthalt in ihren Gehöften und Hütten. Der mächtige Schlangengeist Abdhula-Dhajanor wohnt im Tempel zu Massanale, hält aber nachts in verschiedenen Gestalten Umzug in den Dörfern, um deren Bewohner an ihre Sünden und Sühnepflichten zu erinnern. Wer es wagen würde, dieses geheiligte Wesen oder auch nur die Speisen desselben anzutasten, hätte sein Leben verwirkt. Die Toten behandelt man mit tadelloser Ehrfurcht: man begräbt sie in ihren Hütten und wandert aus. Der Glaube an eine jenseitige Wiedergeburt der Verstorbenen hatte für die ersten Weißen die angenehme Folge, daß sie als Ahnen, die unter der paradiesischen Sonne gebleicht worden, bewillkommnet wurden.[147]) Die Bambaras, Stammesgenossen der Mandingo, hatten zu *Raffenels* Zeiten erst in geringer Anzahl die Religion des Propheten angenommen und galten daher als irreligiös. Sie verehrten außer den Seelen der Vorfahren einen Wahrsagergeist, der in einer großen Urne wohnte.[148]) Die heidnisch gebliebenen Fulbegruppen sind von demselben naiven Geisterglauben beseelt, wie die schwarzhäutigen Heiden.

Bei manchen Negerstämmen im mittleren Sudan steht die Ahnenverehrung noch in voller Blüte. *Rohlfs* war erstaunt über die zahlreichen Götzen der in Sokoto am Benuë wohnenden Afo. Die Köpfe dieser Bildnisse zeigten nicht den Negertypus, sondern mehr kaukasische, vermutlich den Fellata-Physiognomieen nachgebildete Formen. Der Götzendienst der Afo ist nichts anderes,

als Seelenkult. Gerade die beiden Hauptgötzen, Dodo und Harna-Ja-Mussa tragen die Namen von zwei Fellata-Anführern aus neuerer Zeit, von denen der eine im Haussalande, der andere in Segseg mit besonderer Grausamkeit gegen die Eingeborenen gewütet hat; übrigens versetzen auch die mohammedanischen Stämme die berüchtigtsten Scheusale, wie den Sultan Muley Ismael, unter ihre Heiligen. Verstorbene Afo, die im Leben berühmte Krieger gewesen, werden in den Götzentempeln beigesetzt und selbst als Schutzgeister verehrt. Man richtet an die abgeschiedenen Seelen die gewöhnlichen Wünsche eines Negerherzens und unterstützt dieselben zu gewissen Zeiten durch Tieropfer, da man von einer Vernachlässigung dieses Dienstes Hungersnot, Krankheiten, Krieg und sonstiges Unheil befürchtet. Die Koto- und die Bassa-Neger üben ähnliche Gebräuche.[149]) Der Baumkult der Marghi in Bornu hängt wahrscheinlich mit der Ahnenverehrung zusammen. Die Mbutudi in Adamaua hielten *Barth* für ein überirdisches Wesen.[150]) Die Budduma auf den Tsadseeinseln rufen die Geister Betziromaïno und Bakomamaïn zum Schutze gegen stürmische Witterung an. *Barth* sah in den Ruinen von Gabata, der ehemaligen Residenz der Herren von Munio im westlichen Bornu, das heilige Steinhaus, in welches nach alter Landessitte jeder Munioma bei seinem Regierungsantritte auf sieben Tage sich zurückziehen mußte. Trotz aller Warnungen würde der kühne Reisende diese Geisterwohnung besucht haben, wäre er nicht durch ein plötzliches Unwohlsein verhindert worden, und gerade an dem Tage, an welchem er bei der Abfassung seines Reisewerkes diesen Vorfall niederschrieb, erhielt er die betrübende Nachricht, daß der unglückliche *Vogel* auf Befehl des Sultans von Wadai hingerichtet worden war, weil er auf der Felshöhe bei der Hauptstadt Wara die heilige Stätte betreten hatte, an welcher der neue Herrscher dieses Landes sieben Tage zubringen muß.[151]) Wie wir oben hörten, ist dem Loangokönige vor der Krönung der Besuch der Ahnengräber vorgeschrieben, auf daß der Geist der Vorfahren auf den neuen Fürsten übergehe.

Die blutigen Greuel, welche der afrikanische Geister- und Seelenglaube so oft im Gefolge hat, wurden unter den heidnischen Negerstämmen der Sokotoländer und des Bornureiches nicht angetroffen, wohl aber in den heidnischen Nachbarländern Bagirmis. Epileptische werden hier als Teufelsbesessene angesehen

und erschlagen. Die Toten werden in rundlichen Gruben von ansehnlicher Tiefe bestattet. „Zu Häupten und Füßen des verstorbenen Häuptlings legt man eine geschlachtete Ziege, setzt neben ihn Gefäße mit Honig und der geliebten Merissa und stülpt ihm auf den Mund eine kleine Kürbisschale voll Perlen und Kaurimuscheln, die gewissermaßen als Zehrpfennig zu dienen bestimmt sind Bei den Somraï und Njillem herrscht die Sitte, mit dem toten Häuptlinge einen Sklaven im Alter eines Sedasi (12—15 Jahre alt) und eine kaum mannbare jungfräuliche Sklavin lebendig zu beerdigen, damit dieselben ihrem verstorbenen Herrn die Fliegen verscheuchen und Speise und Trank reichen.“ [152])

Die äußerlich den Islam bekennenden Teda (Tebu) in Tibesti halten Donner und Blitz für Kundgebungen der Abgeschiedenen, und wie *Vogel* bemerkt, pflegen sie die Leichen in tiefe Gruben zu werfen und diese mit schweren Steinen zu füllen, um die Seelen am Wiederkommen zu hindern.[153])

Die sittlich-religiöse Bedeutung der im gegenwärtigen Kapitel betrachteten Gedanken und Gebräuche läßt sich kurz in den Sätzen aussprechen, daß alle Menschen, die ihr Schicksal, das Wohlsein des Einzelnen wie die Wohlfahrt des Ganzen, den Bestand der Familie wie des Stammes und des Volkes, die Erhaltung aller wirtschaftlichen und bürgerlich-rechtlichen Verhältnisse der Gesellschaft von der Gunst und Einwirkung höherer Wesen abhängig glauben, sich weder mit der Erscheinungswelt und der mechanischen Welterklärung, noch mit den selbstgeschaffenen Satzungen menschlicher Willkür oder dem „kategorischen Imperativ der autonomen Vernunft“ begnügen; der Neger empfindet und erfüllt den Willen der unsichtbaren Mächte, von denen er sich überwacht weiß, als ein heiliges, streng verbindliches und unverletzliches Gesetz, dessen Stimme den Sturm der mächtigsten Leidenschaften übertönt. Der schwarze Mann frönt gern seinen niederen Naturtrieben, erliegt so leicht seinem tief eingewurzelten Hange nach Besitz und Genuß, den Wunsch der Geister aber, den er mit allen erdenklichen Mitteln zu erforschen sucht, ehrt er als Befehl, dem er durch Darbringung der kostbarsten Weihegeschenke sich unterwirft; er ist fähig, allem zu entsagen, um die Unsichtbaren zu versöhnen; auch die wunderlichsten Launen derselben befriedigt er mit peinlichster Gewissenhaftigkeit. Der Neger widerlegt durch seinen opferreichen, nicht selten opfermutigen

Dämonen- und Manenkult den gern gelehrten Irrtum, der Naturmensch entbehre alles Sittlichkeitsbewußtseins und Pflichtgefühles, kenne keinen sittlichen Unterschied seiner Handlungen und Eigenschaften, sondern betrachte die einen wie die andern als sittlich gleichgiltig, wisse von keinem übermenschlichen Gesetzgeber, Richter oder Rächer, sondern folge bei seinem Thun und Lassen nur den Antrieben der Selbstliebe, seiner Lust oder Neigung. Im Gegenteile: der Neger gehorcht nicht allein dem Instinkte, sondern auch dem Gewissen, das freilich vom Aberglauben, aber immerhin vom religiösen Glauben beraten wird. Er richtet sein Verhalten ein nicht bloß nach selbstgemachten Grundsätzen und menschlichen Gesetzen, sondern vor allem nach dem Willen der unsichtbaren Mächte; seine Sittlichkeit ist nicht eine weltlich-bürgerliche, sondern eine religiöse, und aus religiöser Gewissenhaftigkeit legt er sich die schwersten Opfer auf und bringt dieselben nicht immer oder ausschließlich aus rein selbstsüchtiger, knechtischer Furcht, sondern öfters oder zum Teil auch aus Ehrfurcht, aus Scheu vor dem Verbote, dem Mißfallen und dem Zorne der Geister. Ein Einblick in den Fetisch- und Zauberwahn, diese beiden häßlichsten Ausgeburten eines ausschweifenden Geisterglaubens, enthüllt uns eine Unsumme neuer Thorheiten und Grausamkeiten, zu denen das irrende Gewissen den schwarzen Mann verführt.

III.

Fetischismus und verwandte Arten des Aberglaubens.

Das fremdländische Wort „Fetisch“ teilt mit den deutschen Ausdrücken „Gefühl“, „Gemüt“, „Kraft“ und andern den fragwürdigen Vorzug, eine Musterkarte von Begriffsbestimmungen aufweisen zu können und daher sich häufig als Lückenbüßer dort einstellen zu müssen, „wo die Begriffe fehlen“. „Der Fetisch ist ein Zaubermittel“, daher „der Fetischdienst gleichbedeutend mit Zauberei“, sagen einige;[1]) diese Erklärung ist nur eine Übersetzung des portugiesischen Wortes feitiço. „Fetischismus ist die abergläubische Verehrung zufälliger und anscheinend unbedeutender Gegenstände, die an sich selbst durchaus keinen Anspruch auf irgendwelche Auszeichnung zu haben scheinen,“ lehren andere.[2]) Ein dritter erblickt das charakteristische Merkmal des Fetisches in dem Umstande, daß derselbe „im Besitze von Menschen ist oder sein kann.“[3]) Ein vierter erklärt den Fetischismus für gleichbedeutend mit dem Glauben an Geister, „die in gewissen Gegenständen eingekörpert sind, ihnen anhaften oder einen Einfluß auf sie ausüben.“[4]) Im Gegensatze hierzu verkündet ein fünfter: „der Fetisch ist das anthropopathisch aufgefaßte Ding.“[5]) Nach dem Vorgange des Voltaire-Verehrers *de Brosses*[6]) († 1777), der zuerst über den Fetischismus geschrieben, haben manche Religionsschriftsteller die Bezeichnung „Fetischanbetung“ mehr oder weniger auf die Naturvergötterung überhaupt angewendet, und der bekannte Begründer der positivistischen Philosophie, *August Comte*, hat den Glauben der Alten an eine Weltseele und den

namentlich in Deutschland gepflegten Glauben an das „göttliche All-Eine“ einen verallgemeinerten und systematisierten Fetischismus genannt. Einen so ausgedehnten Fetischbegriff wollen weder diejenigen gemeint haben, welche in Übereinstimmung mit dem religionswissenschaftlichen Modegeschmacke unserer Tage im Fetischismus die Urquelle oder Urzelle der Religion erspähen, noch jene andern, die denselben nicht als eine für sich bestehende Religionsform, sondern als „parasitische Erscheinung“ höherer Religionsformen ansehen. Zuguterletzt mag noch *Max Buchner*[7]) genannt sein, nach dessen Meinung der Fetischglaube „weniger dem Begriffe ‚Religion‘, als dem verwandten, aber ursprünglicheren Begriffe ‚Kunst‘ angehört,“ und die Ausdrücke „Fetische“ oder „Götzen“ durch „Amulette“ oder „Medizinen“ zu verbessern sind.

Nicht mit dem europäischen, sondern mit dem afrikanischen Fetischbegriffe haben wir es zu thun. In Westafrika, dem klassischen Lande des Fetischglaubens, ist Fetisch oder, was dasselbe bedeutet, Suman, Obosom, Wong, Wongpa, Grigri, Juju, Mokisso, Enquizi, Kiteka u. s. w. ein nicht selten recht unbedeutender Gegenstand der Natur oder Kunst, der von einem Geiste dauernd oder vorübergehend entweder beschützt oder beeinflußt oder gar bewohnt und vom Fetischgläubigen als wunderbarer Helfer und Beschützer angerufen und verehrt wird. Es ist beachtenswert, daß das höchste Wesen nicht zum Fetisch herabgewürdigt wird. Die Vorstellungen sodann über die Art der im Fetische verwirklichten Beziehung eines Geistes zu einem bestimmten Körper sind nicht bloß unter den einzelnen Stämmen, z. B. an der Gold- und der Sklavenküste, sondern auch je nach dem Grade der religiösen Bildung und der gesamten geistigen Begabung unter den Gliedern eines und desselben Stammes sehr verschieden ausgeprägt. Die gemeinsame Grundanschauung des Fetischglaubens ist der Gedanke, daß die Erscheinungswelt, die lebende wie die leblose, der Geisterwelt zur Behausung dient, und daher jedes Tier, jede Pflanze, jedes Mineral von einem Geistwesen nicht bloß zum Werkzeuge seiner Kraft, sondern auch zur dauernden oder zeitweiligen Wohnstätte oder Verkörperung ausersehen werden könne. Zu diesem Glauben gesellt sich das Vertrauen, daß der hilfsbedürftige Mensch bei der Wahl des Fetisches von der Hand seines Gottes oder Schutzgeistes geleitet werde.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ungezählte Gegenstände, die in den Reisebeschreibungen als Fetische oder Götzen aufgeführt werden, sehr mit Unrecht diesen Namen tragen. Religiöse Sinn- oder Erinnerungsbilder, ferner bloße Bürgschafts- oder Bezeugungszeichen eines übernatürlichen Schutzes, diese Stützen des religiösen Glaubens und Vertrauens, sind nicht Fetische im eigentlichen Wortbegriffe, aber sehr oft mit solchen verwechselt worden, was bei der Abwesenheit sicherer äußerer Unterscheidungsmerkmale begreiflich und entschuldbar ist. Nur eine längere scharfe Untersuchung kann ein zuverlässiges Urteil darüber begründen, ob ein Volk dem Fetischglauben huldigt; gewiß nicht selten würde eine solche ergeben, daß Glieder desselben Stammes einen und denselben Gegenstand religiöser Aufmerksamkeit mit ganz verschiedenen Augen ansehen, daß der Blick des einen vorzugsweise am Körperlichen haftet, der des andern zum Geistigen sich erhebt, und wiederum, daß der eine den sog. Fetisch als Verkörperung, ein anderer bloß als Werkzeug, ein dritter nur als Bildnis eines Geistes betrachtet und behandelt. Wie im vorigen Kapitel erwähnt wurde, dienen manche Teufelsbilder an der westafrikanischen Küste lediglich dazu, die wirklichen Teufel zu erschrecken und zu verjagen, und zu gleichem Zwecke werden im Kiokolande die Flurwächter als Teufel verkleidet. *Johnston*[8]) war versucht, die roh geschnitzten Holzköpfe vor den Hütten der Wambuno am untern Kongo für Fetische zu halten; seine Frage aber, ob sie solche seien, wurde mit allgemeinem Hohngelächter beantwortet. Ähnliche Erfahrungen machten *J. M. Hildebrandt* und *R. W. Felkin* auf ihren Reisen in Ostafrika.[9])

Sorgfältige Nachforschungen nach der Natur oder Bedeutung der Gegenstände, welche dem fremden Blicke sich als Fetische darstellen, würden ohne Zweifel in sehr vielen Fällen zu einem ähnlichen Ergebnisse geführt haben, wie es *Hugo Zöller* über die westafrikanische Schlangenverehrung feststellen konnte. Die von ihm befragten Eingeborenen sprachen sich dahin aus, „daß die Schlangen nicht etwa selbst Götter, wohl aber Verkörperungen, Erscheinungen oder Versinnbildlichungen eines sehr mächtigen und einflußreichen göttlichen Prinzips seien, vermittelst dessen nicht nur Krankheiten geheilt, sondern auch an diejenigen, welche ihm huldigten, Reichtümer ausgeteilt würden.“ Ob man sich diese geheimnisvolle Macht als eine Person, als einen Gott oder Geist, vorstelle,

konnte der umsichtige Reisende nicht in Erfahrung bringen.[10]) Der in der Pythonschlange (Danhgbi) wohnende Geist ist Gegenstand der Verehrung, schreibt neuestens *A. B Ellis*; er schenkt den Menschen Weisheit und Glück; den Stammeltern hat er die Augen geöffnet.[11]) *J. L. Wilson*[12]) hält die heiligen Schlangen für Ahnenseelen. „Der Fetisch ist ein Medium übernatürlicher Kräfte," meldet *Hübbe-Schleiden*[13]) von der Gabunküste, und an der Loangoküste, schreibt *Herm. Soyaux*,[14]) „gilt der Fetisch bald als der sinnlich wahrnehmbare gewährleistende Ausdruck eines göttlichen Machteinflusses, bald als Verkörperung eines Teiles von Gott oder von Gott selbst." Es werden aber offenbar sehr von einander verschiedene Vorstellungsverknüpfungen vollzogen, jenachdem der Fetisch als Versinnbildlichung oder als Werkzeug oder als Verkörperung eines höheren Machtwesens aufgefaßt wird. Der Fetischbegriff also ist gespalten, wenn er nicht auf die wirklichen Götzen eingeschränkt, sondern auf die spiritistisch beeinflußten Schutzmittel, die Amulette oder Talismane, und folgerichtig auch auf das Gegenstück, nämlich das in feindseliger Absicht gebrauchte Zaubermittel, ausgedehnt wird. Die Fetischgötzen wirken als verkörperte Geister durch eigene Kraft, stehen auf eigenen Füßen, gelten als Personen; die Fetischamulette dagegen wirken entweder durch eine ihnen von außen mitgeteilte oder infolge einer von außen her mitthätigen Kraft. Der persönliche Fetisch empfindet, sieht und hört, sinnt und überlegt, trachtet und handelt; der dingliche Fetisch schützt seinen Träger oder Standort entweder wie ein Blitzableiter durch eine verborgene, aber im rechten Augenblicke freiwerdende Kraft oder wie eine elektrische Klingel, die bei feindlicher Berührung oder Annäherung einen Schutzgeist wie einen Deus ex machina herbeiruft; durch ähnliche Mittel läßt die Schwarzkunst zu unlauteren Zwecken, namentlich zum Verderben des Mitmenschen einen boshaften Geist unsichtbar auf die Bildfläche und in Thätigkeit treten.

Manche Berichterstatter endlich gehen noch weiter und werfen den ganzen Apparat nicht bloß der spiritistischen (dämonischen), sondern auch der natürlichen Magie mit Einchluß der Wahrsagerei zu den Fetischen in einen und denselben Topf.

Der befangene Blick des Naturmenschen wittert gern hinter unverstandenen Naturwesen mehr, als dieselben sind, nämlich ein

fremdartiges oder übernatürliches Sein und Können von unbestimmter Form. Diese durch den Glauben an das göttliche All-Eine oder an eine Weltseele veranlaßte oder unterstützte Betrachtungsweise erzeugt ebenfalls einen Fetisch- und Zauberwahn, aber sie schafft natürliche Fetische und Zaubermittel, insofern die einen wie die andern auf dem durchgötterten oder göttlich beseelten Naturboden von selbst entstehen. In diesem Sinne können die sog. Naturgötter, d. i. die zu Persönlichkeiten erhobenen Selbstoffenbarungen, Verkörperungen der Gottheit, Fetische genannt werden. Die Naturvergötterung aber setzt zunächst nur solche Gestalten der Erscheinungswelt zu persönlichen, dinglichen, sinnbildlichen Fetischen ein, die um ihres natürlichen Wirklichkeitseindruckes willen diese Ehre beanspruchen können, die durch ihre Großartigkeit oder durch ihre unverstandene, mit dem Zauber des Geheimnisvollen geschmückte Wirkungsweise Auge und Herz fesseln, mögen sie nun Segen oder Schaden bringen, Entzücken oder Entsetzen bereiten. Der afrikanische Fetischismus ist der spiritistischen Naturauffassung entsprungen. Wohl haben auch in den Augen der Neger manche Naturwesen durch die Wunderlichkeit ihres Äußeren das Ansehen einer vertrauten Beziehung zum höchsten Wesen und daher eines zaubermächtigen Könnens von unbestimmter Art gewonnen; die persönlichen Fetische aber sind abgeschiedene Menschenseelen oder ihnen ähnliche Geister, die in den Fetischkörpern wohnen oder durch dieselben wirken, wenn auch die Auswahl der letzteren durch deren natürliche Erscheinungs- und Wirkungsformen mitbestimmt sein mag. Desgleichen sind die Negervölker durchschnittlich unvergleichlich mehr der spiritistischen, als der natürlichen Magie ergeben, obschon sie auch mit manchen Zweigen der letzteren bekannt sind. Wie die unwissende, abergläubische Menge überhaupt, so vermuten sie in manchen Dingen eine denselben von Natur eigene wunderbare Kraft, die infolge gewisser Hantierungen in Thätigkeit zu setzen sei, und deuten die harmlosesten Vorkommnisse und Verrichtungen als mirakulöse oder ominöse. Die meisten afrikanischen Zaubergeräte aber sind von Geisterhänden berührt, beeinflußt oder beschützt und werden nach der Anleitung und Anweisung des Geistervolkes in guten oder schlimmen Gebrauch genommen.

Fetische, Amulette und Hexenmittel sind Erzeugnisse dessel-

ben Erdreiches; der Glaube an die wundermächtige Wirksamkeit der einen wie der andern ist ein Auswuchs rohen Geisterwahnes. Vom Standpunkte unserer Religion betrachtet, hegen und pflegen alle Neger, die der Fetische, Amulette oder bösen Zauberkrams sich bedienen, im Grunde dieselbe Verstandesirrung und betreiben dasselbe Geschäft; sie alle suchen gleich vermessentlich die Geisterwelt ihren Zwecken dienstbar zu machen und greifen gleich begierig nach den Fäden, die dieselbe nach ihrer Meinung auf allen Seiten ins Diesseits hereinragen läßt, mit dem Unterschiede freilich, daß der eine seine Hand nach rechts, der andere die seinige nach links ausstreckt. Daher ist weder diese Gleichheit der religiösen Grundanschauung, noch die Gewohnheit, Dinge derselben Gattung oder Art bald zum eigenen Schutze, bald zu fremdem Schaden zu benutzen, für die Schwarzen ein Hindernis, zwischen Fetischdoktoren und Zauberhandwerkern eine sittliche und gesellschaftliche Schranke zu ziehen. Wer Fetische und Talismane in Thätigkeit setzt, ist eine hochgeehrte und vielbegehrte Persönlichkeit; der Hexenmeister dagegen wird über die Maßen gefürchtet und gehaßt, verachtet und verfolgt; jener macht eben von seiner vertrauten Beziehung zu den Unsichtbaren einen durch die Sitte gebilligten, dem persönlichen oder dem Gemeinwohle dienlichen, dieser dagegen einen schlimmen oder verbotenen Gebrauch. Die Anwendung von Fetischen und Amuletten gilt als ein frommes Werk, die von Zaubermitteln als ein hassens- und todeswürdiges Verbrechen; beide stehen zu einander ungefähr in demselben Verhältnisse, wie während der Hexenperiode die weiße und die schwarze Magie.

Da aber eine Hauptaufgabe der persönlichen wie der dinglichen Fetische die Abwendung feindlichen Zaubers ist, so kann es nicht fehlen, daß auch sie beim Gebrauche die Natur verderblicher Zauberkräfte annehmen. Naturgemäß macht der im Fetische wohnende oder dem Talisman folgende Geist die Sache seines Schützlings zu der seinigen, und da er als guter Taktiker den Angriff als den besten Teil der Abwehr ansieht, so gestaltet sich unvermeidlich der Kampf der Menschen zu einem Kampfe ihrer Heiligtümer. Ein jeder besitzt an dem seinigen einen wundermächtigen Bundesgenossen nicht bloß zum eigenen Heile, sondern auch zum Verderben seines Widersachers; und die Wächter und Wärter der Stammesfetische, die Fetischpriester, sind die gebor-

nen Führer der Kriegszauberer, obwohl sie nicht wie die Fetischdoktoren ihre amtliche Stellung und Würde einer zaubermächtigen Naturbegabung verdanken, sondern umgekehrt infolge ihres Amtes, in das sie durch die Weihe eingetreten sind, eine höhere Macht besitzen. Der Ugandakönig Mtesa ließ vor einem Feldzuge die Priester und Priesterinnen der nationalen Schutzgeister (Muzimu), über hundert an der Zahl, mit ihren Fetischen, Amuletten und bösen Zaubermitteln zu sich entbieten. Der phantastisch gekleidete Oberpriester brachte all diese Sachen und Sächelchen vor ihn, auf daß die königliche Hand sie berühre und dadurch die in ihnen wohnenden oder wirkenden Geister günstig stimme. Während der Schlacht halten die Priester und Priesterinnen unter Absingung der Beschwörungsformeln die Heiligtümer vor dem Feinde hoch empor.[15]) Letztere sollen nicht bloß die eigenen Soldaten kugelfest machen, sondern auch die feindlichen Scharen umblasen. Der Name Moloi, d. i. böser Zauberer, gilt den Betschuanen als Ausdruck der tiefsten Verachtung und des ärgsten Schimpfes. Die Moloi halten den Regen auf, verderben die Saaten, verhängen Seuchen u. dgl. Die Linjaka oder Zauberpriester aber, die vom Häuptling ausgesandt werden, um einen Nachbarstamm mit diesen Übeln heimzusuchen, behalten ihre Würde und Achtung.[16]) Überall ist die Zaubermedizin eines Stammes Zaubergift für die Feinde desselben.

Der wesentliche Unterschied endlich zwischen Fetischgötzen und Fetischamuletten tritt auch dem Neger, wenn er nicht ganz gedankenlos hantiert, ins Bewußtsein, ist jedoch in seinen Augen kein fester, sondern ein fließender. Der Geist kann nämlich sein Verhältnis zu den körperlichen Dingen inniger gestalten, aber auch lockern und gänzlich lösen. Nach Belieben legt er den angenommenen Leib, mag derselbe beseelt oder unbeseelt sein, wieder ab und bekleidet sich mit einem andern. Fetische wie Amulette, die sich als untauglich oder unnütz erwiesen haben, sind von den Geistern verlassen und werden fortgeworfen. Und da das Werturteil der Schwarzen über Fetischgötzen wie über Fetischamulette vor allem durch die Leistungsfähigkeit derselben bedingt ist, so kann ein Ding, das anfangs nur als unpersönlicher Fetisch angesehen ward, infolge glänzender Kraftproben zum Range eines persönlichen Fetisches erhoben werden.

Der mit dem Zauberwahn verbrüderte Fetischglaube hat die Negerrasse mit einer Unsumme von Dingen beschenkt, die ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit ihrer Natur und Bedeutung Fetische zu heißen pflegen. Überdies machen manche Stämme von diesem Worte einen noch weiteren Gebrauch, bezeichnen nämlich mit demselben alles, was zum Fetische in näherer Beziehung steht, was bei seiner Einweihung verwendet oder durch seine Anrührung oder Anrufung geheiligt worden ist, was ihm geopfert oder von ihm seinen Schützlingen auferlegt wird, kurz, alle Personen und Sachen, die in seinem unmittelbaren Dienste stehen. „Mit jemanden Fetisch machen", d. h. unter Beschwörung des Fetisches einen Vertrag oder ein Bündnis oder Freundschaft schließen, „den Fetisch trinken", d. h. das heilige Eideswasser trinken, „den Fetisch halten", d. h. die von demselben vorgeschriebenen Satzungen beobachten, sind in Westafrika stehende Redeweisen. Wenn also Gegenstände, die mit religiöser Scheu betrachtet und behandelt werden, nicht durch ihre Erscheinung ihre Bedeutung offenbaren, oder wenn ihre Verehrer durch Furcht oder Gedankenlosigkeit am Sprechen gehindert sind, so bleibt der fremde Beobachter angesichts eines Wirrsales auf Vermutungen angewiesen, die der wissenschaftlichen Erkenntnis manchmal hinderlicher, als förderlicher sind.

Wir betrachten zunächst das Äußere der Fetische. Seeen und Flüsse, Berge, Höhlen und Felsen werden als Hauptsitze der hervorragendsten Geister zuweilen an die Spitze der Naturfetische gestellt. In diesem Sinne heißen die großen Flüsse Niger, Benuë, Gabun, Ogowe, Kongo, Nil u. s. w., ferner Seeen, Lagunen, Berge, Höhlen in älteren und neueren Reisewerken Hauptfetische und werden auch von den Negern so genannt. Diese Geister verlassen wohl unsichtbar ihre Behausung; den eigentlichen Fetischcharakter aber besitzen nur solche, welche sich in bestimmten Einzelgestalten einkörpern. Was immer das Tier-, Pflanzen- und Mineralreich an großartigen, prächtigen, furchtbaren, merkwürdigen Erscheinungen dem Auge darbietet, eignet sich zur Aufnahme unter die Fetischgötzen. Mit Grund fand es *Lambert* auffallend, daß die fetischgläubigen Nalu und Laduma in Futa Dschallon den schönen und nützlichen Nettehbaum nicht zum Fetische erhoben haben.[17]) Das Bedürfnis nach Fetischamuletten greift zu Schnecken, Muscheln, Tiger- und

Löwenzähnen, Antilopenhufen, Affenpfoten, Ziegen-, Ochsen- und Antilopenhörnern, Vogelfedern, Schlangenhäuten, Metall- und Elfenbeinstücken, Steinen, Perlen, Kleiderfetzen u. s. w. Die Tierschädel dienen bald als Fetischgötzen, bald zur Ausschmückung der Fetischtempel. Menschenblut, menschliche Gliedmaßen, Fleischstücke, Körperabfälle, wie Kopfhaare, Nägelschnitzeln und dergl, vermischt oder zusammengekocht mit Pflanzen- und Tierstoffen von magischer oder sympathetischer Kraft, geben die kräftigste Zaubermedizin.

Dem fetischistischen Kunsthandwerke liefern Holzklötze, Thonklumpen, seltene Steine den Rohstoff. Die meisten künstlichen Fetische im westlichen und im inneren Afrika sind Holz- oder Thonfiguren von manchmal scheußlichem Aussehen, fratzenhafte Menschen- oder Tiergestalten, rot, weiß oder bunt bemalt und mit Haaren, Federn, ungeheuren Hörnern, mit Zähnen, Schnecken, Perlen, Zeuglappen und ähnlichem Krimskram aufgeputzt.

Ein zum Fetischkörper erwählter Gegenstand braucht nur durch die weihende Hand eines eingeborenen Priesters zu gehen oder vom heiligen Stabe, Steine oder Würfel desselben berührt zu werden, um nicht bloß zum Unterpfande eines unsichtbaren Beistandes, sondern auch zum Werkzeuge einer geheimnisvollen Kraft, ja zum Kleide oder Körper eines mächtigen Geistwesens und somit zum Gegenstande innigster Verehrung erhoben zu werden. Dieselbe Bevorzugung kann einem Dinge zu teil werden, das zufällig den abergläubischen Sinn erregt und in eine ursächliche Beziehung zu einem merkwürdigen Vorfalle gebracht wird. Ein angesehener Neger, erzählt *L. F. Römer*,[18]) wollte sich mit seiner Familie und Habe in ein dänisches Fort flüchten, um der nahen Verfolgung eines gefürchteten Feindes zu entrinnen. Beim Hinauseilen aus der Hütte trat er stark auf einen Stein, so daß er heftige Schmerzen empfand. Er hob denselben auf, und nachdem er sich aus der großen Gefahr gerettet sah, verehrte er ihn als einen Fetisch. Wo vom Fetischismus gehandelt wird, kann man in der Regel auch die nachstehende, aus *Lichtensteins* [19]) Reisewerke entlehnte, Anekdote lesen. Ein Kaffer schlug auf Befehl seines Häuptlings von dem Anker eines gestrandeten Schiffes ein Stück ab und starb bald nachher. Seitdem witterten die Landsleute des Verstorbenen in dem Anker eine übernatürliche Macht oder Wesenheit, und um sich vor dem

Zorne derselben zu schützen, sandten sie ihr jedesmal beim Vorübergehen ihren ehrerbietigen Gruß. Der Häuptling von Mihongo, den *Lux* auf seiner Reise von Loanda nach Kimbundu besuchte, erhielt von diesem einen Teppich, in den ein grellfarbiger Tiger eingewebt war. Da er sich gerade unwohl fühlte, erhob er diesen Tiger zu seinem Gesundheitsfetische und opferte ihm Zwieback und Zucker.[20])

Der zum Fetisch erwählte Gegenstand muß jedoch eine Probe bestehen, bevor er unbedingtes Vertrauen genießt. Wer einen solchen an sich tragend, einer Gefahr entrinnt, auf der Jagd oder im Handel Glück hat, schätzt fortan seinen Fetisch als seinen Abgott, und in dem Maße, als er seine Unternehmungen gelingen sieht, wächst seine Dankbarkeit gegen ihn, seine Zuversicht zu ihm und seine Hingabe an ihn. Er spricht mit ihm, wie mit einem treuen Herzensfreunde, fragt ihn um Rat in jedem Zweifel, klagt ihm jedes Leid und ruft zu ihm mit lauter Inbrunst in jeder Bedrängnis. Zu dem Vertrauen auf die Klugheit und Kraft des Götzen gesellt sich die dankbare Liebe gegen ihn, und diese steigert sich bis zur abgöttischen Verehrung. Man bestreicht ihn mit Palmöl, begießt ihn mit Palmwein, Bier, Rum oder Milch, besprengt ihn mit dem Blute der Opfertiere, sogar mit Menschenblut und legt allerlei Spenden vor ihm nieder. An einem bewährten Fetische hat der Neger einen Schatz gefunden, an dem er mit allen Fasern seines von einer Unruhe in die andere geworfenen Herzens hängt.

Ein lehrreiches Beispiel dieser Art erzählt *Cruickshank*[21]). Bei ihm erhob ein Eingeborner von Akim Anklage gegen eine Hexe, die den Tod mehrerer seiner Verwandten verursacht haben sollte. Diese Frau und deren Kinder waren nämlich Sklaven bei einem Häuptlinge in Akim, der jüngst gestorben war. Die Hexenriecher, über die Ursache dieses Todesfalles befragt, hatten den Fetisch der Sklavin beschuldigt. Diese ward demnach ergriffen und sollte eben hingerichtet werden, als sie zu entkommen wußte und ihren Fetisch mit sich nahm. Einige Zeit darnach ward sie in einer anderen Gegend des Landes von einem Verwandten des Akimschen Häuptlings entdeckt, der dieselbe überfiel und ihren Fetisch ihr entriß. Wutentbrannt über diese Mißhandlung, brachte die Frau ihrem Götzen ein Trankopfer von Rum dar und rief seinen Zorn auf die Familie des Angreifers herab. Seitdem waren

sechs Glieder aus derselben gestorben, und ein siebentes lag zu der Zeit, als der Mann die Anklage erhob, an einer tötlichen Krankheit darnieder. Diese Unglücksfälle hatte er dem Fluche des Weibes zugeschrieben und er verlangte nun vor Gericht, daß er die Angeschuldigte samt ihrem Fetisch in seine Gewalt bekäme. Nichts ging über den Feuereifer, mit welchem er seine Sache führte, und wie sehr er in abergläubischer Angst befangen war, zeigte sich in dem Zittern seiner Stimme und in den dicken Schweißtropfen, die ihm über das Gesicht rannen. Die Frau räumte ein, daß sie in der Hitze der Leidenschaft ihren Fetisch angerufen habe, die Familie ihres Herrn zu vernichten; es sei aber seitdem eine lange Zeit verflossen. Sie schien indes nicht abzuleugnen, daß die Todesfälle wirklich durch ihren Fetisch verursacht seien. Ja, es zeigte sich in ihrer ganzen Haltung ein gewisser triumphierender Stolz auf die Macht desselben. Sie bat inständigst, daß man ihr den Talisman nicht entreißen möchte, da sie mit seinem Beistande ihr Leben gerettet hätte. Der Streitfall ward dahin geschlichtet, daß der Frau der Fetisch genommen, dafür aber ihr und ihren Kindern die Freiheit geschenkt werden sollte. Allein dies genügte dem Manne aus Akim nicht; er verlangte, daß ihm der Fetisch überliefert würde; denn er hielt sich und die Seinigen für verloren, wenn er denselben nicht in seine Heimat mitnehmen dürfe, um ihn durch Opfer zu versöhnen. Schließlich erhielt er den Fetisch, und die Frau den Freilassungsschein für sich und die Ihrigen, aber sie war über diesen Tauschhandel nichts weniger, als erfreut. Man kann sich eine Vorstellung von der Wirkung des Aberglaubens auf das Negergemüt machen, wenn man bedenkt, daß ein Mann eine Reise von mehr als hundert Meilen gemacht hatte und fünf Sklaven hingab, um in den Besitz eines gefürchteten Fetisches zu gelangen, die Frau aber ihre und ihrer Kinder Freiheit geringer achtete, als ihren Talisman. Der vielumstrittene Fetisch, sorgfältig mit einem weißen Tuche überdeckt, ward vor Gericht gebracht; hier wurde er enthüllt, und es kam eine Messingpfanne zum Vorschein, in welcher ein mit Papageienfedern geschmückter Klumpen Thon lag. Die Stadt Akropong kaufte im Jahre 1883 von dem Nachbarorte Krakye den Fetisch Odente für M 2000. Für dieses Geld erhielten die guten Akroponger eine Mischung von Erde und unbekannten Wurzeln in einem irdenen Topfe, der in einem Erdhügel beigesetzt

werden mußte. Überdies hatten sie sich selbstverständlich für die sorgfältige Erfüllung aller Satzungen dieses Fetisches verbindlich gemacht.[22])

Der kindische Aberglaube hat allerlei Mittel ersonnen, den Fetisch zu erhöhter Aufmerksamkeit und Anstrengung anzuspornen. Ein sehr gewöhnliches ist das auch bei andern Naturvölkern gebräuchliche Nägeleinschlagen. Ein geweihter, in der Regel zuvor glühend gemachter Nagel wird in das hölzerne Bildnis getrieben, auf daß der eingekörperte Geist durch den Schmerz recht fühlbar an seine Pflichten gemahnt werde. Man erwartet, daß derselbe von rasender Wut gegen den Verbrecher oder Feind entflammt werde, um dessentwillen ihm die Pein verursacht wird. Der Erfolg bleibt selten aus. Handelt es sich z. B. um Wiedererstattung entwendeten Gutes, so bringt der Dieb dasselbe zitternd zurück, sobald er hört, daß der Bestohlene im Begriffe stehe, seinem Schutz- und Rachefetische einen Nagel einzuschlagen. Dieselbe Ceremonie wird auch als Vorsichts- oder Vorbeugungsmaßregel angewendet. Ein Kaufmann, der seine Sklaven mit der Überbringung oder dem Verkaufe von Waren betraut, läßt zuvor den Fetisch holen, damit demselben unter schweren Verwünschungen gegen denjenigen, welcher eine Veruntreuung begehen sollte, Nägel eingeschlagen werden. Ebenso wird Versprechungen auf diese Weise eine strengere Verbindlichkeit verliehen. Ein Herr, der seinen Diener nicht von der Trunksucht zu heilen vermag, läßt vor den Augen desselben den Fetisch benageln und beim Namen des gepeinigten Geistes den Trunkenbold seinem Laster abschwören; wenn es ein Mittel giebt, die Schwarzen vor dem Bruche eines Eides, Gelübdes, Vertrages oder Versprechens abzuschrecken, so ist es die Furcht vor der Rache eines mit Nägeln gemarterten Fetisches.[23])

Obwohl der vom Fetischwahne berauschte Verstand nicht leicht vor Thorheiten und Widersprüchen zurückschreckt, so dämmert dem afrikanischen Schwarzen doch die Einsicht, daß er einem Fetische, von dem er mit gleichem Vertrauensmute Schutz für sich und Verderben für seinen Feind erwartet, die Macht zuschreiben müsse, sich selbst gegen gewaltsame Angriffe zu sichern oder solche zu rächen. Daher geschieht es in Westafrika nicht selten, daß man auf einen neuerwählten Fetisch feuern läßt, was für den angehenden Götzen allemal ein schlimmes Verhäng-

nis bedeutet.[24]) Neuestens berichtet *Eugène Béchet*[25]), daß im französischen Sudan nicht bloß die heidnischen, sondern auch die islamitischen Eingebornen ihre Fetische diesem gefährlichen Wagnisse aussetzen oder zur Erprobung einen Messerkampf beginnen und im Falle der Verwundung den Amulettenverkäufer oder Marabut des Betruges anklagen. Überhaupt wird ein Fetisch, der seinen Besitzer oder Verehrer um dessen Hoffnungen betrügt, der trotz aller Bitten, Schmeicheleien und Opfer, trotz aller Warnungen und Züchtigungen nicht helfen will, beiseite geworfen, vergraben, verschenkt oder verkauft. Der Fetischglaube selbst aber wird durch solche Enttäuschungen nicht erschüttert; die aufsteigenden Zweifel werden durch die Ausflucht bekämpft und beschwichtigt, daß man in der Wahl des Fetisches sich geirrt, blindlings auf einen trügerischen, einfältigen, machtlosen oder trägen Götzen gebaut habe, und mit unvermindertem Vertrauen sucht man einen andern. Der Anblick der schweren Unbilden, die seitens der Weißen straflos gegen erprobte Fetische verübt werden, ficht die Schwarzen ebenfalls nicht an, da sie den Europäer durch überlegene Fetische gefeit wähnen. „Du darfst meinen Fetisch berühren", sprach ein Bakuya zu *Léon Guiral*,[26]) „weil du ein Weißer bist; jeder Schwarze würde davon den Tod haben." Kaum aber hatte er die Entweihung seines thönernen Phallusbildes zugestanden, als er den Anstifter derselben inständig bat, die Beleidigung des Geistes sühnen zu helfen; darauf rang er die Hände, erhob sie gegen den Himmel und schlug sie dann einmal zusammen.

Die Anzahl der Fetische ist ebenso groß, als die der Güter, die ein Negerherz begehren kann, oder der Übel, die dasselbe beängstigen. Dieselbe genügt durchaus der weitgehenden Arbeitsteilung, welche manche Stämme auf dem Gebiete der übernatürlichen Lebensfürsorge eingeführt haben. Vor jedem wichtigen Vorhaben pflegen die Schwarzen zu sagen: lasset uns einen Fetisch machen, d. i. einen Gegenstand wählen, in dem einer unserer Schutzgeister Wohnung nimmt oder sich verkörpert; wir wollen ihm opfern und hören, was er uns sagen werde. Wer einem bösen Anschlage zuvorkommen oder eine Beleidigung rächen will, nimmt das Ding, auf welches sein Blick gerade fällt, läßt durch den Fetischpriester eine kräftige Fluchformel über dasselbe sprechen und legt es seinem Feinde in den Weg, damit derselbe

durch die Berührung des Fetisches sterbe. *Wilhelm Bosman* fragte einen Eingeborenen von Waidah nach der Anzahl der Fetische in diesem Lande; weder ich, noch irgend ein anderer vermag sie anzugeben, war die Antwort; ich besitze deren sehr viele, fuhr der Gefragte fort, und jeder andere vermutlich auch; denn bevor wir etwas von Belang unternehmen, setzen wir einen Fetisch ein.[27])

Jeder Fetisch dient einem bestimmten Zwecke und trägt einen besonderen Namen. Der eine schützt vor Krankheit, ein anderer untersucht sie, ein dritter heilt sie; die Klasse der Heilfetische ist dort besonders zahlreich, wo ein jeder von ihnen nur eine bestimmte Krankheit behandelt. Der eine Fetisch sichert ein langes Leben, ein anderer einen reichen Kindersegen; der eine schenkt Weisheit, Mut und Tapferkeit, ein anderer macht hieb-, stich- und schußfest; der eine geleitet den Reisenden sicher an sein Ziel in der Fremde, ein anderer führt ihn wohlbehalten in die Heimat zurück. An den Ausgangspunkten der Handelsstraßen wird ein schwunghafter Handel mit solchen Reisebegleitern betrieben. „Je schwerere Lasten man einem Neger aufladet," schreibt *A. Bastian*,[28]) „desto mehr Fetische wird er noch seinerseits hinzufügen, um jene auszugleichen. Sie bedürfen eines Fetisches für die Winde, eines andern gegen den Donner, eines für Seefische, eines für Flußfische, gegen in die Füße getretene Dornen, gegen wilde Tiere, um nicht zu fallen, dann für die Gesundheit, dann für gutes Glück, dann für klare Augen, für starke Beine, für billige Einkäufe u. s. w." Die Sklavenhändler halten überdies lebhafte Nachfrage nach Fetischen, welche die Flucht der Sklaven verhindern sollen. In Bihé werden zu diesem Zwecke mit Lehm und Rinde gefüllte Hörner, an deren unterem Ende drei ganz kleine Hörnchen hervorragen, feilgeboten. Dieselben werden an Flaggenstöcke gebunden und vor den Hütten der Sklavenbesitzer niedergelegt; sie werden zu Ehren der in ihnen sitzenden Geister öfters mit Öl und roter Erde eingerieben.[29]) Der eine Fetisch ferner verleiht den Sieg im Kriege, ein anderer Glück im Handel; der eine ruft den Regen, ein anderer gebietet ihm Einhalt; der eine segnet die Felder, ein anderer füllt das Meer und die Flüsse mit Fischen, ein dritter führt dem Jäger oder dem Fischer die Beute zu. Dieser Fetisch leitet die Beschneidung und die sonstigen, oft grausamen Gebräuche, denen die Knaben und

die Mädchen vor dem Eintritte in das Reifealter unterworfen werden; jener erleuchtet den Jüngling bei der Brautschau oder führt der Jungfrau den Erwählten ihres Herzens zu. Ein anderer ist Zeuge bei der Eheschließung, ein dritter wacht über die eheliche Treue, ein vierter leistet der Frau Beistand in ihrer schweren Stunde, ein fünfter sucht für den Neugebornen den richtigen Namen aus. Der eine hat ein Verbrechen zu verhindern, der andere ein solches zu entdecken, ein dritter dasselbe zu sühnen. Diebstahl, Ehebruch und Anhexung von Krankheit und Tod sind die schlimmsten Übelthaten, zu deren Abwehr und Ahndung die Fetische in Anspruch genommen werden. Jeder Neger hat das Recht und die Gewohnheit, seine Hütte und seine Habe unter die Obhut so vieler Götzen zu stellen, als ihm gut scheint. Und wer es wagen sollte, an einem so beschützten Eigentume sich zu vergreifen, wird nach dem allgemeinen Volksglauben seine Vermessenheit über kurz oder lang schwer büßen müssen, von einer heftigen Krankheit oder von einem schleichenden Siechtum befallen oder von einem anderen herben Mißgeschicke betroffen werden. Auch der Dieb selbst, der einige Zeit nach vollbrachter That erkrankt, glaubt felsenfest, vom erzürnten Fetischgeiste gepackt zu sein und ohne Rückerstattung des gestohlenen Gutes nicht genesen zu können. Diese Furcht ist eine wirksame Schranke gegen die Versuchung zum Stehlen.

Die persönlichen wie die dinglichen Schutzfetische zerfallen gleich den Schutzgeistern, deren Namen sie tragen, in zwei Hauptklassen: in private und öffentliche. Jene beschirmen die einzelnen Personen und Familien; ein jeder trägt den Götzen oder Talisman, dem er sich in allem seinem Thun und Lassen anvertraut glaubt, stets an sich, am Halse, am Arme oder am Beine, und erzeigt ihm allerlei kleine Aufmerksamkeiten; dem Familienfetische ist in der Hütte ein besonderer Platz angewiesen, sein Priester ist der Hausherr. Die öffentlichen Fetische bewachen die Dörfer und Städte, die Stämme und die Länder; sie rufen den Segen auf die Fluren und den Sieg auf die Waffen, halten Seuchen und andere allgemeine Übel fern. Dieselben befinden sich im Freien unter schützenden Bäumen oder Dächern oder in Tempelchen. Die öffentlichen Fetischgötzen sind entweder Kultfetische, deren Wartung und Verehrung beständig durch Priester von Beruf

besorgt wird, oder solche, die nicht Gegenstand eines amtlichen Priester- und Opferdienstes sind.

Wer seinen Fuß an die westafrikanische Küste setzt, wird sozusagen von einem Fetische empfangen, der ihm für seine Sicherheit bürgt und auch den ängstlichen Schwarzen Gewähr leistet, daß sie von dem Ankömmlinge nichts Schlimmes zu befürchten haben. Wohin er sein Auge wenden mag, überall erblickt er Fetische: an jedem Weg und Steg, an allen Kreuzungspunkten und Fährstellen, am Fuße jedes Felsens und jedes überhängenden Baumes, am Eingange jedes Dorfes, über der Thür jeder Hütte, am Halse jedes Menschen; Fetische stehen auf allen Pflanzungen, sind an Fruchtbäume gebunden und hängen an den Hälsen der Schafe und der Ziegen. Die mächtigsten und geehrtesten Götzen eines Dorfes oder einer Stadt befinden sich im Fetischhause, das am Eingange oder in der Mitte des Ortes oder in der Nähe der Begräbnisstätte liegt und vom obersten Fetischpriester bewacht wird; größere Orte haben mehrere Fetischtempelchen. In jenem zierlichen Hüttchen wohnt der Gesundheitsfetisch, in einem andern daneben der Fetisch des Erntesegens: Palmkerne, Öl, Maniok, Hirse sind vor ihm niedergelegt. Ebenso haben die Jagd-, Handels-, Kriegsfetische u. s. w. ihre eigenen Behausungen. Hervorragenden Landesfetischen sind häufig über oder neben den Fürsten- und Häuptlingsgräbern kapellenartige Hütten errichtet und mit Menschen- und Tierschädeln wie mit allerlei Schätzen, über die der Neger verfügt, ausgestattet. Bekanntlich hat *Stanley* durch Plünderung der mit Elefantenzähnen gezierten Fetischtempel die Kosten seiner berühmten Kongoreise zu decken gewußt.

In den Herrscherwohnungen ist selbstredend eine ganze Gesellschaft von Fetischen versammelt. Am großen Adatage, einem Feste, das alle sieben Wochen wiederkehrt, werden dem Aschantikönige seine 60 Fetische in feierlicher Prozession vorangetragen.[30]) Wir folgen *Hans Mueller*[31]), einem Begleiter *von Wißmanns* ins Kassaigebiet, zum Besuche des Muata-Kumbana, eines Oberhäuptlings im nördlichen Lundareiche. Im Sprechraume steht der Thür gegenüber ein Skelett, das den Häuptling im Kriege und auf der Jagd vor Unglück bewahrt; eine Maniokstaude von ungewöhnlicher Ausdehnung verleiht seinen Feldern Fruchtbarkeit; eine Fetischpuppe vermehrt seine Kinderschar; Schädel und Hörner erlegten Wildes verheißen ihm eine ergiebige Jagd; zahlreiche

Töpfe mit unerkennbarem Inhalte bergen magische Schutz- und Heilmittel gegen Krankheiten. Im Marutse-Mabundareiche giebt es der Zaubermittel eine Legion, schreibt *Holub*, der eine lange Reihe derselben aufzählt. „Des Königs Sepopo Medizin- und Gifthütte allein würde, in ein europäisches Museum transferiert, eine interessante ethnographische Sammlung abgeben.“ Ungezählte Thontöpfe, Kalebassen, Säcke und Körbe, aus Bast, Gras und Stroh, aus Tierfellen, Blasen und Tuchlappen verfertigt, hölzerne Schüsseln, Töpfe und Schalen, auf Gestellen oder Baumstämmchen aufgestellt oder an Pfählen hängend oder unter kleinen Dächern oder in besonderen Hütten aufbewahrt, sind mit Amuletten und Medizinen gefüllt; einige Zauberbehälter sind offen, andere geschlossen.[32])

Als die unwürdigste Form des Götzendienstes erscheint manchen die religiöse Verehrung, durch die ein Werk von Menschenhänden, eine rohe Abbildung der Menschen- oder Tiergestalt, ausgezeichnet wird. Andere, freilich mit Unrecht, sehen in ihr bereits eine bedeutende Erhebung über die abgöttische Naturverehrung. Einige ferner wollen nur die Fetischbilder als wirkliche Fetische gelten lassen, andere halten dieselben für bloße Puppen oder Masken. Um dieser Meinungsverschiedenheiten willen empfiehlt sich eine gesonderte Übersicht über die religiösen Bilder.

Dieselben werden vorzugsweise im westlichen und im inneren Afrika, jedoch nicht unter allen Stämmen dieser ausgedehnten Götzenzonen angetroffen. *H. Zöller*[33]) und *M. Buchner*[34]) versichern, daß den Dualla in Kamerun Kunstfetische unbekannt seien. Die Bakundu dagegen, ein Zweigstamm der Dualla und von diesen verächtlich „Buschleute“ genannt, besitzen deren eine Menge. *B. Schwarz*[35]) sah in der Hütte eines Bakunduhäuptlings zwei etwa einen Meter hohe, rot bemalte Figuren, Mann und Frau darstellend; Elefantenzähne und andere Weihegeschenke waren vor denselben aufgehängt. Die Bube auf Fernando Póo haben keine Fetischfiguren.[36]) An den Küsten des Gabun und des Ogowe finden sich solche in viel größerer Anzahl, wie bei den Fan und andern Stämmen der Hinterländer. *O. Lenz* erinnert sich, nur in den Orungu- und Kammadörfern am Eingange derartige Bildnisse wahrgenommen zu haben.[37])

Die Gold-, Sklaven- und Beninküste hat den größten Reichtum an Kunstfetischen aufzuweisen. Dieselben sind meist plumpe,

aus Holz oder Thon gefertigte, scheußlich bemalte und ausstaffierte Menschen- oder Tierbilder in stehender, sitzender oder hockender Stellung. Im Ewegebiete ist die Zahl der auf den öffentlichen Plätzen, vor den Häusern und an den Scheidewegen stehenden Fetischfiguren geradezu Legion, sagt *Zöller;* in Waidah allein giebt es deren mehrere Hunderte.[38]) Sehr viele von ihnen aber sind nur Vosesao oder Eka, d. i. Amulette, hingegen auf der Goldküste die von Esuman oder Geistern bewohnten Fetische vorherrschen.[39]) Im Togolande, dem deutschen Schutzgebiete an der Sklavenküste, liegt die 2000 bis 2500 Einwohner zählende Fetischstadt Be (Bey). Dieselbe ist dem mächtigen Sternschnuppen- und Kriegsgeiste Njikpla geweiht, der zu Pferde sitzend und in europäischer Kleidung dargestellt wird. Auf seine Reitkunst und Ausstattung scheint dieser Götze sehr stolz und eifersüchtig zu sein; denn wer in europäischer Tracht und gar zu Pferde sich nach Be wagte, würde diese Vermessenheit wahrscheinlich mit dem Leben, günstigsten Falles mit schweren Geldopfern bezahlen müssen. *Hugo Zöller* und seine weißen Begleiter setzten es in einem längeren Palaver durch, daß sie wenigstens nicht in der dort äußerst bescheidenen Negerbekleidung in die Stadt einzuziehen brauchten; der Besuch der berühmten Fetischtempel aber blieb ihnen versagt. Gewöhnliche Fetischhütten und meist sorglos gearbeitete Fetischbilder von verschiedener Gestalt und Größe hatten sie unterwegs in Hülle und Fülle zu sehen bekommen.[40]) Die Hauptgötzen im Fetischhause zu Bonny sind nicht übel geschnitzte Rieseneidechsen und Alligatoren, umgeben von alten Kanonen und Lanzen und einigen Hundert zu abenteuerlichen Gebilden zusammengestellten Menschenschädeln.[41]) An der Gabun- und Ogoweküste werden die Ahnenbildnisse seltener der öffentlichen Beschauung dargeboten, sondern an verborgenen Orten aufbewahrt und bewacht, auch mit Nahrungsmitteln und andern Weihegeschenken versehen.[42]) Die Neger von Kabinda führen auf Reisen zwei kleine Götzen mit sich, von denen sie Nachrichten über ihre Familien erhalten; bei jeder Mahlzeit weihen sie ihnen den ersten Mundvoll Speise.[43])

Ein sehr ausgebildetes und albernes Fetischsystem herrscht an der Loangoküste. „Als ich bei meinem ersten Aufenthalte in Kabinda dort einen Morgenspaziergang machte," erzählt *Bastian*, „begegnete mir der Hauptfetisch des Ortes, der in der ganzen

Umgebung gefürchtete Mangaka, der von den Sklaven des Ganga oder Priesters nach dem Hause Manuel Punhas getragen wurde, der damals an einer bereits länger dauernden Krankheit bedenklich darniederlag. Gewöhnlich reist dieser Götze nur in einer Tipoya (Hängematte); da aber diese gerade nicht in Ordnung war, hatte er sich für dieses Mal mit dem Transporte auf dem Rücken eines Negers begnügen müssen. Von etwa halber Manneshöhe, ist der Körper unten in Mattenzeugfransen gehüllt, aus denen nur die Füße hervorsehen und das bärtige Gesicht mit zurücktretendem Vorderkopfe, in verschiedenen Farben bunt bemalt." Bei einer anderen Gelegenheit konnte der Reisende wahrnehmen, daß der Oberkörper Mangakas mit Nägeln dicht bedeckt war; dieser Fetisch also knirscht vor Wut gegen den Übelthäter, um dessentwillen er solche Mißhandlung erlitten hat, und wird denselben mit der Wassersucht strafen. Der Mokisso Mabiali schreckt die Warenüberbringer vor Veruntreuungen ab; auch ihm wird ein Nagel in den Leib geschlagen. In ähnlicher Weise werden alle Rachefetische behandelt. Der Geist des Königs Muschingana von Kakongo führte noch zu einer Zeit, als der Leichnam desselben längst vermodert war, die Regierung im eigentlichen Sinne fort und zwar durch die in der Hauptstadt befindlichen Fetische, die ihrerseits dem Oberpriester den königlichen Willen verkündeten.[44]) In den Kongoländern ist eine sehr beliebte Form der Tragfetische ein Holzstück mit einem geschnitzten Menschenantlitze, dessen Augen durch Glasperlen oder Messingstifte dargestellt sind; dasselbe wird in einem Täschchen derart um den Hals getragen, daß das Götzenköpfchen herausschaut.[45])

Die Darstellungen der mächtigsten und gefürchtetsten Geister ragen durch ihre Zahl und Größe hervor. Manche derselben kommen dem Riesenmaße nahe oder noch über dasselbe hinaus, tragen überdies zwei Köpfe oder Bäuche, mehrere Arm- und Beinpaare, um anzuzeigen, daß in ihnen unvergleichlich mehr Klugheit und Stärke, Verdauungsfähigkeit und Bewegungskraft wohnt, als im sterblichen Menschen. Ungezählte Götzen erreichen durch ihr obscönes Aussehen den Höhepunkt der Häßlichkeit; so jener Legba (Elegba, Lepka), dem in Dahome vor Hunderten von Statuen geopfert und durch eine Schar von Hierodulen gehuldigt wird.[46]) Auch an der Loangoküste sind solche Darstellungen beliebt.[47]) Die Phallusbilder, die am unteren

Kongo bis zum Stanley Pool hinauf in großer Anzahl angetroffen werden, stehen nach *Johnstons*[48]) Vermutung mit der Mannesweihe in Verbindung. In Angola dienen dieselben auch zum Gräberschmucke,[49]) und bei den ostwärts wohnenden Stämmen werden solche von kinderlosen Frauen getragen.[50])

Nächst den westafrikanischen Küstenländern ist das südliche Stromgebiet des Kongo und seiner Nebenflüsse das Land des fetischistischen Kunsthandwerkes. Die Bondo, Hollo, Kamawu, Mananga, Bangala, Maschinsche, Massongo, Kioko, Tupende pflegen den einzelnen Stammesfetischen besondere Tempelchen zu errichten; überdies wohnt in jeder Hütte ein Götze, der Haus und Hof zu bewachen hat; kleine Schutzfetische (Schilu), mitunter recht gut geschnitzte Figuren, werden an einer Schnur um den Hals oder um die Hüften getragen.[51]) „In allen Dörfern Lovales", schreibt *Cameron*,[52]) „gab es Fetische in Menge: rot- und weißgefleckte Gebilde von Thon, die Leoparden oder andere wilde Tiere vorstellen sollten, oder roh aus Holz geschnitzte menschliche Figuren." Allenthalben im weiten Lundareiche werden geschnitzte Kitekas oder Buangas verehrt. Der Palast des Muata Jamvo wie der der Lukokescha oder obersten Würdenträgerin wird von außen und im Innern von einer großen Schar von Fetischen aller Art bewacht; unter ihnen erblickte *Pogge*[53]) auch plumpe Abbildungen des menschlichen Oberkörpers, die auf niedrigen Gerüsten innerhalb der Umzäunung der königlichen Wohnungen aufgestellt waren. Der mächtige Balubahäuptling Kalamba-Mukenge hat die alten Kriegs- und Hausgötzen abgeschafft und die Verehrung derselben durch das Hanfrauchen ersetzt; jedem unterworfenen Häuptlinge läßt er zunächst seine Fetische abnehmen und dieselben öffentlich verbrennen. Indessen hegt er noch immer eine gewisse Scheu vor diesen Erzeugnissen des Aberglaubens, namentlich vor denjenigen, welche im Besitze seiner Feinde sind; und vielleicht ist bis jetzt nur ein sehr geringer Teil seiner Unterthanen durch diese Bilderstürmerei vom Fetischwahne geheilt worden. *Hans Mueller* traf im Dorfe Tschingenge am Lulua eine durch ihren Baustil ausgezeichnete Fetischhütte, deren Altar leer stand; der Götze war nämlich auf Befehl an Kalamba ausgeliefert und verbrannt worden; die Eingebornen aber beharrten im festen Glauben, daß der Fetischgeist nach wie vor an derselben Stelle weile und sein Wächteramt versehe, und

daher vereitelten sie unter einer Flut von Schmähworten jeden Versuch der Annäherung.[54]) *Ludwig Wolf* sah bei den Bakuba am Lulua eine hölzerne Fetischmaske, die bei festlichen Gelegenheiten vom Vortänzer getragen wird.[55]) *Thomson*[56]) hat auf seiner Reise im Gebiete der großen Seeen bei den verhältnismäßig gesitteten Warua die meisten Kunstfetische vorgefunden. Schon früher hatte *Cameron*[57]) gemeldet: „In allen Dörfern giebt es Teufelshütten und Götzen, vor die man Opfer von Pombe, Korn, und Fleisch hinstellt; und fast ein jeder trägt ein kleines Götzenbild um den Hals oder am Arme. Überall werden auch Götzenbilder von Zauberern umhergetragen und von diesen angeblich um das Heil ihrer Klienten befragt; solche Zauberer, die sich aufs Bauchreden verstehen, machen dabei besonders gute Geschäfte. Der große Mittelpunkt ihrer Religion ist aber der Götze Kungwe a Banza, der den Gründer der Kasongoschen Dynastie vorstellen und allmächtig sein soll sowohl im Guten wie im Bösen. Seine Hütte steht auf einer Lichtung inmitten dichter Dschungeln. Er hat immer eine Schwester des regierenden Häuptlings zur Frau, welche den Titel Mwali a Panga führt . . Trotz aller Bemühungen konnte ich den Standort dieses Götzen nicht genau ermitteln; ich bin aber von seiner Existenz fest überzeugt; denn alle Angaben, die mir darüber gemacht wurden, stimmen in allen wesentlichen Punkten vollkommen überein." Der Ugandakönig Mtesa († 1885) besaß in seiner Wohnung ein Götzenbild, das er beständig anrief und befragte; fast jeden Tag nahm er zu neuen Amuletten seine Zuflucht.[58]) In früheren Jahren soll es in Uganda keine Fetischmasken gegeben haben. Bei den Umwohnern des Tanganjika gehören sie nicht zu den Seltenheiten.[59]) *Cameron* sah auf seiner Durchquerung von Osten nach Westen im Lande Uguha, am Westufer des Tanganjikasees, die ersten Götzenbilder. „Die Männer trugen hier nämlich meist eine kleine Figur mit geschnitztem Kopfe um den Hals; den Leib derselben bildete eine Art Kegel mit Ringen und zwei oder drei Füßen, und durch ein Loch im Halse war eine Schnur gezogen, an der die Figur hing." Auf seinem weiteren Marsche durch Ubudschwa befand sich der Reisende bereits vollkommen in der Fetischzone.[60]). In Ufipa sind Bildnisse der Nyuru oder bösen Geister beliebt; diese Mokissi, wie sie genannt werden, könnten als Darstellungen der hassenswürdigsten Laster gelten.[61])

Nach dem Süden wie nach dem Osten zu werden die Götzenbilder seltener, fehlen jedoch nicht bei allen Stämmen. Wie *Emil Holub* meldet, finden die Basuto lebhaftes Gefallen an ihnen: „eines der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale ihrer Industrie von jener der übrigen Bantustämme ist, daß sie aus Holz geschnitzte Fetische (Götzenbilder) verfertigen, und diese meist rot und schwarz tünchen.“ [62]) Unter dem Zurufe „Ki koma“, das sind Geister, werden diese Bildnisse wieder und wieder den Neubeschnittenen gezeigt. [63]) Der als Puppe verkleidete Kürbis, durch dessen Vorführung der Matabelenkönig Lo Bengula seine Gäste Depelchin, Law und Fairbairn zu überraschen gedachte, kann nicht als ernst gemeinter Götze angesehen werden. Die Zauberdoktoren des königlichen Hofes zeigten das Bildnis mit den gotteslästerlichen Worten: „das ist der Sohn Gottes, der zu den Menschen redet!“ Darauf wechselten sie verständnisinnige Blicke und thaten sehr geheimnisvoll. Und einer von ihnen sprach zu der Puppe: „Du bist hier beim Könige Lo Bengula ..., ist sein Herz rein ?“ Gleichzeitig drückte er mit dem Finger auf dieselbe; man vernahm einen leisen Ton und deutete ihn als bejahende Antwort. Die Europäer lachten, und Fairbairn sprach zum Könige: „Unmöglich kannst Du an einen solchen Betrug glauben; auf Deinen Wunsch will ich Dir das unter der Verkleidung versteckte Instrument zeigen.“ Lo Bengula lachte zwar ebenfalls, ließ aber eine Enthüllung nicht zu. [64]) Am Guleberge in dem vom Islam beherrschten Sennaar war der belgische Reisende *E. de Pruyssenaere* Zeuge von Festlichkeiten, bei denen phallische Holzgebilde und ein thönerner Altar benutzt wurden. Beim Erntefeste stellen diese mohammedanischen Fundsch (Funje) einen Götzen von Holz auf. [65]) In den nördlichen Sudanstaaten ist diese Art religiösen Dienstes nicht ausgebildet. *G. Rohlfs,* der vom Norden her in das Benuëgebiet vordrang, hat dieselbe zuerst bei den Afonegern in Ego angetroffen. „Am Eingange zur Wohnung des Sultans stand ein von Thon geformter Götze, und ebenso hatte jede Familie, meist auf einer Erhöhung vor der Hütte, ihren eigenen Hausgötzen, gewöhnlich eine Gruppe von mehreren Thongebilden, die mit bunten Lappen, mit Tellern, Schüsseln und allerhand sonstigen Geräten behängt oder auch angekleidet und mit Bogen und Pfeilen versehen waren. Außerdem gab es in besonderen Hütten zur allgemeinen Verehrung

aufgestellte Götzen. Die zwei vornehmsten derselben hießen Dodo und Harna-Ja-Mussa. Dodo war eine thönerne Tiergestalt mit vier Antilopenhörnern auf dem Rücken und zwei menschlichen Gesichtern, eins nach vorn und eins nach rückwärts gekehrt, von denen das vordere weiß gefärbt war und einen Bart von Schafwolle hatte. Harna-Ja-Mussa stellte eine menschliche Figur ohne Arme in sitzender Stellung vor, mit herausgestreckter Zunge, starkem weißen Vollbarte und zwei Antilopenhörnern auf dem Kopfe. . . Übrigens können diese zwei Götzen erst aus neuerer Zeit stammen; denn sie tragen die Namen zweier Anführer der Fellata, die sich bei der Invasion derselben, der eine im Haussalande, der andere in Segseg, durch besondere Grausamkeit gegen die Eingeborenen hervorgethan hatten. . . Verstorbene Afo werden in den Hütten der Götzen begraben, und sind es im Leben berühmte Krieger gewesen, so wird ihr Bild auf das Grab gesetzt und als neuer Fetisch verehrt.“ Die Koto- und Bassaneger treiben ebenfalls solchen Götzendienst.[66]) Die Serrerer verehren die beiden Götzen Takar und Tiurak, von denen der eine die Gerechtigkeit handhabt, der andere Gnade übt.[67]) Die Fetische der Bambarra in Beledugu, Fadugu und Kaarta, der Malinke in Fuladugu und Kita und verwandter heidnischen Stämme haben wohl dieselbe Bedeutung, wie die von den Marabuts verfertigten Amulette der mohammedanischen Sudanneger.

Nicht wenige unter den Kunstfetischen, die wir in dieser Übersicht kennen lernten, haben uns über die Art der Beziehung des Bildes zum Geiste im Zweifel gelassen. Gewiß werden einige von ihnen nur als unpersönliche Fetische, andere als bloße Gedenkbilder angesehen, die der religiös gestimmte Sinn benutzt, um die Unsichtbaren als Wesen von persönlicher Bestimmtheit zu erfassen, namentlich die abgeschiedenen Seelen als wirklich fortlebende Persönlichkeiten in der Erinnerung festzuhalten. *B. Edw. Tylors*[68]) Ausspruch, daß diese Absicht den ersten Anstoß zur Verfertigung und Verehrung der Fetischbildnisse gegeben habe, erwähnen wir um so lieber, je seltener er im Munde neuerer Religionsforscher vernommen wird. Wie das griechische Wort Idole anzeigt, haben jene Darstellungen als Abbilder der ohnehin in körperlicher Gestalt und Hülle gedachten Geister dem in die unsichtbare Welt spähenden Auge als Halt- oder Stützpunkte gedient. Der Glaube aber, daß Gott den Menschen fern und fremd

geworden und die Lenkung ihrer Geschicke den in der Natur wohnenden Geistern anvertraut habe, erzeugte leicht den Wunsch, den Beistand dieser weltregierenden Mächte jederzeit zur Hand und zur beliebigen Verfügung zu haben; daher wurden die Gedenkzeichen ihrer Nähe und die Unterpfänder ihrer Hilfe zu Trägern ihrer Kraft erhoben. Über diese Vorstellung sind manche Negerstämme, namentlich im inneren Afrika, schwerlich hinausgegangen oder hinabgesunken; dies bezeugen jene Berichterstatter, die das Wort Fetisch durch die Bezeichnung Talisman oder Amulett verdrängen möchten. Solche endlich, denen das Zeichen der Sache oder das Werkzeug der Kraft nicht genügte, haben den letzten Schritt gewagt und die innigste Verbindung zwischen Bild und Geist erträumt, dasselbe nämlich zum persönlichen Fetisch oder Götzen eingesetzt. Dieser Versuch stillte das Sehnen des Hilfsbedürftigen und Ratlosen, seine Bitten und Fragen unmittelbar an das Ohr seines Schutzgeistes zu bringen, und derselbe erschien nicht als sträfliche Vermessenheit Wesen gegenüber, die in Bäumen, Erdhaufen, Steinen Wohnung zu nehmen sich herbeigelassen hatten; ihnen durfte man zumuten, auch in geschnitzte Holzklötze, in geknetete Thonklumpen und in geritzte Steine einzukehren. Die Einladung oder Aufforderung hierzu ergeht an sie durch die vertrauten Mittelspersonen, die mit feierlichen Ceremonien und magischen Sprüchen den Fetischgegenstand zum Sitze oder Körper des Geistes einweihen. So ist allmählich das darstellende Bild zum lebenden, denkenden, handelnden Fetische geworden. Zu Gunsten der Ansicht *Julius Lipperts*,[69]) der in den „heiligen Pfählen" die Anfänge der Schnitzfetische erblickt, spricht die häufige Verwendung solcher Pfähle bei Totenopfern. Die mit Amuletten versehenen Stäbe, denen die Herero das Opferfleisch darbieten, vertreten die Stelle der Ahnen.[70]) Diesen ursprünglich als Malzeichen der Begräbnisstätten und als Opferaltäre dienenden Pfählen verlieh der Kunsttrieb menschliche Gestalt; die so entstandenen Sinn- und Erinnerungsbilder stärkten den Glauben an die unsichtbare Nähe und Hilfe der lieben Toten. Eine spätere Anschauungsweise wähnte die abgeschiedenen Seelen an die Bildnisse gebunden, in denselben wie in Leibern wohnend und mittels derselben dem Sinnenleben zurückgegeben: die tote Gestalt hatte eine Seele empfangen, vermochte zu hören mit hölzernen Ohren, zu sehen mit Augen von Kaurimuscheln oder Messingknöpfen, zu

reden mit einer Tuch- oder Lederzunge; man bedurfte nur des richtigen Sprachrohres, um ihre Worte zu verstehen.

Dem Kunstfetische wird man nicht gerecht, wenn man ihn unter dem Namen „Fetischpuppe“ auf gleiche Stufe stellt mit den Spielfiguren unserer Kleinen. Allerdings betrachtet und behandelt auch das Kind sein Spielzeug als ein beseeltes Wesen, legt demselben aber nur solche Eigenschaften und Kräfte, Empfindungen und Strebungen bei, die es an sich selbst oder an seinesgleichen wahrnimmt. Der Naturmensch spielt nicht mit seinem Fetische, sondern nimmt ihn sehr ernst, hält ihn für den Sitz oder Träger von Kräften, wie sie kein Mensch besitzt, ehrt ihn als Verkörperung eines selbständigen Geistes oder einer abgeschiedenen Seele, als leibhaftige Vorsehung; im Gefühle seiner Gottverlassenheit wendet er sich an seinen Fetisch: sei du mein Abgott, mein Engel! Und die Völker des klassischen Heidentums haben es mit ihren Götterstatuen nicht viel anders gehalten. In religiöser Hinsicht gebührt dem rohen Gebilde der Negerhand ein Platz neben den bewundertsten Schöpfungen der griechischen Kunst. Alle, die in den Tempel zu Olympia treten, bemerkt *Lucian*, glauben, nicht das Gold und das Elfenbein der Bildsäule zu sehen, sondern den von Phidias auf die Erde herabgezogenen Sohn des Kronos und der Rhea in eigener Person. Stilpo wurde für seine unvorsichtige Äußerung, die Athenestatue von Phidias sei keine Göttin, mit der Verbannung bestraft. Plutarch und Seneka führten bittere Klage über den aus Griechenland eingeführten Glauben an die wirkliche und wesenhafte Gegenwart der Götter in den Bildern, denen göttliche Verehrung erwiesen, hingegen ihren Schöpfern manchmal mit Verachtung gelohnt wurde. Bei der feierlichen Einweihung des Bildnisses hielt die Gottheit ihren Einzug in dasselbe. „Wann entsteht der Gott? Siehe, er wird gegossen, geformt, geschnitzt, und noch ist er nicht Gott. Siehe, er wird verbleiet, zusammengesetzt, aufgerichtet, und noch ist er nicht Gott. Siehe, er wird geschmückt, geweiht, angefleht: dann endlich ist er ein Gott, wann jemand ihn als solchen haben wollte und weihte.“[71]) Weniger feierlich, aber nicht weniger wirksam ist die Weihe, die der afrikanische Fetischpriester vornimmt; jedoch wagt dieser selten einen Angriff auf die höchste Gottheit, vielmehr begnügt er sich meist damit, einen Untergott oder Geist oder die Seele eines Verstorbenen in das Bildnis einzukörpern; der Grieche nannte die Idole seine

„Götter“, der westafrikanische Neger nennt die seinigen mit Vorliebe seine „Väter“.

Reise- und Religionsschriftsteller, die den Fetischbegriff nur auf religiöse Bildnisse anwenden, pflegen alle Stämme, die solche nicht kennen, vom Fetischismus freizusprechen. In der Wirklichkeit aber besitzt der Geister- und Seelenglaube aller heidnischen Afrikaner die Merkmale des Fetischglaubens. Naturfetische nämlich, nicht bloß von der Bedeutung zauberischer Schutz- oder Schadensmittel, sondern auch im Sinne von eingekörperten Geistwesen wachsen sozusagen in einem von Geistern bevölkerten Erdteile von selbst. Das Tier-, Pflanzen- und Mineralreich liefert jedem Volke und jedem Stamme, jeder Stadt und jedem Dorfe Fetische erster und zweiter Klasse in solcher Menge, daß das Angebot durch die Nachfrage nicht erschöpft werden kann.

Es sind zwar nicht alle Tiere, Bäume u. dgl., die den Negern als heilig, unverletzlich gelten oder von ihnen mit einer gewissen Scheu behandelt werden, als verkörperte Geister anzusehen. Der Naturmensch, in seiner Einfalt und Befangenheit den Sinneneindrücken erliegend, blickt die Natur mit andern Augen an, als der Kulturmensch. Die vertrauliche, innige und liebevolle Hingebung an die Natur, jenes harmlose Naturgefühl, welches beseelte und unbeseelte Gestalten der Außenwelt an menschlichem Sein und Leben teilnehmen läßt, ihnen Vernunft, Überlegung, Freiheit und Sprache andichtet, kurz die anthropopathische Naturauffassung ist zwar nicht, wie gern gelehrt wird, das Vorrecht niedriger Bildungsstufen; auch der Kulturmensch ist sinniger Naturbetrachtung fähig, und er besitzt vor seinen kulturarmen Brüdern den Vorzug, während derselben seiner königlichen Stellung und Würde der Natur gegenüber bewußt zu bleiben; er weiß, was er thut, wenn er Tieren oder Bäumen Gedanken, Absichten, Worte leiht, und täuscht sich darüber nicht, daß er Wesen, die durch eine unübersteigliche Schranke vom Menschenbereiche geschieden sind, im dichterischen Spiele der Einbildungskraft in dasselbe hinein versetzt. Dem Naturmenschen dagegen in seiner Unbeholfenheit und Gebundenheit der Natur gegenüber erscheinen manche Gegenstände nicht etwa bloß als menschlich, sondern als übermenschlich begabte Gestalten. Insbesondere ist es die Tierwelt mit ihren unverstandenen Instinkten, Kräften und Lauten, die seinen träumerischen Sinn zu irrigen Deutungen anregt, demselben manche

Tiere als Sinnbilder oder als Lieblinge und vertraute Freunde der Gottheit oder selbst als Verkörperungen göttlicher Kräfte oder endlich gar als leibhaftige Erscheinungen des göttlichen Wesens vorgaukelt. Und diese nicht spielende, sondern ernst gemeinte Wirklichkeitsfälschung ist die Erzeugerin ungezählter Natur-, namentlich Tierfetische, die ohne Zweifel auch den afrikanischen Tierkult stellenweise veranlaßt hat.

So mag den Hottentotten zu *Kolbens* Zeiten ein „achtbeiniges" Insekt, eine Art Mantis, wegen seiner seltsamen Bewegungen als ein wunderbares Wesen gegolten haben. Die Buschmänner verehren als solches die sog. Grasschlange N'gwa oder Ngo, eine kleine grasgrüne Raupe, von der sie das gefürchtete Pfeilgift gewinnen. Ein sterbender Vater gab seinem Sohne folgende Ermahnung: „Mein Sohn! Wenn Du auf die Jagd gehst, so achte sorgfältig darauf, daß Du den Ngo zu sehen bekommst, und rufe ihn an um Speise für Dich und Deine Kinder. Und hast Du Dein Gebet verrichtet, so schaue zu, ob er den Kopf bewegt und einen Halbkreis beschreibt; denn dies ist das Zeichen, daß er Dich erhört hat. Du wirst dann bis zum Abende ein Stück Wildfleisch bekommen; biege aber beim Abschneiden desselben den Arm zurück und beschreibe einen Halbkreis, wie unser Gott es thut." Der jagende Buschmann richtet gewöhnlich folgendes Gebet an Ngo: „O Herr! Hast du mich denn gar nicht lieb? Führe mir doch einen Gnubock in den Weg. Ich habe so gern den Bauch recht voll, und meine Kinder ebenfalls. O Herr, führe mir einen Gnubock in den Weg." [72])

Naturgemäß erhebt diese Art mißdeutender Naturbetrachtung nur solche Wesen zu Götzen, die durch ihre verblüffende Erscheinungs- und Wirkungsweise den Besitz übernatürlicher Kräfte oder eine vertraute Beziehung zu den höheren Mächten auszusprechen scheinen; unansehnliche, in keiner Weise auffallende Gegenstände können nur infolge einer pantheistischen oder pandämonistischen (weltseelischen) oder spiritistischen (animistischen) Weltvorstellung zur Fetischwürde befördert werden.

Die Mehrzahl der afrikanischen Naturfetische verdankt ihre Entstehung dem spiritistischen Weltbilde. Freilich hat auch dieses bei der Auswahl der Fetischkörper den Blick des Negers zunächst auf solche Naturwesen hingelenkt, die durch ihr äußeres Sein die ersten Ansprüche auf die Ehre zu bekunden scheinen,

den Geistern zur Behausung oder zur Beeinflussung zu dienen. Daher hat, wie wir oben sahen, der Geisterglaube der Negerrasse sein Fetischbedürfnis gern an der Tierwelt mit ihren prächtigen und mächtigen Gestalten gestillt. In Tieren von auffallender Nützlichkeit und von freundlich-zutraulichem Wesen haben sich Schutzgeister niedergelassen, hingegen Quälgeister in Tieren von gefährlichem, furchtbar-grimmigem Äußern Wohnung genommen haben. Jedoch ist infolge der Verschiedenheit der örtlichen Anschauungsweisen und Neigungen hier dieses, dort ein anderes Tier ein Hauptfetisch. Zu Fishtown in Liberia ist es der Affe, zu Dixcove an der Goldküste das Krokodil, in Akkra die Hyäne, im Togolande das Krokodil und der Leopard, in Neukalabar der Tiger und der Hai, in Bonny der Hai und das Krokodil, in Loango der Leopard. Die am meisten gefürchteten und verehrten Tierfetische der Ibo, Akpoto und anderer Benuëstämme sind die Leoparden und die Alligatoren. Die Waldgeister (Ronga) der Bongo zeigen sich in den Gestalten seltsam gebildeter, aber durchaus harmloser Tiere, z. B. eines Halbaffen, gewisser Fledermäuse, Eulen u. s. w. Nach dem Glauben der Makalaka fährt der Familiengeist gern in eine Ziege oder in eine Kuh. Die Zulu und mehrere Sambesistämme ehren Löwen und Elefanten als verkörperte Häuptlingsseelen. Die Bamangwato halten die Denkergazelle, die Bakuena das Krokodil, andere Betschuanenstämme das Krokodil und den schwarzen Ibis heilig.

Am meisten aber werden die Schlangen, und zwar die der Familie Python, die in manchen Arten im tropischen Afrika zu Hause ist, von den einkörperungslustigen Geistern begehrt. Dieselben sind beliebte Fetische der heidnisch gebliebenen Mandingo, zahlreicher Stämme an der Gold-, Sklaven- und Beninküste, der südlichen Bantu, vielleicht mit Ausnahme der Basuto, ferner der Wabenda, der Wanyamwesi, der heidnischen Galla, der Bari, der Dinka und anderer Nilstämme. Infolge des Sklavenhandels ist der Schlangendienst auch in die neue Welt verpflanzt worden; er hat als Wodu- oder Geisterdienst auf Haiti und selbst in manchen Gegenden von Louisiana und Florida eine recht häßliche Auferstehung unter Niggergemeinden gefeiert, denen man längst die Pflege geläuterter, christlicher Gedanken und Gebräuche zuzuschreiben geneigt gewesen war.[73]) Die Danhgbi- oder Schlangenverehrung, die in Klein-Povo noch unbekannt ist, beginnt bei Groß-Povo und

erreicht ihren Höhepunkt in Waidah. Der von dem französischen Marinearzte *Repin* und später von *Hugo Zöller* besuchte Schlangentempel (Danhgbiwe) ist ein Rundbau, der etwa zwölf Meter im Durchmesser und acht Meter Höhe hat. Die Wände sind von gestampftem Lehm und haben zwei einander gegenüber liegende Thüren, damit die Fetische nach Belieben aus- und eingehen können. Die Decke besteht aus durcheinandergeflochtenen Baumzweigen, der Dachaufsatz aus getrockneten Gräsern. Die zwei bis drei Meter langen, breit- und plattköpfigen Schlangen, die in verschiedenen Farben schillern, sind sämtlich nicht giftig und gehören zu den Familien Python, Coluber und Leptophis. „Einige," sagt *Repin*, „krochen aus der inneren Wölbung des Daches herab, andere hatten sich um die an den Wänden befindlichen Baumstämme geschlungen, noch andere hatten den Schwanz um Zweige gewunden und schaukelten sich harmlos über meinem Kopfe hin und her. Manche hatten sich zusammengerollt, schliefen im Grase des Daches und verdauten die reichlich gespendeten Opfergaben. Der ganze Anblick hatte etwas seltsam Fremdartiges, aber von irgend einer Gefahr konnte gar keine Rede sein."[74]) Gar nicht selten kriechen manche dieser geheiligten Schlangen in den Straßen der Stadt spazieren. Jeder Neger, der ihnen begegnet, wirft sich auf die Kniee; er nimmt das Tier vorsichtig in seine Arme, bittet um Verzeihung dafür, daß er es angreife und fleht: Du bist mein Herr, mein Vater, meine Mutter! Dir gehört mein Kopf, sei mir gnädig! Dann trägt er den Fetisch in den Tempel zurück. Wer einer solchen Schlange ein Leid zufügt, wird mit dem Tode bestraft. Ein Europäer, der den Fetischcharakter der Schlangen nicht ahnte, hatte eine derselben im Fort erschossen; der Vorfall wurde ruchbar, und man hatte alle Mühe, den Zorn der Priester durch reichliche Gaben zu besänftigen. *Zöller* meint, daß ein Europäer, der sich dieses Verbrechens schuldig mache, nicht einmal durch den Schutz des Königs zu retten sei, und Schwarze, die dasselbe begangen, werden zum Feuertode verurteilt. Die Stadt Waidah soll über 1000, das Ländchen gleichen Namens an 3000 Schlangenfetische besitzen. Denselben werden Hühner geopfert, die aber wahrscheinlich zum größten Teile in die Küche der unmittelbar neben dem Heiligtum wohnenden Priester wandern.[75]) Überdies stehen 2000 Weiber im Dienste Danhgbis. Die nächtlichen Feste dieser angeblich vom Pythongeiste er-

griffenen Danhgsio lassen sich kaum andeuten. Früher veranstalteten die Priester und Priesterinnen Danhgbis am Abende des Hauptfestes einen feierlichen Umzug um die Stadt, während dessen sich alle Bewohner, weiße wie schwarze, hinter verschlossenen Thüren halten mußten; schon ein vorwitziger Blick wurde mit dem Tode bestraft. Seit 1858 hat die Prozession nicht mehr stattgefunden. Jedes Kind, das mit einer Pythonschlange in Berührung gekommen, muß ein Jahr auf Kosten seiner Eltern in der Danhgbischule zubringen und an den Gesängen und Tänzen zu Ehren des Fetisches teilnehmen.[76]) Der in der Pythonschlange verkörperte Geist scheint mit dem Tode derselben nicht alle Beziehung zu ihr gelöst zu haben. In einem Fetischhause zu Abankoro in Aschanti ruht eine Pythonschlange; auf ihrem Grabhügel, einem weißgetünchten kegelförmigen Erdhaufen, ist ein Loch angebracht, um Palmwein einzunehmen; eine geschnitzte Menschenfigur mit einer Zeugkappe auf dem Kopfe und einem Schwerte in der Hand hält Wache.[77])

Der Glaube an Tierfetische, als verkörperte Ahnenseelen, wirft Licht auf die seltsame Erscheinung, daß so viele Negervölker sich nach Tieren benennen und ihre Stammbäume im Tierreiche wurzeln lassen. Die Sprößlinge eines Ahnherrn, der in einem Affen, Löwen, Tiger u. s. w. seinen Erdenlauf von neuem beginnt, nennen sich nun auch Abkömmlinge des betreffenden Tieres, halten dasselbe in hohen Ehren und führen sein Bildnis als Familien- oder Stammeswappen. Übereifrige Jungdarwinianer haben derartige Ursprungssagen der Wilden als Zeugnisse urwüchsiger Erleuchtung zu Gunsten der neuen Abstammungslehre gedeutet.

Nächst den Tierfetischen sind die Baumfetische am zahlreichsten vertreten. Die ältesten derselben wurzeln wahrscheinlich in den Gräbern von Stammesfürsten oder Familienhäuptern, deren Seelen in jene prächtigen Bäume versetzt wurden, in deren Schatten ihre Gebeine ruhten. In Westafrika hat wohl jedes Dorf seinen Baumfetisch. Der Hauptfetisch von Berekuso an der Goldküste ist ein Seidenwollbaum, namens Akodschang. Sein Weib Otudu hat am entgegengesetzten Ende der Stadt seinen Standort. Gefürchteter, als beide ist ihr Sohn Akotia, der bald unsichtbar, bald in der Gestalt eines Mannes von kränklichem Aussehen, rotem Haupthaare und schwerfälliger Zunge die Gegend unsicher

macht; er verhängt den Aussatz und plötzlichen Tod. Wer einem unbekannten rothaarigen Stotterer begegnet, denkt sogleich mit Zittern an Akotia und ergreift schleunigst die Flucht.[78]) Wie zu *Bosmans* Zeiten, so besitzen noch heute im Ewegebirge zwei Baumarten von prächtigem Wuchse und Laubdache, Huntin und Loko, den Fetischcharakter.[79]) Dem Forschungsreisenden *Zöller*[80]) wurden in Waidah auch solche Bäume als Fetische bezeichnet, die weder durch Größe, noch durch Schönheit hervorragten. Der weithin berühmte Hauptgötze von Bamba, südlich vom Kongo, wohnt unsichtbar im Busche, an dessen Leben er teilnimmt.[81]) Alle Betschuanen verehren den Wartenbichibaum.[82]) *Wangemann*[83]) sah in mehreren Gegenden des Basutolandes heilige Bäume, die als Sitze von Ahnenseelen angesehen wurden. Im Ländchen Chopi am weißen Nil wird ein Baumfetisch als Helfer in diskreten Nöten angerufen.[84]) Daß die Schilluk, die Wateita, die Wadjagga, die Wanika und andere ostafrikanische Stämme in großer Anzahl hohe Waldbäume als Lieblingssitze der abgeschiedenen Seelen ansehen, daß die Galla den Workabaum für die Wohnung eines mächtigen Geistes halten, und daß die Baumverehrung seitens der Marghi in Bornu wahrscheinlich mit dem Ahnendienste in Verbindung stehe, wurde bereits früher erwähnt.[85])

Steinfetische ferner sind ebenfalls in Afrika nicht selten. Manche Steinhaufen freilich, die von Reisenden als Merkwürdigkeiten angesehen wurden, dienen nur als Wegweiser oder als Grenzzeichen oder als Grabmäler. Der religiöse Sinn, der sich mittels und in der Körperwelt das höchste Wesen sichtbar und tastbar zu machen trachtet, erblickt im toten Steine nichts von den geheimnisvollen Kräften, die ihm das Tier durch seine unverständliche und der Baum durch seine stumme Lebendigkeit verrät. Dem Geisterglauben aber, der abgeschiedene Menschenseelen und ähnliche Geistwesen gern in Bergen, Höhlen, Felsen, Grabsteinen wittert, können kalte, starre Steinbilder nicht als anstößig erscheinen. Böse Fetische sind die in Steine verwandelten Menschen. Der gefürchtetste unter allen Fetischen Berekusos ist Akotia, d. i. der Kurze, ein Steinblock mit sieben hölzernen Knitteln als Abzeichen.[86]) Der Oberpriester Ganga Chitome oder Chitome Singilla in Songo, von dem die Sage geht, daß er dem natürlichen Todesgesetze nicht unterworfen gewesen und sich

daher nach Vererbung seiner Geheimwissenschaft auf einen Jünger zum Wohle des Vaterlandes habe erdrosseln lassen, hat seinen Sitz in einem Steine am Flusse Esseno.[87]) Der Doppelfels Ras Kabogo, unweit Udschidschi, ist die Wohnstätte eines mächtigen Geisterpaares.[88]) In einem Dickicht an der Ostgrenze von Ufipa traf *Thomson*[89]) zwei fast drei Meter hohe pfeilerförmige Fetische. Ein Häuptling und sein Weib waren während eines Krieges in diese Steine verwandelt worden; ihre zürnenden Seelen gingen an diesem Orte um und mußten durch ein Weihegeschenk von Perlen beschwichtigt werden. Die Basuto des Lolugebirges verehren einen runden Granitblock als Fetisch indem sie auf einem Beine um ihn herumtanzen und ihn anspucken.[90]) Dem bei Mombas aus dem Meere hervorragenden Felsen Makane, in den ein Fischer verwandelt sein soll, wird von allen Vorüberfahrenden geopfert.[91]) Die Serrakolet fürchten den Felsen von Balu als eine versteinerte Teufelsbraut, namens Pinda.[92])

Die Schädel von Tierfetischen wie auch von Menschen, die im Leben innige Beziehungen zu Geistern gepflogen, mithin von Fetischpriestern und Zauberärzten, von Fürsten und Häuptlingen, bilden eine neue Gruppe von Fetischen. Fast in allen Götzentempelchen sind Tierschädel aufgehängt. An der Loangoküste steht eine aus Büffel-, Gorilla- und Antilopenschädeln gebaute und dem Erdgeiste geweihte Pyramide; alljährlich werden hier feierliche Umzüge zur Erflehung gesegneter Ernten und Jagden abgehalten. Der in der ganzen Fetischregion verbreitete Brauch, die Fetischhäuser neben oder über den Begräbnisstätten zu errichten und dieselben mit menschlichen Gebeinen, namentlich mit Schädeln, auszustatten oder gar wie in Bonny den ganzen Fußboden mit Menschenschädeln zu pflastern,[93]) entspringt der Vorstellung, daß die Seelen, die meist mit Widerstreben ihre Körper verließen, gern bei oder in den Überbleibseln derselben weilen. Wenn, wie oft der Fall, inmitten der Schutzfetische auch Feindesschädel aufgestellt werden, so geschieht dies in folgerichtiger Anwendung des Gedankens, daß die Manen der Angehörigen am Anblicke ihrer Schlachtopfer sich weiden. Die Verehrung aber, die zuweilen auch den Feindesschädeln zu teil wird, mag durch den Wunsch eingegeben sein, die ehemaligen Träger derselben zur Versöhnung und zur Freundschaft zu stimmen. Fetische ersten Ranges werden naturgemäß die Schädel von Verstorbenen,

die während des Leibeslebens eines innigen Umganges mit der Geisterwelt sich erfreuen durften. *Cruickshank*[94]) erzählt als Augenzeuge, daß der in Palmblätter eingewickelte Leichnam des Priesters, der den großen Fetisch von Kap Coast bedient hatte, an einem langen Seile durch die Brandung gezogen wurde, damit er die Fische ans Ufer rufe. Die Gebeine des englischen General-Gouverneurs M'Carthy wurden in Kumassi als Fetische des Tschilandes aufbewahrt.[95]) Die Schädel der verstorbenen Häuptlinge von Abbeokuta werden vom ganzen Volke als Fetische verehrt.[96]) In Südguinea werden nicht selten die getrockneten Gebeine der Eltern in einer hölzernen Lade in einer besonderen Hütte aufbewahrt. Hier machen die Kinder regelmäßig Besuch, um mit den Seelen ihrer lieben Toten in Verkehr zu treten; sie erwarten zwar keine hörbaren Antworten, hoffen aber zuversichtlich, daß ihre Bitten von denen vernommen und erhört werden, an welche sie gerichtet wurden. Die Schädel hervorragender Toten werden mit großer Ehrfurcht behandelt, aber stets verborgen gehalten.[97])

Mächtige Häuptlinge endlich und berühmte Priester werden schon bei Lebzeiten als Fetische angesehen und angerufen. Alle Negerfürsten, auch solche zweiten und dritten Ranges, verstehen sich auf Selbstvergötterung und dünken sich, wie Caligula, als Hirten der Völker aus anderem Stoffe geformt, wie die übrigen Sterblichen sind. Als wiedergeborene Ahnen empfangen und beanspruchen sie göttliche Ehren, lassen sich Wong, Mokisso, Muzimu, Barimo, d. i. Schutzgeister, nennen und wirken dieselben Naturwunder, wie diese. „Sein Wille", schreibt *Bastian*[98]) vom Loangokönige, „giebt Regen und Sonnenschein, sein Befehl läßt die Saaten sprießen, ein Wort von ihm würde die Erde in den Abgrund stürzen." Mit diesem Allmachtsdünkel aber verträgt sich ein Angstgefühl, welches immer auf neue Fetische und Amulette zur Sicherstellung der schwarzen Majestäten sinnt und beim geringsten Unwohlsein derselben die Götzen und Talismane des ganzen Landes zusammentrommeln läßt. Der leibliche Haushalt des Loangoherrschers, der durch den bösen Blick eines Zauberers in ein schiefes Verhältnis zur Geisterwelt gebracht werden könnte, wird den profanen Blicken seiner Unterthanen möglichst entzogen. Die Majestät speist in einem fest verriegelten Gemache, und wer sie essen sieht, ist dem Tode verfallen. Dieses

Mißgeschick traf einmal den Lieblingshund des Königs, desgleichen ein Kind, das durch einen unglücklichen Zufall in die königliche Speisekammer getreten war; mit seinem Blute wurde der herrschaftliche Leibfetisch bespritzt.[99]) Die Loangoherrscher aber müssen die Regierung niederlegen, sobald sie keine Wunder mehr wirken können und daher um ihrer schlechten Gesinnung willen vom Schutzgeiste des Landes verlassen zu sein scheinen. Wenn sie ihre Unterthanen nicht mehr mit reicher Ernte und ergiebigem Fischfange beglücken, werden sie von den Priestern zur Thronentsagung aufgefordert.[100]) Und der Priester nimmt selbstredend teil an der Macht und Würde des Fetisches, den er bedient und beherbergt, und dessen Rolle er spielt. Die Ganeger nennen den Fetischmann Limo oder Lumo, d. i. Fürst, sobald derselbe durch sein Gaukelspiel als Gbalo, d. i. Prophet, und als Besessener eines angesehenen Landesfetisches beglaubigt worden ist.[101])

Wo der Seelenwanderungsglaube herrscht, wird jeder, der eine auffallende Körper- oder Geistesähnlichkeit mit einem berühmten Toten besitzt, mit magisch verklärender Brille angeschaut. Eltern, die vorsichtig genug sind, zum Namensfeste eines Kindes den Fetischwahrsager zuzuziehen, können demselben durch ein gutes Trinkgeld zum Namen und Ansehen eines verehrten Vorfahren verhelfen; denn jenem offenbart der Familienfetisch, wer von diesen die Gnade geübt habe, in dem Neugebornen das Erdenleben wieder zu beginnen. Der König von Benin teilt beim Herannahen des Todes seinen geheimen Räten die Zeichen mit, an denen sie denjenigen seiner Söhne erkennen können, mit welchem sein Geist sich wieder vereinigen werde.[102]) Überdies kann ein jeder der Einkehr seines persönlichen Schutzgeistes gewürdigt werden. Dem Missionar *Hinderer* sagte ein Neger aus Ibadan in Joruba, er müsse seine Stirn anbeten, da ihm diese bei einer Mißhandlung durch Soldaten das Leben gerettet habe. Auf die Einrede, daß Gott ihn behütet, antwortete der Schwarze nicht ohne Entrüstung: „Haltet Ihr weißen Männer uns für so dumm, daß wir glauben sollten, unsere Stirn allein könnte uns retten? Nein, aber Gott machte meine Stirn und rettete mich durch meine Stirn; deshalb muß ich sie verehren.“[103]) Diese prahlerisch vorgetragene Erkenntnis verdankte der Neger dem christlichen Unterrichte, den er in Abbeokuta genossen; nach einheimischer An-

schauung hätte er sagen müssen, daß ihm zur Rettung sein Schutzgeist in die Stirn gefahren sei.

Bei der Auswahl der Fetische niederer Ordnung, namentlich der tragbaren Amulette, treibt der träumerische Sinn ein gleiches, nur noch launenhafteres Spiel, wie bei der Einsetzung der eigentlichen Götzen. Der Neger behängt sich mit so vielen wunderkräftigen Sachen, als ihm das Bedürfnis oder die Laune des Augenblickes wünschenswert macht. Mag er dieselben von Geistern beeinflußt oder beschützt wähnen, oder als Dinge von unbestimmter, naturmagischer Kraft oder sympathetischer Wirkungsweise ansehen: er stellt sie in geheimnisvolle Beziehung zu einer höheren Macht.

In den Tschiländern wie in anderen Gegenden Westafrikas sind die ursprünglich aus Benin stammenden sog. Agriessteine sehr gesuchte Talismane. Dieselben werden dem Golde gleichgeschätzt und nach dem Gewichte verkauft. Sie sind entweder einfarbig blau, gelb, grün, rot oder auch vielfarbig und in diesem Falle manchmal so hübsch gemustert, daß sie den Eindruck zierlicher Mosaik machen. Es gehören zu ihnen nicht bloß wirkliche Steine, wie verschiedene Quarzarten, Karneole, Achate, Jaspise u. s. w., sondern auch gebrannte Thone und langsam verwitternde Glasflüsse. Sie alle bedeuten und bringen Glück. Kinder werden mit solchen zu Pulver zerriebenen Steinen bestrichen, damit sie kräftig gedeihen.[104]) Die Baele glauben an die übernatürliche Kraft eines bunten Steines, der Kuntok genannt und in Ennedi verhältnismäßig selten gefunden wird. Unter entsprechenden Gebeten mit Mehl bestreut und mit dem Blute eines geopferten Schafes besprengt, sichert er seinem Besitzer Gelingen aller seiner Pläne und befreit ihn von seinen Feinden.[105]) Steingeräte werden an der Guineaküste wie am Tanganjikasee als starke Schutzfetische betrachtet.[106]) Von manchen Stämmen werden mit Vorliebe eiserne Ketten und Ringe als Amulette getragen. Die Malimba in Kamerun begnügen sich mit solchen. Der Loangoherrscher trägt einen Fetisch Bulunga in der Gestalt eines offenen Eisenringes, der körperliches Unwohlsein fernhält; der Fetisch Malunga, von derselben Form, schützt den Geist der schwarzen Majestät vor Benebelung, der Fetisch Imba, ein mit einer Muschel versehener Armring, bewahrt sie vor blutigem Streite, der Fetisch Madomba, eine Eisenkette, vor Unglück im

Kriege u. s. w. In vielen Gegenden werden Holzstäbe als Amulette verwendet. Zur Einrichtung eines jeden Kraals in Natal gehören vier dünne Stöcke, die von den angestellten Zauberdoktoren für einen Ochsen geliefert werden und „Hirtenknaben des Himmels“ heißen; dieselben werden gegen ein heranziehendes Gewitter unter dem Rufe: „hier sind deine Knaben!“ im Kreise geschwungen. Überdies befindet sich in jedem Kraal eine Art Weihwasser.[107]) Die Betschuanen schützen ihre Städte und Dörfer gegen Feuersbrunst, Seuchen, feindliche Überfälle, Viehdiebstähle durch Antilopenhörner, die sie an den Eingängen vergraben, und durch Töpfe und Pavianköpfe, die sie zwischen den Gehöften, und durch Raubtierschädel, die sie in der Nähe des Viehkraals aufhängen. Diese „Lipeku“ oder öffentlichen Amulette werden auf feierliche, den Fremden streng verheimlichte Weise bereitet.

Wie die Krieger durch Beräucherung gegen feindliche Waffen gefeit werden, so die Saaten gegen Heuschrecken, schädliche Witterungseinflüsse u. dgl. Das den bösen Zauber überwindende Molèmo, d. i. Pulver, Asche oder Brei, in einem Horne oder Gefäße sorgfältig aufbewahrt, spielt bei diesen Feierlichkeiten eine Hauptrolle. Dasselbe hat, wie nicht bloß *Casalis*, sondern auch andere berichten, zugleich die Kraft, jene Reinigungen und Sühnungen zu bewirken, deren Unterlassung den Erfolg der Wundermittel hindert. Jeder südafrikanische Häuptling ist im Besitze eines magischen Hornes, dem er sein Leben und sein Land anvertraut weiß. Der Inhalt desselben wird gewonnen aus pflanzlichen und tierischen Stoffen, deren besondere Eigenschaften oder höhere Beziehungen nur den Eingeweihten bekannt sind. Bei der Einweihung wird ein Ochs geschlachtet, mit dessen Galle die Asche vermischt wird; ein Stück aus den Eingeweiden wird als Verschluß verwendet. Steht dem Stamme ein Krieg oder eine sonstige Gefahr bevor, so erscheint der Häuptling mit diesem Horne und läßt die waffenfähigen Männer mit dem Inhalte desselben einreiben Was er fürchtet, ist nicht die feindliche Kriegsmacht, sondern deren Molèmo oder wunderkräftigen Gegenzauber, der vielleicht stärker ist, als sein Zauber. Das magische Horn ist auch im östlichen und im inneren Afrika ein sehr beliebter Stammestalisman.

Jeder Kaffer verfügt überdies über einen mehr oder minder reichen Schatz privater Fetischamulette. Die Tollus (Dolus) der Kosa, die Litaala der Betschuanen, die Pheku der Basuto sind in der Regel Tarsus- oder Karpalknochen gewisser kleiner Säugetiermännchen, Schuppen des Schuppentieres, Metatarsusknochen gewisser Vögel und Klauen bestimmter Raubvögel, Schlangen- und Leguanhaut, kleine Schildkröten, Leiber großer Rüsselkäfer, mit eingebrannten Zeichen versehene Holzpflöckchen, eingeschnittene Ziegenbockhörner, kleinere Hörnchen der zarteren Gazellenarten u. s. w. Der Kosa trägt diese Dinge in einem ledernen Beutelchen bei sich, der Motschuane an einer Gras- oder Giraffenschwanzschnur am Arme oder um den Hals. Dem einen wie dem andern dienen sie zum Schutze gegen Unfälle und Krankheiten aller Art und als Auskunftsmittel in jeder Ungewißheit und Verlegenheit; sie offenbaren, wo die Gefährten bleiben, wohin das Vieh sich verirrt hat, wo Wasser zu finden ist, wo das gestohlene Gut versteckt ward, wo der flüchtige Verbrecher sich verborgen hält u. s. w. Zur Lebenshaltung der Herero gehört ebenfalls ein reiches Inventar magischer Mittel. Wer mit Jagdbeute heimkehrt, nimmt Wasser in den Mund und spuckt dreimal über seine Füße und in das Herdfeuer, um sich das Glück zu sichern. Staub aus einer Löwenspur, mit den entsprechenden Verwünschungen auf die Spuren des Feindes gestreut, führt diesen dem Löwen in den Rachen. Ein beliebtes, auch von den Kolonisten innerlich gebrauchtes Heilmittel besteht aus den Verdauungsresten *(Wolwenstront)* der Hyänen.[108]).

In den vom Islam beherrschten oder beeinflußten Ländern finden die von den Marabuts verfertigten und feil gebotenen Gris-Gris, d. h. die mit Koransprüchen beschriebenen Papierstücke, eine starke Nachfrage. Der Preis eines solchen richtet sich nach der Zauberkraft des Gris-Gris und steigt nicht selten über hundert Mark. Denn wer möchte nicht um diese Summe gefeit sein gegen den Zahn des Löwen oder des Krokodils, gegen die Kugel des Feindes, gegen den Rachen des Teufels? *Emin Pascha* sandte im vorigen Jahre ein Amulett (Hedschâb anfâk) nach Berlin, das einem Mohammedaner aus Tabora abgenommen war. Dasselbe ist ein auf Rosapapier aufgezogenes Blatt von 105 cm Höhe und gleicher Breite und in 10000 quadratförmige Felder mit Koranworten eingeteilt; den Rand ringsum bilden Kreise und

Quadrate, in die allerlei magische Anrufungen, Beschwörungen und Buchstabenformeln eingetragen sind. Ein solcher Talisman dient als Wunder- und zugleich als Wahrsagemittel; sein Besitzer berührt aufs Geradewohl eins der vielen Quadrate oder er stellt nach rechts oder links fortschreitend Wörter zu einem Satze zusammen, um die Zukunft zu enträtseln, guten Rat zu erhalten u. dgl. Diese Amulette werden mit größter Sorgfalt bewahrt und gewöhnlich in Kapseln oder im Turban getragen.

Zur Bereitung der kräftigsten Fetischmedizinen wie Zaubergifte werden gern die scheußlichsten Mittel verwendet, zu deren Erwerb auch in Europa zahlreiche Leichenschändungen und Mordthaten, wahrscheinlich auch manche „Lustmorde", wie man sie unpassend genannt hat, verübt werden. Die schwarzen Fetischdoktoren gehen öfters auf Menschenfang aus. Die Kaffernschmiede werfen Stückchen Menschenfleisch in die Kohlen, die Bauern auf die Äcker, die Kriegsdoktoren benutzen solches zur Bereitung von Kriegsmedizin und die Hexenmeister zur Verübung feindlichen Zaubers.[109]) Im Jahre 1879, so erzählt der Missionar *A. Kropf*,[110]) wurde ein dreijähriges Kosamädchen vermißt. Dasselbe war vom eigenen Großvater für eine Kuh an einen Zauberer verkauft worden, der außer einem männlichen Kinde, das er schon besaß, auch eines weiblichen zur Bereitung von Zaubergut bedurfte; die verstümmelte Leiche wurde in einem Graben aufgefunden. Ein Linjaka oder Medizinmann der Basuto ermordete seinen Begleiter und nahm die abgeschnittenen Gliedmaßen in seinem Fellsacke mit nach Hause, um sie bei der Bereitung von Fetischmedizin zu verwerten. Die Matabelen bei Maposch fangen Fremde für die Hexenschüssel; einige Einheimische, die von Geburt an zu diesem Zwecke bestimmt sind, genießen bis zu dem Zeitpunkte, wann ihre Stunde schlägt, Raubfreiheit.[111]) Ganz jüngst teilt der Missionar *Booms* über das Fest der ersten Früchte, das die Matabelen im Februar oder März feiern, einige Einzelheiten mit, die er mit großen Schwierigkeiten einigen Schwarzen entlockt hat. Der Oberpriester mischt mit feierlichem Ernste eine Menge Zauberkräuter, Haare und Stücke von Wildfellen durcheinander. „Dazu kommen verschiedene Teile von menschlichen Leichen, als Ohren, Augen, Nasen, Lippen, Zungen, Herzen, Leber, Finger und Fingernägel und noch anderes, was ich gar nicht nennen will. Das alles wird nun gekocht, und bald steigt ein

dicker, übler Rauch aus dem Kochofen empor. Auf einen Wink des Zauberers kommt das Volk in Gruppen von 5 bis 10 Mann herbei, und ein jeder saugt durch ein Schilfrohr den Rauch ein. Wenn das abgelaufen, werden von neuem einige Kräuter zu Pulver zerrieben, und wieder kommt jeder heran und nimmt sich eine Prise davon. Inzwischen beeilen sich einige der jungen Burschen, eine weiße Kuh zu melken; die Milch wird in den großen Topf gegossen und mit etwas Wasser und Bier und verschiedenen Kräutern vermengt. Dieses Mischmasch wird nun gekocht, und wieder kommt das Volk in kleinen Gruppen herbei, um davon zu kosten und zugleich Oberarme, Brust und Schenkel damit zu bestreichen." Ein Tanz beendigt das Fest, nach dessen Abschlusse der Genuß der ersten Früchte erlaubt ist. Die Matabelen führen dasselbe auf eine Anordnung Gottes, soll wohl heißen, der Geister, zurück. Die Kuh, deren Milch bei dieser Feier verwendet wird, muß von weißer Farbe sein, damit die Soldaten auch im Finstern den Feind sehen können. Das Menschenfleisch wird von den Leichen erschlagener Feinde genommen; dasselbe wird in kleine Stücke zerschnitten, an der Sonne gedörrt und für das Erntefest aufbewahrt.[112])

Bei den Basuto und anderen Betschuanen sind es hauptsächlich die Baloi oder bösen Zauberer, welche Leichen schänden und Neugeborne töten. Die Marutse und Mabunda dagegen pflegen auch zu den öffentlichen Amuletten Teile des menschlichen Körpers zu verwenden. Letztere werden von dem lebenden Körper abgetrennt, in besonderen Gefäßen aufbewahrt und im Kriege, bei Landplagen u. s. w. gebraucht. Diese scheußliche Unsitte ist erst durch die geheimen Räte des Königs Sepopo eingeführt worden. Als die Stadt Neu-Schescheke angelegt war, wurde im Ministerrate beschlossen, dem Knaben eines Häuptlings die Finger und die Zehen abzuhauen und diese in der Kriegstrommel aufzubewahren. *Holub* erzählt ausführlich den empörenden und erschütternden Hergang der listigen Gefangennehmung und der grausamen Marterung des durch den königlichen Scharfrichter Maschoku, die „Mabunda-Hyäne", entführten Opfers. Unter Trommelschlag und unter den eintönigen Weisen der Musik schneiden die Zauberdoktoren dem Kinde Finger um Finger, Zehe um Zehe ab. Die entfernt stehende Menge vernimmt die Schreckensrufe: „Vater, mein Vater, sie töten mich!"

Nachdem die Verstümmelung vollbracht ist, wird der Knabe gewürgt und mit einem Kiri erschlagen. Darauf werden die Bote bestiegen; ganz zufällig scheinen dieselben in der Mitte des Sambesi-Flusses einen Knäuel zu bilden: man will den Leichnam unbemerkt in den Fluß hinabgleiten lassen. Die Angst aber hat den Ahnungssinn der Mutter geschärft. Während die Bote etwas flußabwärts an den königlichen Gehöften anlegen, folgt ihnen eine jammernde Frau am Ufer nach, watet, die Krokodile und den Zorn des Tyrannen nicht achtend, in das Wasser und fordert laut ihr Kind, ihren Muschemani, zurück. Der König steigt ruhig aus: was weiß er von Mutterfreude und Mutterschmerz? Ihm folgen die Seinen, und bald sitzt man bei einigen Töpfen Butschala, während die alten Doktoren die getrennten Finger und Zehen in einer der Kriegstrommeln verbergen.[113])

Aus dem Gebiete der Nilquellen, wo ebenfalls das magische Horn im Gebrauche ist, berichtet *J. H. Speke,* daß die in den Kampf ziehenden Krieger über den Leichnam eines getöteten Kindes hinwegschreiten müssen, um kugelfest zu werden. Der richtige Zeitpunkt des Losschlagens wird durch folgende Grausamkeit zu ermitteln gesucht: auf ein Gefäß mit kochendem Wasser werden ein kleines Kind und ein junges Huhn gelegt und mit einem gleichgroßen Gefäße bedeckt; sind sie nach einiger Zeit noch am Leben, so darf der Feldzug begonnen werden. Den glücklichen Ausgang minder wichtiger Unternehmungen verbürgt man sich dadurch, daß man über eine geschlachtete Ziege oder einen zertretenen Frosch hinwegschreitet.[114]) Menschenblut und Menschenfleisch, vermischt oder zusammengekocht mit Pflanzen- und Tierstoffen, liefert auch zahlreichen westafrikanischen Stämmen unüberwindliche „Medizinen". *Wilson*[115]) sah an der Gabunküste, daß man einem kürzlich verstorbenen angesehenen Manne den Kopf abschnitt und denselben auf Kreide auströpfeln ließ. Wer mit solcher Kreide seine Stirn bestreicht, in dessen Haupt dringt die Weisheit des Toten.

Diesen Wahn zu Ende denkend, thut der Fetischgläubige noch einen Schritt, der zugleich seiner Rachgier die vollkommenste Befriedigung verheißt: er wird Menschenfresser. Schnöde Leckerei, diese äußerste Entartung der kannibalischen Unsitte, ist jedenfalls nicht der ursprüngliche und wahrscheinlich auch heute noch nicht der häufigste Beweggrund dieses fluchwürdigen, manche

Negerstämme entehrenden Lasters; Menschenfresser aus Feinschmeckerei sind gerade solche Stämme, die durch geistige Begabung, Kunstfertigkeit und Gewerbefleiß hervorragen. Was den Blutdurst erzeugt, ist vor allem der Rachedurst, dieses natürliche Erbteil der wilden oder verwilderten Natur, die den Feind dauernd unschädlich zu machen trachtet. Auch in den Augen des Negers, der die Thatkraft und die Tapferkeit seines Todfeindes vielleicht mehr schätzt, als haßt, ist die gänzliche Vernichtung der Feindesseele weniger vorteilhaft, als die nutzbare Verwendung derselben. Die Wahnvorstellung aber, durch den Genuß des Blutes, insbesondere des Herzblutes, des Knochenmarkes und des Fleisches die Seele oder ihre Vermögen und Vorzüge erben zu können, lehrt ihn den höchsten Triumph der Rache: mit Wohlbehagen trinkt er das rauchende Blut, gierig verschlingt er die zuckenden Fleischstücke, um die Kraft und den Mut des erschlagenen Opfers sich einzuverleiben; und wer so der eigenen Seele noch eine zweite, überdies infolge der Trennung von ihrem Körper magisch begabte Seele zulegen oder auch nur dienstbar machen konnte, hat in der That einen köstlichen Gewinn gemacht. Aus derselben Richtung kommen die Antriebe, die auch den Häuptling, den Fetischpriester, den Medizinmann im Genusse von Menschenfleisch eine übernatürliche Stärkung suchen lassen.

Wenn der Jaga von Kassange Sabamento, d. i. Hochzeit, feiert, muß ein eigens für dieses Fest erzogener und wie die religiösen Schlachtopfer in Mexiko und Brasilien mit großen Ehren behandelter Neger auf gräßliche Weise verbluten. Der Jaga selbst öffnet ihm mit einem halbmondförmigen Messer die Brust, reißt das Herz heraus und nimmt davon einen Bissen. Inzwischen lassen die Makotas oder Hofwürdenträger das Blut des Nikango, so heißt der Ärmste, über die Brust des Jaga strömen und reiben sich auch selbst damit ein unter dem Rufe: „groß ist der Jaga!“ Desgleichen essen sie von dem mit Ochsen-, Hühner- und Hundefleisch zusammengekochten Leichname. Früher wurde auch dem portugiesischen Beamten ein Teil von dem Gerichte zugeschickt, und dieser zeigte sich für die erwiesene Aufmerksamkeit durch ein Fäßchen Branntwein erkenntlich.[116]) Bei der Thronbesteigung des neuen Königs von Bihé, der den Ehrentitel „Mächtiger, wütender Löwe“ annimmt, wird der vornehmste Kriegsgefangene geschlachtet, und sein Fleisch unter die Kriegsobersten verteilt, die

dasselbe, mit Büffel- und Hundefleisch vermischt, braten und verzehren, in der Hoffnung, durch Einverleibung eines Stückes Heldenseele im Kampfe unüberwindlich zu werden.[117]) Demselben Zwecke dient wahrscheinlich das große Festessen, „Fest von Quissunge“ genannt, welches die Großhäuptlinge von Bihé von Zeit zu Zeit in ihren Libatas oder Residenzen abhalten; bei demselben werden fünf Menschen geopfert und verzehrt: ein Mann, der Antilopenjäger sein muß, und vier Weiber und zwar eine Töpferin, eine Korbflechterin, eine Wöchnerin, die zum ersten Male geboren hat, und eine Frau, die einen Kropf hat. In alle Gerichte des Festmahles, auch in den Kapatrank ist Menschenblut gemischt.[118]) Die Aschantihäuptlinge aßen das Herz des getöteten Generalgouverneurs M'Carthy, um den Heldenmut desselben sich anzueignen, und verteilten das übrige Fleisch unter die schwarzen Offiziere, damit auch diese von der Seelenstärke des weißen Mannes Nutzen zögen.[119]) Als vor wenigen Jahren die beiden Ortschaften Hickory Town und Joss Town an der Kamerunküste mit einander Fetisch machten, wurde ein Weib zu Asche verbrannt; in diese tauchten die Verbündeten einen Finger und führten ihn zum Munde.[120]) Die Nubier, mit denen *Baker* im Jahre 1872 seinen Eroberungszug nach Unyoro unternahm, waren von dem Aberglauben erfüllt, mit jeder Kugel einen Feind töten zu können, wenn sie zuvor ein Stück von der Leber eines Mannes aus Unyoro genossen hätten. Daher hatten sie die Leber eines Erschossenen herausgeschnitten, unter sich verteilt und roh verzehrt.[121])

Wie harmlos ist angesichts solcher Greuelthaten, deren eine lange Reihe aufgezählt werden könnte, unser Volksglaube, daß Gänseleber den Geist schwächt, und Taubenherzen das Gemüt schwer machen. Freilich hat sich derselbe auch schlimmere Verirrungen zuschulden kommen lassen.

Wie man überall in Afrika an höhere Mächte glaubt, so bedient man sich auch allenthalben gewisser Mittelspersonen, um mit denselben in Verkehr zu treten. Mögen dieselben „Fetischpriester“ oder „Regenmacher“ oder „Zauberdoktoren“ oder „Medizinmänner“ oder wie immer genannt werden: sie fehlen nirgends, und in diesem Sinne giebt es keinen Negerstamm ohne Priester. In manchen Gegenden freilich verlegt sich diese Priesterschaft mehr auf die Beschwörung der Geister durch zauberkräftige Mittel und Sprüche, als auf die Verehrung derselben durch Gebete und

Opfer; statt höheren Beistand demütig zu erflehen, suchen sie denselben vermessentlich zu erzwingen. In jenen Ländern sodann, in welchen der Fetischbetrieb die höchste Blüte erreicht und eine Menge von Arbeitszweigen geschaffen hat, ist die Anzahl der Fetischwahrsager und Medizinmänner ohne priesterlichen Charakter unvergleichlich größer, als die der Priester. Die Bezeichnung Fetischpriester wird nicht selten unterschiedslos auf alle diejenigen angewendet, welche vertraute Beziehungen zu den höheren Mächten unterhalten oder beanspruchen, und teilt daher die Unbestimmtheit des Fetischbegriffes.

Priester im engeren Sinne sind nur die amtlich berufenen Mittler, die geweihten und angestellten Diener der Gottheit und der öffentlich und allgemein verehrten Geister oder Fetische, von denen eben ein jeder seine besonderen Priester hat. Sie heißen an der Goldküste bei den Fanti Obonsonfu (Obossumfu), bei den Ga Wulomo, bei den Aschanti Osofo. Der Sumanfu, welcher sich dem Dienste seines Familienfetisches oder eines nicht öffentlich verehrten Götzen widmet, ist ein Privatpriester. Außerhalb der Priesterkaste stehen die Wongtschä oder Okomfu, d. i. die Fetischwahrsager und Fetischzauberer, die sich als Propheten berühmter Wong oder Geister aufwerfen und das Volk durch ihre Gaukeleien prellen. Die Priester dienen den höheren Mächten durch tägliche Opfer und Gebete, und an den regelmäßig wiederkehrenden Festen, z. B. Neumondstagen, Erntefesten, Gedenktagen der Ahnen, wie in allgemeinen Anliegen und Nöten, vor einem Kriegszuge, zur Zeit der Dürre, nach dem Ausbruche einer Seuche, bei der Thronbesteigung, der Vermählung und dem Begräbnisse des Fürsten oder Häuptlings, bei der Siegesfeier, bei der Ankunft eines weißen Gastes u. s. w. bringen sie öffentliche Opfer dar. Vor der heiligen Handlung haben sie genau die vorgeschriebenen Reinigungs- und Speisegesetze zu beobachten und während derselben die üblichen Gebräuche und Gebete zu verrichten. Nach einer unter den Negervölkern sehr verbreiteten Sitte segnet der Priester die Ehe ein, giebt dem Neugeborenen einen Namen, weiht ihn einem Schutzgeiste oder Fetische und legt ihm die Satzungen, d. i. allerlei Entsagungsopfer, auf, die vom neuen Erdenbürger, bezw. von dessen Eltern zu beobachten sind, damit derselbe sich stets der Gunst seines unsichtbaren Lebensgefährten erfreue. Häufig findet die Vermählung mit dem Fetische erst später statt. Der

Priester leitet die strengen Übungen, die der Beschneidung und der Mannesweihe vorhergehen, und spendet bei beiden Festlichkeiten, die selten der religiösen Weihe gänzlich entbehren, den Fetischsegen. Die Beschneidung, allem Anscheine nach ein urtümlicher Brauch der Negerrasse, obwohl sie nicht gerade bei allen Stämmen derselben üblich ist, wird unter den einzelnen Völkern nach verschiedenem Ritus und in verschiedenem Alter vollzogen; sie wird zwar überall als eine wichtige Handlung angesehen, ihr Ursprung jedoch jetzt in der Regel aus dem Herkommen, seltener aus höherer Anordnung abgeleitet. Ähnlich verhält sichs mit der Mannesweihe, d. i. mit den nach Stämmen wechselnden, oft schmerzlichen und unsagbar schamlosen, einem Hexensabbat ähnlichen Gebräuchen, durch welche der Eintritt der Knaben und Mädchen ins Reifealter festlich begangen wird. Die Priester weihen neue Fetische und Amulette ein, indem sie unverständliche Worte murmelnd, dieselben mit ihrem heiligen Stabe oder Steine berühren oder mit Öl oder Blut salben oder mit Kreide, roter Erde u. dgl. bestreichen oder ihre Zauberwürfel über sie werfen; sie schließen den geheimnisvollen Bund zwischen dem Hausgötzen und dessen Familie, zwischen dem Tragfetische und seinem Besitzer und bezeichnen die Speiseverbote u. dgl., die der neue Fetisch seinen Schützlingen auferlegt hat. In Bedürfnisfällen, z. B. bei Krankheiten, wählen sie den richtigen Fetisch aus und setzen ihn durch die Mittel, die sie allein kennen und besitzen, in Thätigkeit. Eine furchtbare, blutige Macht handhabt die Priesterschaft durch die Veranstaltung und Leitung der Gottesurteile oder Hexengerichte.

In zahlreichen Ländern Afrikas, insbesondere an der Westküste, wird der religiöse Dienst nach fester Arbeitsteilung versehen. Und auch dort, wo dies nicht geschieht, pflegen die Hauptobliegenheiten des Mittleramtes unter mehrere Klassen, wenn auch nicht unter streng geschlossene Berufsgenossenschaften mit genau abgegrenzten Befugnissen, verteilt zu sein. Das Vorrecht, aber auch die vornehmlichste Pflicht und Sorge der approbierten Priester und Beschwörer ist die Sicherung und Förderung der Landeswohlfahrt, nämlich die Herabrufung des Regens und des Erntesegens, die Bewirkung des Kriegsglückes, die Abwendung und Heilung der Krankheiten und die Entdeckung und Überführung der bösen Zauberer.

Die Fürsten aller afrikanischen Naturvölker werden wegen ihrer wunderkräftigen Begabung für Regendoktoren gehalten und halten sich selbst dafür, dulden aber trotz der Eifersucht, mit der sie ihre großherrlichen Vorrechte wahren, priesterliche Witterungsmacher neben sich. Der Loangokönig gewährt solchen eine Besoldung.[122]) Die Stellung der Regendoktoren ist überall eine einflußreiche und einträgliche, aber auch eine verantwortungsschwere und verhängnisvolle. Diese Amagqira awemvula, wie sie bei den Kosa heißen, häufig selbstbetrogene Betrüger, träumen von den „Heerscharen der Luft" und stehen zu ihnen in vertrauten Beziehungen. Sie machen ihr Glück, solange es ihnen gelingt, durch allerlei Ausflüchte oder schwer zu erfüllende Anforderungen das einfältige Volk bei guter Laune und Zuversicht zu erhalten, bis der Himmel ein Einsehen hat. Sie opfern den Geistern das Stück Vieh, das ihnen der Häuptling gesandt, indem sie ihnen das aufgefangene Blut und bestimmte Fleischteile zum Genusse vorsetzen; den größten Teil des Fleisches dürfen sie für sich verwenden. Tritt nach drei Tagen der verheißene Erfolg nicht ein, so war das Opfertier nicht fehlerfrei, vielleicht zu alt, zu mager oder nicht von der richtigen Farbe. Der Regenmacher träumt nun von einem schönen Ochsen, und wenn er beim Eigentümer desselben auf Widerstand stößt, so klagt er vor dem Volke: meine Macht ist gebunden durch den Geiz und den Eigensinn jenes Mannes. Eine fortgesetzte Weigerung würde den Ochsenliebhaber das Leben kosten. So wird ein Tier nach dem andern zur Opferstätte, d. i. in die Küche des Regenmannes, geschickt. Dieser aber weiß, wenn der Himmel noch immer verschlossen bleibt, die leichtgläubige Menge zu beruhigen; er bedürfe, sagt er beispielsweise, eines lebendig eingefangenen und zugleich unverletzten Pavians oder des Herzens eines Löwen oder gewisser Kräuter, die nur an entfernten Plätzen zu finden sind. Die Willigkeit, mit der die sonst geriebenen Kaffern auch die albernsten Forderungen zu erfüllen bestrebt sind, zeugt von der Unerschütterlichkeit ihres Aberglaubens. Der heimtückische Regendoktor aber hat, wenn die Dürre fortdauert, seine Deckungsmittel noch nicht erschöpft. Auf Eingebung seines unsichtbaren Beraters nennt er einen Bösewicht, der durch ein Vergehen gegen die Himmlischen, etwa dadurch, daß er sich mit dem Kopfe auf die Erde gestellt, die ersehnte Feuchtigkeit aufhalte; und zu seinem

doppelten Vorteile bezeichnet er jemanden, der reich und ihm persönlich feind ist. Das Schicksal eines solchen gemeinschädlichen Übelthäters ist damit besiegelt; derselbe wird sofort gebunden und ertränkt oder auf andere Weise getötet, und sein Vieh wird konfisziert. Gqutsi, der Hauptregenmacher im Lande der Rarabe, hat Hunderte von Menschen in den Tod gebracht. Sein letztes Auskunftsmittel war die Bezichtigung der Missionäre, die nun natürlich vertrieben wurden. Wenn aber alle Winkelzüge gemacht sind, bevor der Himmel sich öffnet, so ist es nicht selten, daß den Regendoktor, da er seine Schuldigkeit nicht gethan oder um seiner Schlechtigkeit willen vom Himmel im Stiche gelassen ward, dasselbe Los trifft, das er andern bereitet hat.[123])

Die Zulu erzählen, daß ihre Vorfahren gerade durch den Regenmangel zur Einführung der Opfer veranlaßt worden seien. Umsoweniger ist die Ansicht glaubwürdig, daß bei einem andern Zweige der Kaffernfamilie, bei den Betschuanenvölkern, die den Regen als eine noch größere Wohlthat schätzen, die Regenopfer lediglich den Haushalts- und Beschwörungszwecken abgefeimter Betrüger dienen sollen. Der oberste Regendoktor ist das Stammesoberhaupt; jedoch versteht sich auch die Kaste der Linjaka (Njaka) auf die Kunst des Wettermachens. Bei lange andauernder Dürre werden Linjaka aus regenreichen Gegenden, meist aus den am mittleren Limpopo wohnenden Malokwana eingeladen; in feuchten Jahren dagegen wird die Arbeit einheimischen Linjaka überlassen. Ist der Regen herabgekommen, so begeben sich diejenigen, welche ihn gerufen, auf einsame Höhen, um ihn durch Pfeifen, Schreien, Murmeln geheimnisvoller Formeln u. dgl. festzuhalten. Bleibt er aus, so haben die Sünden des Volkes dieses Mißgeschick verursacht; gern werden Witwer und Witwen beschuldigt, die sich dann einer öffentlichen Reinigung unterwerfen müssen. Und wenn dies nicht hilft, wird eine Reinigung des Feuers und aller Herdsteine und darauf der ganzen Stadt vorgenommen. Endlich können auch Baloi, d. i. böse Zauberer, durch den Rauch frischer Buschzweige, die sie verbrennen, oder durch Schreien, Drohen, Schießen gegen herannahende Wolken den Regen aufgehalten haben. Regendoktoren, die keine Ausflucht mehr wissen, fallen der Rache und Verachtung des Volkes anheim.[124])

Es ist bis jetzt kein Volksstamm in Afrika angetroffen worden, der nicht durch Mittelspersonen die den Witterungszustand

beherrschenden Mächte zu gewinnen suchte. Selbst die religionsarmen Völker der oberen Nillandschaften haben ihre Kodschur, Kugur, Bundit, Bonit, die durch Opfer, Gebete und magische Beschwörungen in den Kampf mit der Natur eingreifen.

Unter Völkern, denen die Kriegslust zur zweiten Natur geworden, und der Krieg selbst eine Quelle des Wohlstandes und Wohllebens oder aber unheilbaren Wehes zu werden pflegt, bekleiden die Kriegsdoktoren ein außerordentlich wichtiges und verantwortungsvolles Amt. Sie opfern den Kriegsgeistern, d. i. den Seelen berühmter Fürsten und Helden und den von ihnen bewohnten Fetischen. Sie bereiten die Kriegsmedizin, segnen die Waffen, auf daß sie unüberwindlich, und deren Träger, auf daß sie unverwundbar werden. Auch begleiten sie das Heer mit ihren Götzen und Amuletten und mischen unter das Kampfgeschrei ihre Zaubergesänge und den Lärm der Zaubertrommeln, Zauberglocken, Zauberklappern und dergl. Die wichtigste Amtshandlung, die bei den Kosa der oberste, unmittelbar der Person des Fürsten beigesellte Priester zu verrichten hat, ist das große Opfer für das das Heer. Aufgeputzt mit getrockneten Gallblasen, Schlangenhäuten, Schildkrötenschalen, bunten Tierfellen und Federn, tanzt er vor der Menge, die alle seine Bewegungen mit andächtigen Blicken und eintönigen Gesängen begleitet, und bezeichnet alsdann auf Eingebung der Geister das von diesen gewählte Opfertier, in der Regel einen auffällig gezeichneten Ochsen. Die jungen Leute treiben diesen herbei, reißen ihn zu Boden und hauen ihm mit ihren Assegaien ein Vorderbein ab. Dasselbe wird in einem bereit gehaltenen Kessel oder in der Asche des Feuers mit allerlei wunderlichen Zuthaten, wie solche beim Freikugelgießen verwendet wurden, nach priesterlicher Anordnung zubereitet, und jeder Krieger genießt alsdann von dieser Zauberspeise, während das unglückliche Opfertier noch immer in seinen Qualen sich am Boden wälzt. Der Oberpriester macht darauf jedem Krieger einen Hauteinschnitt, in den er von der Asche der verbrannten Zaubermittel hineinreibt. Erst nachdem alle ihren Teil bekommen haben, wird das Opfertier getötet und mit Ausnahme der für die Geister beiseite gesetzten Stücke von den Kriegern verzehrt. Die Kosa setzen ein unerschütterliches Vertrauen auf die feiende Wirkung dieses Stärkungsopfers. Wer trotzdem in der Schlacht fällt, gilt als behext oder von den ihm zürnenden Geistern verfolgt. Wenn

aber das ganze Heer zu Schaden gekommen ist, so sind eben die Wundermittel des Feindes stärker gewesen, und die Wut der Menge wendet sich gegen den Oberpriester, der seine Sache so schlecht verstanden hat. Es kann daher nicht fehlen, daß manche Kriegsdoktoren ihrem gefährlichen Berufe zum Opfer fallen. Der Kaffernkönig Sarili hatte im Jahre 1878 einen berühmten Medizinmann aus dem Fingustamme berufen, um seine Soldaten kugelfest machen zu lassen. Der Onkel des Königs fiel, und ein Sohn desselben wurde verwundet. Man ließ den fremden Kriegsdoktor abermals kommen, nicht, wie dieser sich schmeichelte, um seine Dienste von neuem in Anspruch zu nehmen, sondern um ihn niederzumetzeln, da er eine zu schwache Medizin bereitet hatte.[125])

Die amtlich geprüften und angestellten Wunderdoktoren sodann, die unter allen afrikanischen Stämmen sehr zahlreich vertreten sind, nehmen eine Art Mittelstellung zwischen Priestern und Zauberern ein und verdienen eher Fetischärzte, als Fetischpriester zu heißen. In der Regel zwar verstehen und verlegen sich auch die Opferpriester auf die Heilkunst, aber sie machen von der angeblich durch Gott oder die Geister ihnen eingegossenen Kenntnis heilkräftiger oder zaubermächtiger Mittel doch nur gelegentlich und nicht gewerbsmäßig Gebrauch. Wenn sie Kranken gegen Entgelt den erbetenen Fetischsegen spenden, so thun sie nur, was ihres Amtes ist. Freilich liegt die Versuchung nahe genug, dem Eingreifen des Fetischgeistes durch Verabreichung von Heilmitteln nachzuhelfen und ein spärliches Einkommen durch fleißige Krankenbesuche aufzubessern. Westafrikanische Priester der höheren Rangordnungen brauchen ihre Privatdienste nicht anzubieten, sondern werden ohnehin, namentlich von den vornehmen und wohlhabenden Familien begehrt; die niedere Priesterschaft ist nicht so günstig gestellt, sondern auf Nebenverdienst angewiesen. Der Fetischpriester aber, auch wenn er als Wunderdoktor auf Kundschaft ausgeht, maskiert sich nicht, tanzt nicht und spielt nicht den Besessenen, wie die berufsmäßigen Fetischärzte. Im südlichen und inneren Afrika freilich, wo das Priestertum durch das Zauberwesen verunreinigt, und der Mummenschanz auch bei religiösen Verrichtungen im Gebrauche ist, treiben die Priester, nämlich die Regen- und Kriegsdoktoren, auch in der ärztlichen Praxis diesen Hokuspokus.

Während die Fetischpriester ihre höhere Macht aus ihrem religiösen Amte und Dienste ableiten, nämlich aus dem vertrauten Verhältnisse zu den Unsichtbaren, in das sie durch die Weihe erhoben wurden, gelangen die Fetischärzte zur Anstellung, nachdem sie Proben einer wunderbaren, von den Geistern ihnen verliehenen Begabung abgelegt haben. Im Gegensatze zu den Priestern, die ihre Fetische bedienen, bedienen sie sich der Fetische; jene rufen die Geister kraft ihres Amtes und bittweise, diese kraft ihrer Zaubermittel und Zaubersprüche zwangsweise. Diese ärztliche Kunst weiß sich in ganz Afrika mit dem Schleier des Geheimnisses und daher mit dem Scheine des Wunders zu schmücken, und sie verdankt zumeist diesem Umstande ihr Ansehen, ihren Einfluß und ihr Einkommnn. In den Augen der unwissenden Menge wirken die natürlichen Heilmittel und Gifte, deren Kenntnis von den Medizinmännern und Zauberern sorgfältig gehütet wird, auf Anordnung seitens der höheren Mächte, mithin infolge der Bereitung und Anwendung durch deren Vertraute; von profanen Händen gereicht, würden sie wirkungslos bleiben. Daher wird der Hauptanteil am Heilerfolge der persönlichen Anwesenheit und der geheimnisvollen Einwirkung, Berührung, Beschwörung seitens der Fetisch- oder Zauberärzte zugeschrieben. Infolgedessen muß der wilde Heilkünstler vor allem darauf bedacht sein, das Vertrauen seiner Kunden zu seiner Person, ihren Glauben an seine innigen Beziehungen zur Geisterwelt zu erhalten und zu befestigen.

Mancherlei benutzt er zu diesem Zwecke. In Westafrika führt er den Namen des Fetisches, den er bedient, und dessen er sich bedient, und beim „Medizinmachen“ nimmt er noch einen andern an, wie „Allüberwinder“, Höchstgefährlicher“, „Elefantensohn“, „Schlangenauge“ u. dgl.[126]) Den Erwerb und die Bereitung seiner Heilmittel hüllt er in den Schleier des Geheimnisses. Bei der Ausübung seiner Kunst erscheint er in seltsamer Bemalung und Bekleidung, um seine Erhabenheit über die gewöhnlichen Sterblichen anzuzeigen. Er murmelt Zaubersprüche, hantiert mit Zaubergeräten, veranstaltet Zaubermusik, um die Geister anzulocken. Durch den Erregungszustand, in den er sich durch tolles Schreien, Springen, Tanzen hineinarbeitet, ladet er den Fetisch zur Einkehr bei sich ein und bereitet sich auf dieselbe vor, und durch seine wunderlichen Gebärden, seine verzerrten Züge, seine verstellte Stimme, seine tierischen Laute, seine krampfhaften Be-

wegungen überzeugt er die verblüfften Zuschauer, daß er in der That von einem fremden Wesen beherrscht und besessen sei. Der Aufzug der schwarzhäutigen Medizinmänner und Schamanen, in ungezählten Reisebeschreibungen und Missionsberichten mit behaglicher Breite geschildert, hat durch die Eingebungen der Laune und des Erfindungssinnes so regellose und mannigfaltige Formen angenommen, wie die Fastnachtsmaskeraden in den europäischen Städten, dienen aber überall demselben Zwecke, der leichtgläubigen Menge nämlich ein Spiel übernatürlicher Kräfte vorzugaukeln. Fetischärzte von Rang und Ruf sind in der Lage, auf solche Kunstgriffe verzichten zu können, und in manchen Ländern pflegt die höhere Priesterschaft dies grundsätzlich zu thun. Anfänger in der Praxis aber und Medizinmänner ohne Weihe oder Bevollmächtigung müssen darauf Bedacht nehmen, durch möglichst seltsamen Aufzug sich Ansehen und Anhang zu verschaffen; je wunderlicher sie sich gebärden, desto leichter erwecken sie den Eindruck des Wunderbaren.

Nirgends in Europa hat der ärztliche Dienst eine so weit gehende Arbeitsteilung erfahren, als in den westafrikanischen Küstenländern. Eine Klasse der mitwirkenden Personen befaßt sich nur mit der Feststellung einer der drei Krankheitsursachen: Beleidigung der Geister oder Fetische durch Unterlassung vorgeschriebener Reinigungen, Sühnungen, Abtötungen, Gebete, Opfer, Begräbnisgebräuche u. dgl., oder Besessenheit durch einen boshaften Geist, oder Verhexung durch einen bösen Zauberer. Der Untersuchungsarzt pflegt sich unter der Hand über die näheren Verhältnisse des Kranken zu unterrichten und diesen erst beim Anbruche der Nacht zu besuchen. Wie sinnlos tanzt er, seine Fetische schüttelnd, um ein Feuer und gerät in eine von Minute zu Minute wachsende Aufregung und Begeisterung, der schließlich eine bis zur Bewußtlosigkeit gesteigerte Ermattung folgt. Diesen Zustand benutzt der Fetischgeist, um seinem Vertrauten ins Haupt zu steigen, und der letztere verkündet nun mit Augurmiene die Krankheitsursache. Wird das Ergebnis dieser oft die ganze Nacht hindurch unter tollem Springen und ohrenzerreißendem Lärme fortgesetzten Untersuchung nicht durch einen angeseheneren Hellseher über den Haufen geworfen, so beginnen die eigentlichen Fetischärzte die Behandlung des Leidenden. Ist derselbe infolge eines Vergehens gegen einen Fetisch erkrankt, so erscheint

der Priester des beleidigten Götzen: wird er von einem Geiste gequält, so läßt die Art des Übels denjenigen Priester finden, der mittels seines Spezialfetisches zur Austreibung des Krankheitsteufels befähigt und daher zu rufen ist; hat ein Zauberer seine Hand im Spiele, so muß dieser zuvor „ausgerochen", und sein Zaubergut aufgesucht werden, damit die wahre Natur der Krankheit und der Name des entgegenstehenden Heilfetisches ermittelt werden könne. Die Fälle der letzten Klasse sind in der Regel die schwierigsten, wenigstens die folgenschwersten, da dem Hexenriecher ein höherer Priester als Hexenrichter auf dem Fuße folgt.

Auch im südlichen, östlichen und inneren Afrika pflegt die Ausübung der Heilkunst durch obrigkeitliche Satzungen geregelt und in mehrere Berufszweige geteilt zu sein. Bei den Kosakaffern giebt es neben den hellsehenden Untersuchungsärzten „Doktoren des Spatens, des Ausziehens und des Ausriechens". Die erste Abteilung hält den Uhili (Wassernix) für den Anstifter der Krankheiten und heilt dieselben namentlich durch Wurzeln und Kräuter, auch wohl durch Schröpfen, Kneten. Pressen, Saugen u. s. w. Zu ihr gehören die berühmten Schlangendoktoren, welche während der Vorbereitung auf die Praxis die Giftbehälter getöteter Schlangen genießen, um sich giftfest zu machen, und nach ihrer Anstellung selbst von den gefährlichsten Schlangen gefürchtet zu werden vorgeben. Ferner zählen zu dieser Abteilung die Doktoren des Verstopfens, welche die Seelen zauberverdächtiger Menschen verschließen, auf daß sie nicht an Hexerei denken. Die Doktoren des Ausziehens holen die „Fresser", d. h. die Dinge, mittels deren der Kranke behext worden ist, aus dem Körper desselben heraus. Sie lassen zunächst ein Stück Vieh schlachten, manchmal auf die grausamste Art martern. So wurde im Jahre 1888 in Mtata auf Befehl eines solchen Gauklers ein Ochse lebendig geschunden und darauf eines Vorderblattes beraubt, so daß er auf drei Beinen umhertaumelte. Der Doktor thut sich gütlich am Fleische des Opfers und ißt sich in den Zustand des Hellsehens hinein. Im Körper des Kranken schaut er den „Fresser", eine Eidechse, ein Insekt, eine Bohne oder dgl. Aus Lehm und frischem Kuhdünger bereitet er Kugeln, legt sie an die schmerzhafte Stelle und unter Ächzen und Stöhnen drückt er dieselben von allen Seiten, damit sie die Krankheitserreger einsaugen. Darauf nimmt er die Kugeln vor den Mund und stellt sich an, als wolle er aus ihnen die

„Fresser“ herausholen; in der Wirklichkeit aber bringt er unter schrecklichen Grimassen die Dinge, die er im Munde verborgen hält und auszuziehen verhieß, in die Kugeln hinein. Mit siegstrahlendem Blicke und überlegenem Lächeln verkündet er die Genesung. Ist dieselbe aber nicht erfolgt, so werden „die scharfen Doktoren“ gerufen, damit sie das Hexengut und die Hexe ausfindig machen.[127]) Diese treiben dann jenen teils lächerlichen, teils entsetzlichen Unfug, der uns im nächsten Kapitel beschäftigen wird.

Die persönliche Würde wie die gesellschaftliche Stellung des Fetischpriesters, des Zauberarztes u. s. w. ist bedingt durch die Wichtigkeit des Wirkungskreises, den er zu versehen hat, mithin durch das Ansehen und die Macht des Geistes, dem er geweiht, gewissermaßen angetraut ist.

Ein jeder Priester teilt mit dem Fetisch, den er zu bewachen und zu bedienen hat, Wohnung und Nahrung, Namen, Rang und Ruhm. Er sorgt für die Sauberkeit des Fetischtempels, für den Schmuck des Fetischbildes, versieht den Götzen mit Speise und Trank, indem er ihm die feineren, unsichtbaren Bestandteile der Opfergaben überläßt und die groben mit unvermindertem Behagen selbst verzehrt. Der Diener eines Hauptfetisches genießt fürstliches Ansehen; denn er redet und handelt im Auftrage des Götzen, dessen Namen er trägt, dessen Weisheit und Kraft er sein eigen nennt, dessen Geist er bei wichtigen Anlässen beherbergt. Nicht nur er selbst ist unverletzlich, sondern auch jeder, der unter seinen Schutz sich begiebt. Im Fantilande ist der todeswürdige Verbrecher, dem es gelingt, die Hütte eines höheren Priesters (Obonsamfu) zu erreichen, gerettet.[128]) In früheren Zeiten genossen die Priester von Dahome Straffreiheit für alle im Erregungszustande begangenen Verbrechen, da diese den Geistern zur Last gelegt wurden. Der König Gezo hat diese gewohnheitsmäßig mißbrauchte Vergünstigung abgeschafft.[129]) Die priesterlichen Würdenträger sind naturgemäß Hof- und Staatsräte, Leibärzte und Schutzzauberer der Herrscher. Der Hausdoktor des Kaffernkönigs heißt „Stab des Reiches.“[130]) Desgleichen sind die höheren Priester die geborenen Häupter der geheimen Gesellschaften, von denen jede einen hervorragenden Fetischgeist zum besonderen Beschützer hat. Priester von Familienfetischen oder solchen Geistern, die nicht Gegenstand einer allgemeinen öffent-

lichen Verehrung sind, haben Anteil an dem Ansehen, zu dem sie jene zu erheben wissen. Die Stellung der angestellten Fetischdoktoren entspricht der Bedeutung und Wirksamkeit der Heilfetische, die von ihnen angerufen und angewendet werden.

Aller priesterlichen Weihe und Würde entbehren jene zahlreichen westafrikanischen Marktschreier und Betrüger, die vorgeblich von den „Vätern", d. i. den berühmten Stammesfetischen, gesandt und besessen, öffentlich tanzen und ihre Wahrsager- und Heilkünste anbieten. Sehr mit Unrecht werden sie in manchen Berichten als „Fetischpriester" aufgeführt. Da sie aber einander in die Hände arbeiten und auch den Namen Gottes ins Spiel bringen, so gelingt es ihnen oft genug, nicht nur die Menge, sondern auch die Priester und die Häuptlinge zu täuschen. Man baut ihnen Hütten und nimmt sie unter die Zahl der approbierten Medizinmänner auf. Ihnen, die sich mit der Macht schmücken, der gesamten Geisterwelt gebieten zu können, bringt das Volk reichliche Gaben, hingegen wirkliche Priester wohl vernachlässigt werden. Ein gleich verwerfliches und ebenso einträgliches Gewerbe betreiben die Verfertiger und Verkäufer von Fetischamuletten, dem in Senegambien, im Sudan und in einem großen Teile Oberguineas die Apostel des Islam sich mit Vorliebe widmen. Man erkennt den Marabut an seinem stolzen Gange und an einem Lederbeutel, der an seinem Halse hängt, um die Almosen aufzunehmen. Am Gürtel trägt er ein Ochsenhorn als Tabaksdose, unter dem Arme ein Papierheft mit Gris-Gris, auf dem Haupte einen breitkrämpigen Hut, in der Rechten einen langen Stab und ein „Santala" in der Linken. Dieses hochmütige, heuchlerische Geschlecht, dessen ganzer Bücherschatz eine Handschrift des Koran nebst einer kurzen Erklärung desselben ist, erinnert unwillkürlich an die Pharisäer der hl. Schrift. Stundenlang steht der Marabut mit dem Koran in der Hand in andächtigster Stellung an der Thüre seiner Hütte, um sich von den einfältigen Schwarzen wegen seiner Frömmigkeit bewundern zu lassen; mit dem Rufe der Heiligkeit gewinnt er unbegrenztes Vertrauen, dessen klingender Ausdruck ihn am meisten erfreut. Sein einträglichster Erwerbszweig ist der Verkauf von Gris-Gris.

In der Regel steht der Landesherr, als geborner und mit Wunderkraft begabter Geisterliebling, an der Spitze der Priesterkaste. Er giebt dem neugeweihten Priester einen Namen und

eine Frau und weist ihm einen Wirkungskreis oder einen Fetisch an; bei außergewöhnlichen Anlässen beruft und leitet er die Priesterversammlungen. Sein priesterliches Oberhoheitsrecht erstreckt sich jedoch weniger auf die inneren, als auf die äußeren Religionsangelegenheiten; hat er gegen religiöse Vorschriften oder Gebräuche verstoßen, so wird er von der Priesterschaft gerichtet; daher gehören Kämpfe zwischen Königtum und Priestertum nicht zu den Seltenheiten.[131]) Als die Betschuanen noch ein junges Reich bildeten, war das Königtum in der Familie der Baharutse erblich, und dieser verblieb auch eine Zeitlang nach der Teilung das Hohepriesteramt, so daß Mitglieder aus den Herrscherhäusern und Priesterkasten der neuen Betschuanenstaaten sich an den Hof der Baharutse begaben, um vom Oberhaupte derselben sich in den heiligen Künsten und Gebräuchen, z. B. im Opferritus, im Regenmachen, in der Bereitung von Wundermedizin, unterrichten zu lassen. Nachdem aber die losgetrennten Stämme selbständige und mächtige Reiche gegründet haben, von denen einige durch christliche Fürsten regiert werden, hat die alte königliche Familie auch ihre hohepriesterliche Würde eingebüßt. Ein ausschließliches Vorrecht der Betschuanenherrscher ist die Weihe der ersten Früchte.[132])

Tracht und Abzeichen der Priesterschaft wechseln wie der Modegeschmack, sind aber nicht selten von sinnbildlicher Bedeutung. In Aschanti tragen die Priester langes Haupthaar, d. h. insoweit solches auf Wollköpfen wachsen kann, kurzgeschorenen Bart und weiße Kleidung. Ein jeder von ihnen besitzt einen heiligen Stein, einen Meteorstein, oder einen Magneteisenstein, und wer in den Priesterstand eintreten will, muß sich einen solchen verschaffen.[133]) Im Ewegebiete ist ein langer Gabelstab ein Abzeichen der priesterlichen Würde.[134]) Der Aufputz der Wahrsager und Medizinmänner ist ein sehr mannigfaltiger und überall ein wildphantastischer; vor allem gehört zur Ausrüstung derselben ein reichgefüllter Zaubersack sowie eine Menge sonstiger Fetischamulette, die an Schnüren oder Riemen um den Hals, um den Leib, an den Armen und Beinen getragen werden. Die südafrikanischen Doktoren bedienen sich der Würfel, um das jedesmal geeignete Amulett oder Zaubermittel zu erkennen. Diese bestehen im Basutolande aus elf, den Fesselgelenken bestimmter Tiere entnommenen Knochen, zu denen noch zwei Stäbe, die sogen.

Weiber, und zwei Würfel, die sogen. Männer, hinzukommen. Die Kunst, den Wurf zu deuten, soll nicht leicht zu erlernen sein, da jeder Knochen, Stab, Würfel seine besonderen Beziehungen hat, und die Zusammenstellung bei jedem Wurfe eine andere ist. Die Abhängigkeit aller öffentlichen Entschließungen und Unternehmungen von dieser Zeichendeutung macht es erklärlich, daß die Häuptlinge ihre Ansichten und Pläne plötzlich und ohne erkennbaren Grund ändern, im Kriege aussichtslose Angriffe wagen und vorteilhafte Gelegenheiten unbenutzt lassen. Die Würfel entscheiden auch über die Aufnahme oder Abweisung von Missionären und Reisenden. Es giebt sogar weiße Christen, welche die Würfel befragen.[135])

Das eigentliche Priesteramt ist in Westafrika gewöhnlich in der Kaste erblich, so daß die durch den Tod entstandenen Lücken durch erwachsene Mitglieder der Kaste, die von den Geistern berufen, d. i. besessen, wurden, wieder ausgefüllt werden. Jedoch werden auch Nichtangehörige der Priestergeschlechter, namentlich solche, die im frühen Alter ihren Familien entzogen und den Fetischen geweiht wurden, in den Priesterstand aufgenommen, falls sie durch eine besondere Tauglichkeit, d. i. Berufung von oben, sich empfehlen.[136]) Von einem kleinen Kaffer, der sich durch Scharfsinn, Witz, Thatkraft und Standhaftigkeit auszeichnet, sagt das Volk: „Seht, der wird einmal ein Isanuse," d. i. „ein scharfer Doktor". Hat er seinen Beruf erkannt, so fängt er an zu träumen von Schlangen, Löwen und Tigern, in denen Seelen der Vorfahren wohnen. Fällt er dann von Zeit zu Zeit in Erregungszustände, in denen er die Kräfte der Elemente und der Tiere schaut, so darf er bei einem Isanuse (Tsanuse) in die Lehre treten.[137])

In allen afrikanischen Ländern besteht die Vorschrift, daß die Priesteramtsaspiranten durch eine besondere Ausbildung und Erziehung auf ihren künftigen Beruf vorbereitet werden. Sie müssen eine längere Zeit, nicht selten drei Jahre hindurch ein einsames und enthaltsames Leben führen; während derselben werden sie bekannt gemacht mit den religiösen Gebeten, Gesängen, Tänzen und Festen, mit den Opfergebräuchen, den Weihungen, Reinigungen, Sühnungen und Beschwörungen, mit dem Verfahren bei den Gottesurteilen und den sonstigen priesterlichen Verrichtungen; desgleichen werden sie eingeweiht in die religiösen

Überlieferungen und in die ärztliche Geheimwissenschaft, die ein sehr wichtiges Fach im Studienplane der afrikanischen Theologen bildet. An mehreren Orten der Gold- und Sklavenküste bestehen Priesterseminarien.[138]) Ein solches auf der Ogoweinsel Arumbe liefert dem Galosvolke seine Religionsdiener. Die französischen Reisenden *Serval* und *Griffon du Bellay* wurden bei der Landung daselbst von zehn Zöglingen empfangen. Bis zum 18. Jahre tragen diese Fetischleviten eine besondere Kleidung; dann bekommen sie den „Fetisch zu sehen", d. h. einen Einblick in die priesterlichen Geheimlehren.[139])

Die Weihe, die der höchste oder der älteste Priester unter Assistenz mehrerer Amtsbrüder erteilt, ist eine sehr umständliche und feierliche. An der Gold- und Sklavenküste wird der Kandidat unter Begleitung seiner Verwandten und Freunde von den Priestern zum Fetischtempel geleitet. Nachdem ein Opfer für ihn dargebracht worden, wird ihm das Haupthaar geschoren, der Körper mit einer Abkochung bestimmter Kräuter in großer Anzahl eingerieben und mit einem Schurze aus Palmblättern umgürtet. Die Angehörigen werfen sich zu Boden, die Priester aber halten unter heiligen Gesängen einen Umzug um den Fetischtempel. Der Erwählte wird mit der priesterlichen Kleidung geschmückt und auf ein Stühlchen gesetzt; der Oberpriester salbt ihm das Haupt und bittet den Geist, durch ein Zeichen sein Wohlgefallen kund zu thun. Die Anrufungen werden im Chorgesange dreimal, immer lauter und ungestümer, wiederholt. Wird der Geweihte jetzt nicht von dem Geiste, dessen Dienste er sich gewidmet, ergriffen, so gilt er als verworfen. Gerät er dagegen in heftige Erregungs- und Krämpfezustände, in denen er wilde Tänze aufführt und sinnlose Reden ausstößt, so ist er bestätigt. Nachdem er sieben Tage lang in strengem Stillschweigen verharrt, wird ihm der Mund geöffnet, und ein neuer Name gegeben. Nunmehr ist er in die Priesterkaste und zwar in die Familie desjegen Priesters aufgenommen, von dem er geweiht worden, darf daher eine Tochter desselben nicht zur Ehe nehmen. Erwachsene Priestersöhne pflegen erst nach der Weihe die dreijährige Vorbereitung auf die Verwaltung des Priesteramtes zu beginnen.[140])

In manchen Ländern empfängt der Aspirant des geistlichen Standes seine Vorbildung von einem angesehenen Mitgliede derjenigen Klasse, in die er einzutreten gedenkt. Ein junger Kaffer,

dessen Beruf zum Isanuse von zuständiger Seite anerkannt ist, tritt seine Lehrzeit an, nachdem ein Stück Vieh für ihn geopfert ist. Er meidet die Außenwelt, läßt kein Schermesser auf sein Haupt kommen und bemalt sich nicht; er giebt sich ganz seinem Lehrmeister und den Geistern hin, die ihm in Traumgesichten erscheinen und Unterweisungen erteilen. Schon macht er wilde Sprünge und nennt jemanden, der ihn krank mache oder beängstige, und er will vom Geiste des Häuptlings den Auftrag erhalten haben, den bösen Zauberer auszuriechen. Ist nun amtlich festgestellt, daß bei ihm wirklich „Ukutwasa", d. i. eine mit Hallucinationen verbundene Störung des seelischen Gleichgewichtes, eingetreten sei, so hat er vor den versammelten Isanuse eine Prüfung abzulegen, nämlich einen schweren Erkrankungsfall zu behandeln. Gelingt es ihm, durch das ihm von den Geistern geoffenbarte Wunderkraut den „Fresser" aus dem Kranken zu ziehen oder den Hexenmeister auszuriechen, so wird er als Isanuse dadurch öffentlich und feierlich anerkannt, daß ihm vom Meister der Zunft das in Wasser gekochte Heilmittel über das Haupt gegossen wird. Besteht er die Prüfung nicht, so muß er seine Studien fortsetzen; fällt er auch zum zweiten Male durch, so wird er endgiltig zurückgewiesen. Es geschieht nicht selten, daß ein solcher Kandidat aus Gram und infolge der Krankheit, durch die er seinen Beruf zum Priesterstande zu beglaubigen hatte, stirbt. Daher wendet sich mancher in Prüfungsnöten an den Häuptling, damit dieser durch seinen Einfluß die Examinatoren zur Milde stimme.[141]) Auf ähnliche Weise werden junge Betschuanen zu Linjaka ausgebildet. Der medizinische Lehrkursus beginnt mit dem Ausgraben von Heilkräutern, die getrocknet, geröstet oder zerstampft und sodann zu Heilmitteln eingeweiht werden. An ihn schließt sich die Belehrung über die Kunst des Beschwörens und des Wahrsagens, mithin über die Anfertigung, den Gebrauch und den Verkauf der Dolos, ferner über die Bereitung der öffentlichen Amulette und der Zaubermedizinen, deren sich die Regen- und Kriegsdoktoren bedienen. Das Lehrgeld beträgt eine Kuh.[142])

Im afrikanischen Religionsdienste findet auch das weibliche Geschlecht eine vielseitige, nicht selten entwürdigende Verwendung. Für jeden öffentlich verehrten Geist oder Götzen sind in Westafrika Weiber angestellt, die im Ewegebiete gleich den Priestern Vodusio oder Edrokosio, d. i. beim Geiste wohnend oder

dem Geiste geweiht, genannt werden. Da in Dahome allein dem Blitzgotte Khebioso 1500 und dem Schlangengeiste Danhgbi 2000 Weiber dienen, so darf man annehmen, daß ungefähr jedes vierte Weib mit einer religiösen Würde bekleidet ist.[143]) Die Priesterinnen, die sog. „Fetischweiber" oder „Fetischmütter", haben die Fetischtempel zu reinigen, die Opfergaben herbeizubringen und zu bereiten, an den Festen zu singen und zu tanzen und dergl. Sie tragen eine besondere Kleidung und sind unverletzlich. Eine der Frauen des Häuptlings von Ague hatte einem Fetischweibe absichtslos auf den Fuß getreten und wurde dafür im Gesichte und am ganzen Körper blutig geschlagen. Der Eheherr ahndete diese Mißhandlung nicht, spendete noch obendrein der Beleidigten und ihren Begleiterinnen eine Flasche Rum. Die Priesterin, als Braut eines Fetisches, bleibt ehelos, führt aber ein Leben, wie einst die Tempelweiber des Altertums; in Dahome sind namentlich die den Götzen Danhgbi und Legba Geweihten auch dem Laster geweiht. Gleich den Fetischjünglingen empfangen die Fetischmädchen vor ihrem Eintritte in den geistlichen Stand eine dreijährige Seminarerziehung.[144])

Priesterinnen zweiten Ranges sind die Weiber, welche nur bei besonderen Anlässen in priesterlicher Kleidung auftreten, z. B. während der jährlichen „Kostüme" tanzen. Diese dürfen heiraten, werden von ihren Männern mit Achtung behandelt und wegen der Verbrechen, die sie auf Eingebung der Geister begehen, nicht bestraft.[145]) Jedoch sind nicht alle den Fetischen geweihten Mädchen und Frauen denselben für Lebenszeit verpflichtet. Maramba, der Leibgötze des Loangokönigs, erhielt alljährlich eine bestimmte Anzahl von Dienern und Dienerinnen. Dieselben wurden nach einem mehrtägigen Fasten zu einem achttägigen Stillschweigen verpflichtet, und wenn sie dasselbe trotz aller Quälereien beobachtet hatten, führte sie der Oberpriester vor das Fetischbild, machte ihnen halbmondförmige Einschnitte auf die Schultern und ließ sie bei ihrem Blute den Eid der Treue gegen Maramba leisten; darauf legte er ihnen einige Satzungen auf und hing ihnen zum Zeichen der Einweihung eine Reliquienbüchse um den Hals.[146])

Die Schwester des Königs von Urua ist mit dem obersten Landesgötzen Kungwé a Banza vermählt.[147]) Die Priester und Priesterinnen des Höhlengeistes Makalaka im Lande der Matabelen gelten

als Söhne und Töchter desselben.[148]) Alle weiblichen Fetische ferner werden von Weibern bedient, und aus diesen werden auch die Häupter der geheimen Frauengesellschaften gewählt. Bemerkenswert ist das Vorrecht der Frauen von Gambaraga, einem zwischen Unyoro und Usongora am Muata Nzige liegenden Landstriche; dieselben sind nämlich durch Erbfolge Priesterinnen der Muzimu von Unyoro.[149]) Endlich ist das weibliche Geschlecht wegen seiner starken Naturanlage für krankhafte Erregungszustände, für künstliche Konvulsionen, Hallucinationen u. dergl. in allen Zweigen der Fetischzauberei sehr zahlreich vertreten. Jeder Wahrsagergeist hat außer einem „Sprecher" wenigstens eine „Sprecherin", der er in den Kopf steigt und seine Gedanken auf die Zunge legt.[150]) Mkasa, die große Zauberdoktorin am Hofe des Ugandakönigs Mtesa, wurde als der menschgewordene Geist des Nyansasees verehrt.[151]) Bei den Kosakaffern wird die Kunst des Hexenriechens in der Regel von alten Weibern ausgeübt.[152])

In welchem Sinne und Umfange von einem Fetischdienste geredet werden dürfe, erhellt aus dem Gesagten. Der holländische Professor *Tiele*,[153]) der den unhaltbaren Fetischbegriff *Fr. Schultzes* u. a. gegen die wuchtigen Stöße *Max Müllers* zu stützen versucht hat, meint: „Für die Vorstellung des Naturmenschen bleibt das Ding, welches er anbetet, das, was es ist: der Stein ein Stein, der Baum ein Baum. . . . Der Wilde betet nicht einen Geist an, der in dem Steine wohnt, er betet das an, was für uns ein Stein, für ihn aber ein beseeltes Wesen ist." Diese Darstellung widerstreitet durchaus der Auffassung des Negers, dessen Begriff vom Fetischgötzen jener westafrikanische Baumverehrer mit den Worten ausgesprochen hat: „Der Baum ist nicht der Fetisch. Der Fetisch ist ein Geist und unsichtbar, aber er hat sich hier in diesem Baume niedergelassen. Zwar kann er die körperlichen Speisen nicht verzehren, aber er genießt das Geistige und läßt das Körperliche, das Sichtbare zurück."[154]) Der Fetischkörper, der beseelte wie der unbeseelte, ist nur der äußere Gegenstand der Verehrung; der Grund der Verehrung aber ist der ihm innewohnende oder eingekörperte Fetischgeist. Der Fetischdienst ist daher nichts anderes, als eine besondere Art oder vielmehr eine Entartung, eine Veräußerlichung und Verirrung der Geisterverehrung, der grobe Niederschlag besserer religiösen Gedanken und Gefühle, die er voraussetzt, und an die er sich ansetzt.

Ist demnach der Fetischdienst nicht als eine besondere, selbständige Entwicklungsstufe des religiösen Bewußtseins und Kultus anzusehen, so darf derselbe noch viel weniger als Urform oder Urquelle aller Religion hingestellt werden. Eine Zeitlang hat die fetischistische Deutung des Religionsursprunges nach der zutreffenden Bemerkung *Max Müllers* das Ansehen eines „wissenschaftlichen Fetisches" genossen, der trotz seiner unheilbaren inneren Gebrechen einer Unsumme unbeugsamer Beobachtungsthatsachen gewachsen schien. Neuere Religionsforscher, ebenfalls auf dem Boden der Entwicklungslehre stehend, mögen schon aus Achtung vor den Denkgesetzen den Fetisch nicht als Wiege der Religion einsetzen; denn die abgöttische Verehrung eines Fetischgegenstandes hat den Glauben an die Gegenwart oder Wirksamkeit einer übernatürlichen Macht oder Wesenheit in demselben zur notwendigen Voraussetzung, kann erst der Ahnung und Anerkennung eines höheren Wesens folgen. Übrigens sind in Afrika die Fetische, welche als Träger göttlicher Kräfte angesehen werden, selten; die Fetische ersten Ranges oder die Fetischgötzen gelten durchschnittlich als verkörperte Geister. Gerade die Westafrikaner, die dem Fetischismus am eifrigsten ergeben sind, pflegen zu sagen, Gott habe die Fetischgeister geschaffen und leite die Menschen bei der Auswahl der Fetischkörper; und die Fetischpriester wie die Fetischzauberer führen gern den Namen Gottes im Munde, um sich bei der Menge Eingang und Ansehen zu verschaffen.[155])

Die religiöse Bedeutung des Fetischglaubens ergiebt sich von selbst. *Wuttke*[156]) u. a. schätzen ihn um der Freiheit willen, mit der derselbe im Gegensatze zur Naturvergötterung seine Götzen wähle. Die Kehrseite dieser Freiheit aber ist die Willkür und Gewalt, die gegen den Fetisch angewendet wird. Anderseits darf ein religiöser Gedanke nicht wegen seiner fratzenhaften Einkleidung verachtet werden. Der Fetisch ist ein Hilfsmittel für den schwachen Menschen, der als sinnlich-geistiges Wesen der sinnfälligen Handhaben bedarf und auch auf der höchsten Religionsstufe sich ihrer bedient, um seinen Geist zum Göttlichen zu erheben. Der Neger hat an seinen Fetischgötzen Stützen seines Glaubens und Vertrauens, die in Körpergestalt erschienenen Schutzgeister, denen er seine Bitten und Hoffnungen vortragen, sein Leid klagen, seine dankbare Gegenliebe erzeigen kann. Vom

goldenen Zeitalter ist ihm nichts geblieben, als eine verdunkelte Erinnerung: Gott, der in der Urzeit unter den Menschen wie ein Vater unter seinen Kindern verkehrte, ist ihm fern und fremd geworden, die neuen Lenker seiner Geschicke aber haben ihm nicht entfliehen sollen. Zur Entschuldigung der afrikanischen Fetischgebräuche mag noch hinzugefügt werden, daß manche Europäer an der Westküste dieselben mitmachen.[157]) „Während meines Aufenthaltes in Kimbundu hatte ich Gelegenheit," erzählt der österreichische Oberleutnant *Lux*,[158]) „einen Europäer kennen zu lernen, welcher sogar der Fetischreligion huldigte; ja, ich hörte später, daß dies unter den Weißen der Westküste durchaus keine Seltenheit sei. Der erwähnte Mann war sehr stark vom Fieber befallen . . . Als ich ihn sprach, bemerkte ich ihm, daß ich gern bereit sei, eine Quantität Chinin zu seiner Heilung bringen zu lassen, welchen Antrag er jedoch in nichts weniger als freundlichen Worten zurückwies. Gleichzeitig wies er auf ein großes, an seinem Kopfe hängendes Antilopenhorn, welches mit Sand, Asche u. dgl. gefüllt war, indem er mir bedeutete, dies sei sein Fetisch, welcher ihm die Krankheit auch ohne anderweitiges Zuthun vertreiben werde. Er hatte ein heftiges intermittierendes Fieber, und alles Zureden, sich des Chinins zu bedienen, fruchtete nichts. Sein Fetisch nützte ihm begreiflicherweise gar nichts, und nach fünf Tagen starb er."

Über den sittlichen Wert des Fetischglaubens endlich ist nicht viel zu sagen. Der Fetisch legt seinem Schützlinge eine Menge von Geboten und Verboten auf, die derselbe oft genug als peinliche Fesseln, zugleich aber als ebensoviele Antriebe zur Selbstüberwindung empfindet, denen er nicht straflos widersteht. Auf diese Weise wehrt der Fetisch in etwa dem Hange nach Trägheit und Ungebundenheit und den so heftig auf die Zwecke des Tierischen gerichteten Begierden und Leidenschaften. Für die westafrikanischen Fürsten ist die königliche Würde schon wegen der zahlreichen Fetischpflichten, die sie mit sich bringt, eine wahre Bürde, und mehr, als ein zum Throne Erkorener hat sich der Krönung durch Flucht entzogen oder mit Gewalt widersetzt.

Die Angst vor dem Rachefetische hilft die rechtliche und gesellschaftliche Ordnung aufrecht erhalten und hindert manche Verbrechen. Zu *Wilsons* Zeiten wurde am Gabun ein hochange-

sehener Fetisch gegen den Schafdiebstahl eingesetzt und feierlich angerufen, nicht bloß jeden Dieb, sondern auch jeden Hehler erbarmungslos zu töten. Bald nachher stahl ein Sklave, dem dieser Vorgang unbekannt geblieben war, aus dem Hofraume eines Weißen einen Hammel und gestand die That einem Freunde, mit dem er die Beute zu teilen gedachte. Dieser hatte zwar bis dahin schon öfters aus solchen Diebstählen Nutzen gezogen; dieses mal aber mußte er seinen Freund anzeigen, um nicht sich selbst der Rache des Fetisches auszusetzen. Der Dieb wurde am andern Morgen dem Eigentümer des Hammels zugeführt, und die versammelte Gemeinde fällte einstimmig das Urteil, der Europäer möchte mit dem Verbrecher machen, was ihm beliebe: ihn töten oder nach Brasilien verkaufen oder zeitlebens als Sklaven benutzen. Der Gerichtete wurde verbannt. Alsbald erkrankte und starb er, und jedermann erkannte in diesem Todesfalle ein Werk des Fetisches, von dessen furchtbarer Macht und Rache wahrscheinlich noch heute die Mütter ihren Sprößlingen erzählen.[159]) Die Schutzfetische gegen Dieberei sind sehr begehrt und Gegenstand eines schwunghaften Handels. Einen Langfinger freilich, der einen überlegenen Götzen seinen Freund nennt, wehren sie nicht ab; so erlebte *Béchet*[160]) in Kita den Fall, daß ein Neger im Wahne, von seinem Fetische unsichtbar gemacht zu werden, in ein bewohntes Zimmer eindrang und dasselbe auszuräumen begann. Der Bestohlene hat nichts Eiligeres zu thun, als durch den amtlichen Gegenzauberer dem Diebe einen Straffetisch setzen zu lassen. Sobald der Bedrohte die Schreckensnachricht empfängt, beginnt seine erregte Einbildungskraft, die Flügel zu schlagen; er bringt das gestohlene Gut zurück, und wenn er dasselbe bereits verbraucht oder veräußert hat, fällt er leicht in unheilbare Schwermut. Die Schwarzen Amerikas blieben in denselben Wahnvorstellungen befangen.[161]) Ein Verbrechen, zu dessen Entdeckung ein Fetischwahrsager herbeigezogen wird, entgeht selten der Bestrafung. Im Betschuanenlande läßt der Linjaka die Verdächtigen durch die Boten des Königs in die Kotla vorladen und eine kreisförmige Gruppe bilden. Mehrmals geht er in ihrer Mitte herum und ruft: „Wer die Kuh etc. gestohlen hat, muß noch heute sterben.“ Darauf schiebt er einem jeden einen Holzlöffel voll warmen Mais- oder Kornmehlbreies in den Mund mit den Worten: „Der Thäter, der diesen Brei verschlingt, wird bald des Todes sein.“

Alsdann wirft er seine Zauberwürfel und verkündet mit triumphierender Miene: „Ich habe den Dieb ermittelt!“ Wiederum macht er die Runde und blickt jedem Angeklagten in den Mund; und siehe da, alle bis auf zwei haben den Brei geschluckt; die beiden Diebe aber haben ihn aus Todesfurcht vorläufig im Munde behalten, um denselben im günstigen Augenblick heimlich auszuspeien. Der Thäter muß das Gestohlene vierfach ersetzen; dem rückfälligen Sünder werden die Finger, dem Gewohnheitsdiebe die Hände verbrüht.[162])

Die schlimmen Folgen des Fetischglaubens aber werden durch die sittlichen und gesellschaftlichen Vorteile desselben längst nicht aufgewogen. Im weitern Sinne, als Inbegriff aller an die persönlichen und dinglichen Fetische geknüpften Vorstellungen und Gebräuche, ist derselbe eine Religion des Fatalismus und des Fanatismus. Anstatt die natürlichen Bedingungen eines glücklichen Einzel- und Gesellschaftslebens aufzusuchen und zu verbessern, Leben, Gesundheit, Eigentum durch thatkräftige Selbsthilfe und öffentliche Schutzmaßregeln sicher zu stellen, überläßt der Fetischgläubige den Kampf mit den Elementen und Lebensfeinden den wunderkräftigen Mitteln betrügerischer oder selbstbetrogener Regen- und Leibesdoktoren; ihnen blindlings vertrauend, legt er die Hände in den Schoß, und statt sich durch das Leben hindurchzukämpfen, träumt er sich durch dasselbe hindurch, freilich unter anhaltendem Alpdrücken. Der Fetischglaube hemmt ferner jeden Antrieb zu einer vernünftigen Weltbetrachtung und den Glauben an eine nach weisen und heiligen Gesetzen geordnete Weltregierung. Er kennt keine anderen Gesetze, als den gesetzlosen, regellosen Willen der Geister und ihrer sichtbaren Vertreter und Verbündeten. Infolge der knechtischen, unbedingten Gebundenheit an diese launenhaften, leidenschaftlichen, zornmütigen, grausamen Mächte, die sich manchmal nur durch Blut besänftigen lassen, wird der Fetischdiener selbst grausam bis zur Unmenschlichkeit; da er dieselben hauptsächlich durch gewaltsame Mittel, durch Opfer und Beschwörungszwang, günstig zu stimmen vermag, so wird er selbst zum Gewaltmenschen.

Der Fetischbekenner wandelt unter himmlischen Wesen, wähnt sich umgeben von himmlischen Kräften. Wird er auch des Himmelsfriedens teilhaft und froh, ist er wahrhaft glücklich? Manche meinen und behaupten es. Wie einst *Georg Forster* mit

verächtlichem Seitenblicke auf die zur Überkultur gesteigerte und stellenweise zur Unkultur verzerrte europäische Kultur die Tahitier als Menschen von paradiesischer Anmut und Glückseligkeit geschildert hat, so möchte uns neuerdings *Stanley*, der nicht bloß in Thaten, sondern auch in Behauptungen kühn ist, glauben machen, der Mkopi oder Bauer von Uganda „verwirkliche in sich das Ideal des Glückes, nach dem alle Menschen streben.“ Für den Trost der Gottesnähe, für die Freude des Gottesfriedens und für die Freiheit in der Gotteskindschaft ist jedenfalls der Fetischglaube ein gar ärmlicher Ersatz. Wir hatten bereits Gelegenheit, ihn als Anstifter der Ausbeutung und des Betruges, als Vater der Angst und des Schreckens kennen zu lernen; das folgende Kapitel wird ihn in diesen Eigenschaften unter eine neue, höchst unheimliche Beleuchtung stellen.

IV.

Hexenwahn und Hexenverfolgung. Gottesurteile.

Fetischamulette und Zaubermittel wachsen nebeneinander auf dem Boden, der von der Sonne der Wahrheit nicht beschienen wird. Fetischvertrauen und Hexenangst entspringen einer und derselben trüben Quelle, sind Ausgeburten des Wahngedankens, daß es dem Menschenwillen gegeben sei, mit den höheren Mächten einen innigen Bund zu schließen und dieselben durch Anwendung magischer Mittel und Formeln zu einer Art Hörigkeit zu zwingen. Fetischdoktoren und Hexenmeister betreiben dasselbe Geschäft, mit dem Unterschiede freilich, daß jene die zünftigen Vertreter, diese sozusagen die Bönhasen des Zauberhandwerkes sind. Wie aber jede Fetischmedizin gleich wirksam zu eigenem Vorteile wie zu fremdem Verderben dient, so ist der Unterschied zwischen Fetischdoktoren und Hexenmeistern ein so fließender, daß jene jeden Augenblick einer Anklage auf Zauberei gewärtig sein müssen. Und da überhaupt jedem eine vertraute Verbindung mit einem boshaften Geiste möglich ist, so ist niemand vor dem Verdachte der Schwarzkunst geschützt; selbst Häuptlinge und Priester können in schlimmes Gerede kommen.

Der Zauberer geht bei dem Geiste, in dessen Hand er eingeschlagen, in die Schule und wird von ihm in der Bereitung und Anwendung der bösen Medizinen unterwiesen. Jeder Gegenstand, der als Fetischamulett verwertet wird, kann auch zur Ausübung der Schwarzkunst mißbraucht werden. An Vorräten für die Hexenküche fehlt es nirgends in Afrika. Recht unsaubere Dinge,

wie Abfälle von menschlichen Körpern und gewisse Teile von Menschenleichen sind besonders kräftige und daher gesuchte Zaubermittel. Die kafferischen Schwarzkünstler bedienen sich eines aus Leichenasche bereiteten Pulvers, das sie „Mehl von oben" nennen.[1])

Was immer der europäische Hexenwahn schmachvollen Andenkens den Buhlern und Buhlerinnen Satans an Zauberkraft und Übelthaten angedichtet hat, wird mit bemerkenswerter Übereinstimmung bis zur Stunde in den afrikanischen Hexenprozessen verhandelt. „Ein Mensch, der mit der geheimnisvollen Kunst der Hexerei ausgestattet ist," schreibt *Wilson,*[2]) „gilt für nicht viel weniger, als allmächtig. Er besitzt eine unbeschränkte Herrschaft nicht bloß über Leben und Schicksal seiner Mitmenschen, sondern auch über die Tiere des Waldes, über Wasser und Land und alle Elemente der Natur. Er kann sich in einen Leoparden verwandeln und die Gemeinde, in der er lebt, in beständiger Unruhe und Furcht erhalten; in einen Elefanten, der ihre Pflanzen zerstört, in einen Haifisch, der alle Fische in ihren Flüssen vertilgt. Durch seine Zauberkraft vermag er Regen aufzuhalten und das Land in Not zu versetzen. Seinem Befehle gehorchen die Blitze, und es bedarf nur einer Bewegung seines Zauberstabes, um die Seuchen aus ihren Schlupfwinkeln zu rufen. Kurz, der Zauberkraft ist nichts unmöglich; unter ihrem Einflusse stehen Krankheit, Armut, Wahnsinn und alle Übel, denen das Menschenleben unterworfen ist; auch der Tod, gleichviel unter welchen Umständen er eintritt, wird fast allgemein derselben Ursache zugeschrieben. Wenn jemand in einen Abgrund stürzt und zerschmettert wird oder wenn er sich zufällig mit einer Muskete den eigenen Schädel zerschellt, so hat er unter der Einwirkung einer übernatürlichen Macht gestanden. Man glaubt, daß ein Mensch in einen Elefanten verwandelt und getötet worden sei, weil sein Tod an demselben Tage erfolgte, als eins dieser Tiere in der Nachbarschaft getötet wurde." Die Negerhexen reiten nicht auf Besenstielen, sondern auf Hyänen und unter Eulenbegleitung; sie hetzen Leoparden und andere Raubtiere auf diejenigen, welchen sie schaden wollen.[3])

Daß die Zauberer und Zauberinnen Dürre, Mißwachs und Heuschreckenplage heraufbeschwören, den Kindersegen verhindern, Krankheit und Tod verursachen, wird aus allen Gegenden Afrikas

übereinstimmend gemeldet. Sehr verbreitet ist daselbst auch der Glaube an das Verwandlungsvermögen dieser Menschen. Dem deutschen Werwolfe oder Mannwolfe entsprechen die afrikanischen Löwen-, Tiger-, Leoparden-, Krokodil-, Elefanten-, Hyänenmenschen. Was *Wilson* hierüber aus Westafrika berichtet, wird auch von älteren und neueren Reisenden erzählt.[4]) *W. H. J. Bleek*[5]) teilt aus dem Reisewerke Sir *James Alexanders* folgende Sage mit. Ein Hottentott reiste einst mit einer Buschmannsfrau, die ein Kind auf dem Rücken trug. Als ein Trupp wilder Pferde sichtbar wurde, sprach der Mann zu dem Weibe: Mich hungert, ich weiß aber, daß Du Dich in einen Löwen verwandeln kannst: thue es also, ich bitte Dich, und fange uns ein wildes Pferd, auf daß wir etwas zu essen bekommen. Das Weib antwortete: Du wirst Dich aber vor mir fürchten. O nein! rief der Mann; ich fürchte mich nur vor dem Hungertode, nicht aber vor Dir. Und während er noch sprach, begann aus dem Nacken der Frau Haar hervorzuwachsen, ihre Nägel nahmen allmählich die Gestalt von Klauen an, und ihre Gesichtszüge veränderten sich; darauf setzte sie ihr Kind auf den Boden. Der Hottentott aber geriet bereits in Angst und erklomm einen nahen Baum. Das Weib blickte ihn mit funkelnden Augen an, trat dann beiseite und legte den Fellrock ab. Und siehe, da stürzte ein vollkommener Löwe auf die Ebene hinaus, prallte mitten unter die wilden Pferde, riß eines derselben nieder und leckte dessen Blut. Darauf kehrte er zu der Stelle zurück, wo das weinende Kind saß. Der Hottentott aber schrie vom Baume herab: Genug, genug! thue mir kein Leid an und lege Deine Löwengestalt ab! Der Löwe sah ihn scharf an und knurrte. Ich bleibe hier, bis ich tot bin, rief der Mann, wenn Du nicht wieder ein Weib wirst. Darauf ließ der Löwe Mähne und Schweif verschwinden, trat in den Busch, wo der Fellrock lag, und siehe! die Frau kehrte zurück und nahm ihr Kind wieder auf. „Als wir eines Nachmittags in einem Kebrabasadorfe (am Sambesi) Halt machten", erzählt *Livingstone*, „begrüßte uns ein Mann, der behauptete, er könne sich in einen Löwen verwandeln. Die Makololo setzten uns auseinander, daß er ein Pondoro oder ein Mann sei, der seine Gestalt nach Belieben verwandeln könne, und fügten hinzu, daß er zittere, wenn er Schießpulver röche. Wir sagten ihnen, sie möchten ihn bitten, sich sofort in einen Löwen zu verwandeln, wir würden

ihm dafür ein Stück Kattun geben. O nein, entgegneten sie, wenn wir ihm das sagen, so wird er sich verwandeln und, wenn wir ihm Schlafe liegen, kommen und uns umbringen." Der Pondoro streift tagelang, zuweilen einen ganzen Monat hindurch in den Wäldern umher und erlegt Büffel, Antilopen u. dgl. Auch nach der Verwandlung trinkt er mit Vergnügen das Bier, das ihm von seinem fürsorglichen Weibe in eine ihm eigens erbaute Hütte oder Höhle gebracht wird. Durch den Genuß einer Zaubermedizin, die im sein Weib bereitet, empfängt er das Vermögen der Rückverwandlung. *Livingstone* hat mehrere solcher Gaukler kennen gelernt, die den Eingeborenen keinerlei Anfechtung zum Zweifel bereiteten.[6]) Der Glaube an Hyänenmenschen ist am Kongo und Tanganjika wie in den oberen Nilgegenden und im ganzen Ostsudan verbreitet. Die Schwarzkünstler (Sachar, Sahahir) feiern zur Nachtzeit ihren Hexensabbat. Wie Hyänen heulend, springen und tanzen sie, halten scheußliche Mahlzeiten und ergeben sich widernatürlichen Ausschweifungen, deren Anblick den Zuschauer gewöhnlich wahnsinnig macht. Am Tage gehen sie wieder als Menschen umher, sind aber auch dann nicht ungefährlich, da sie durch den bloßen Blick die Glieder wie die inneren Organe des Körpers mit tödlicher Krankheit schlagen können.[7]) „In dem ägyptischen Grenzfort Famaka," erzählt *Rob. Hartmann*,[8]) „wurden mir selbst vizekönigliche schwarze Soldaten gezeigt, von denen das Gerede ging, sie könnten sich nachts in Flußpferde verwandeln." In ganz Abessinien gelten die Budda oder Eisenarbeiter als Wichte, die mit Hilfe Satans in Raubtiere schlüpfen. Der armenische Pater Timotheus legt ihnen den Blutdurst und die Gewohnheiten der Wölfe bei. Man weiß nicht, sagt er, ob der Buddaismus ihnen angeboren oder auf sie übertragen ist. Man behauptet, daß sie ihren Kindern die Wolfsnatur durch einen geheimen Kräutertrank verleihen. Bei Tage benehmen sie sich, wie andere Menschen, nachts aber werden sie heißhungrige, blutdurstige Wölfe, töten ihre Feinde oder saugen ihnen das Blut aus. Ein Budda ist stärker und geschickter in der Vampyrkunst, als der andere, und das Volk weiß, wer sich auf dieselbe am besten versteht.[9]) Bei den Mandingo im westlichen Sudan heißen diese menschlichen Blutsauger Onakys.[10])

„Den Hexenwahn kann man als den schwersten Fluch bezeichnen, der auf Afrika, diesem umnachteten Lande, ruht,"

schreibt *Wilson*[11]), und andere Gewährsmänner in großer Anzahl fällen dasselbe Urteil. *Tylors*[12]) Behauptung, daß in Westafrika diese Geistesverirrung mehr Menschenleben koste, als je der Sklavenhandel vernichtet habe, mag kühn und übertrieben sein; indessen darf nicht geleugnet werden, daß die afrikanische Menschheit am grausamsten unter der blutigen Herrschaft des Zauberglaubens gelitten hat und fortwährend leidet.

Schon die Angst vor feindlichem Zauber fordert ungezählte Opfer. Eine Haupteinnahmequelle der angestellten Zauberdoktoren ist die Bereitung und Anwendung von Rachefetischen, deren furchtbare Macht nur durch überlegene Schutzfetische unschädlich gemacht werden kann. Wenn etwa der Fetischmann, wie der „Fitaure" der Serrerer, von seiner Gewalt, durch das „Bante" jemandes Seele in das „Kanari", ein Gefäß von rotem Thone, einzuschließen, Gebrauch macht, so sieht der Bedrohte ein Ende mit Schrecken vor sich, und in diesem Schrecken ohne Ende siecht er dahin. Wie *Bryan Edwards*[13]) erzählt, wurden einem Plantagenbesitzer auf Jamaika binnen fünfzehn Jahren über hundert Sklaven durch ein altes Weib zu Tode gehext; Furcht hatte die Schwarzen abgehalten, den Unfug zur Anzeige zu bringen. Wer an einem Feinde Rache nehmen will, zahlt gern einen hohen Preis für eine böse Medizin, die nicht selten ein natürliches Gift ist, das den Wirkungen der abergläubischen Angst nachhilft; die Zauberdoktoren der Serrerer,[14]) der Kosa,[15]) der Basuto[16]) und anderer Stämme bedienen sich gern langsam wirkender Giftmittel.

Obschon es daher nicht immer an gegründeter Veranlassung fehlt, die Zauberer zu fürchten und zu verfolgen, so ist es doch meistens der Aberglaube, der die Hexenangst gebiert. Und diese Gemütskrankheit wird infolge der grenzenlosen Leichtfertigkeit, mit welcher der erregte Sinn ringsum Hexen wittert, zu einem gesellschaftlichen Übel der schlimmsten Art. Dem umnebelten Negerverstande kommen die Widersprüche, in die sein Denken sich verwickelt, nicht zum Bewußtsein. Ein jeder nimmt offen oder insgeheim zur Zauberkunst seine Zuflucht, und doch ist die Zauberkraft die verhaßteste Gabe, die einem Menschen zuteil werden, und der Verdacht, sie zu besitzen, der ärgste Makel, der ihm anhaften kann. Man thut alles, um solchem Argwohne zu entgehen, und schwebt trotzdem stets in der Gefahr, von ihm betroffen zu werden, da für die meisten Unglücks- und Todesfälle

geheime Unholde verantwortlich gemacht werden. Die Frau kostet zuvor von den Speisen, die sie ihrem Manne oder einem Gaste aufträgt, um ihre Reinheit von Zaubergedanken zu bezeugen. Die aufrichtigste Teilnahme an fremdem Leide kann ebenso schlimm mißdeutet werden, als Gleichgiltigkeit gegen dasselbe. Wer von einer herrschenden Seuche verschont bleibt, muß als angeblicher Anstifter derselben sterben. Ein jeder, dem ein teurer Verwandter durch den Tod entrissen ward, kann in seinem bitteren Wehe durch die Schreckenskunde überrascht werden, den Vater oder die Mutter, einen Bruder oder eine Schwester tödlich behext zu haben. Jemand wähnt sich durch den Besitz eines kräftigen Fetischamuletts gegen alles Ungemach gefeit und entdeckt alsbald zu seinem Entsetzen, daß er sich dem Tode geweiht hat.

Habgier, Haß und Rachsucht haben einst beim europäischen Hexentreiben eine Hauptrolle gespielt; dieselben Leidenschaften beuten den afrikanischen Hexenwahn aus. Keine Beschuldigung findet so leicht Glauben bei der gern getäuschten Menge, als die Verleumdung, jemand sei der Zauberei ergeben. Wer einen unbequemen Nachbar aus dem Wege zu räumen, ihn in die Sklaverei oder in den Tod zu stürzen beabsichtigt, flüstert einigen Weibern in die Ohren, er habe seit einiger Zeit an jenem Menschen ein Benehmen beobachtet, das auf vertrauten Umgang mit einem bösen Geiste schließen lasse, oder er habe erfahren, daß derselbe einen gemeingefährlichen Fetisch verborgen halte. Vielleicht hat er selbst einen solchen in oder neben der Hütte des Verdächtigten vergraben. Um seine Aussage zu bekräftigen, heftet er diesem zur Nachtzeit eine Tierklaue, eine Feder, einen Haar- oder Grasbüschel oder dgl. an die Thüre, ruft am frühen Morgen einige Leute zusammen, und auf das scheinbare Zaubermittel deutend, versichert er mit ängstlichem Blicke, dasselbe sei unzweifelhaft durch eine Teufelshand dorthin gebracht. Und ehe der Bedrohte sichs versieht, hat ihm die öffentliche Meinung vielleicht schon das Urteil gesprochen; weder seine geachtete Stellung, noch die Rechtschaffenheit seines Wandels vermag ihn vor den Fangnetzen einer peinlichen und nicht selten verhängnisvollen Untersuchung zu retten. Die Fetischdoktoren, deren Amt es ist, die Hexen auszuriechen und zu richten, nennen gern denjenigen als verdächtig und schuldig, welchen der Wille des Herrschers oder die Stimme des Volkes aus Beutelust oder Blutdurst begehrt. Das

einzige Entlastungsmittel, welches dem Angeklagten zu Gebote steht, ist das überhaupt bei Kriminalverhandlungen übliche „Gottesurteil," dessen Ausgang jedoch in der Regel in der Hand desjenigen liegt, welcher dasselbe veranstaltet oder leitet; reiche Geschenke thun ihre Wirkung. Der Kaffernkönig Sarili, dessen Kind erkrankt war, ließ den Hexenmeister (Takati) „ausriechen". Der Schuldige, ein reicher Mann, wandte sich auf den Rat der Engländer an einen andern Zauberdoktor, und dieser ließ Sarili sagen, ein anderer, namens Bomela, sei der Verbrecher. Sogleich fielen die Schergen über den armen Bomela her, rösteten ihn, bis ihm das Fleisch von den Knochen fiel, und schlugen ihm dann den Schädel ein.

Wie manche Regenmacher und Kriegsdoktoren Opfer ihres Berufes werden, so geschieht es auch zuweilen, daß betrügerische Ankläger und Ausriecher selbst in die Grube fallen, die sie andern gegraben. Der Kaffernkönig Tschaka wollte sich Gewißheit darüber verschaffen, ob die Zauberdoktoren geheime Übelthäter ausfindig machen könnten. Er ließ dieselben kommen und fragte sie nach dem Ursprunge von Blutflecken in seiner Wohnung. Alle, mit Ausnahme eines einzigen, deuteten auf einen höchst gefährlichen Bösewicht und wurden sofort hingeschlachtet. Jener Eine aber hatte den Himmel als Thäter bezeichnet und die Frage hinzugefügt, ob dieser ein Missethäter genannt werden dürfe. „Himmel" ist auch ein Ehrenname des Königs, und Tschaka selbst hatte Ochsenblut in seinem Hause ausgesprengt.[17]) „Selten stirbt ein Tsanuse (Hexenriecher) oder Takati (Hexenmeister) oder Regendoktor eines natürlichen Todes," schreibt *Wangemann*. Ein Felsabhang am Flusse Chakun führt den Namen „Doktoren-Abgrund", weil hier Chachabe die Opfer des Hexenwahnes hinabstürzen ließ, so daß sie an den Klippen zerschellten; und diese Todesart war eine noch milde.[18])

Die Art des Gottesgerichtes richtet sich nach der Schwere des Verbrechens, zu dessen Ermittelung dasselbe angerufen wird. Der Angeklagte muß mit entblößtem Arme aus einem Topfe mit siedendem Öle oder Wasser einen Schlangenkopf, einen Stein, einen Ring oder dgl. herausholen. Zieht er sich schwere Brandwunden zu, so gilt er als schuldig. Es kommt, wie *Wilson*[19]) bemerkt, zuweilen vor, daß die siedende Flüssigkeit der eingetauchten Hand weder Schmerz noch merklichen Schaden verur-

sacht. Ein anderes Verfahren besteht darin, daß ein glühendes Eisen nahe an die Haut gehalten wird; bleibt dieselbe unversengt, so ist ihr Träger rein. Bei der strengen Feuerprobe fährt der Untersuchungsrichter mit einem rotglühenden Kupferringe dem Verdächtigen dreimal über die Zunge; seinen Spruch fällt er je nach der Beschaffenheit der Brandwunde. Ein gelindes Verfahren ist die Beobachtung, ob eine in den Mund gesteckte feine Bananenwurzel Klebstoff zurückläßt, ob der Genuß gewisser Ölfrüchte oder ein Trunk Wasser, in dem eine brennende Fackel ausgelöscht worden, schädliche Wirkungen nach sich zieht.

Am häufigsten kommt bei Hexengerichten der Gifttrank, in Nordguinea „Rotwasser" genannt, zur Anwendung; man erwartet von demselben, daß er den Zauberer zunächst seiner Wunderkraft und darauf des Lebens beraube. Dieses Mittel wird in der Kalabargegend aus der bekannten Kalabarbohne, in den meisten Ländern Westafrikas aber aus der Rinde des Erythrophlaeum guineense geheim bereitet und heißt in Kamerun Sascha-Wood (Quassia- amara L.?), an der Gabun- und Ogoweküste Mbunda, in Loango und Kongo M'bambu oder N'kassa. Die Bestandteile des in Nyassa- und Sambesiländern zu gleichem Zwecke dienenden Muavetrankes konnte *Livingstone* nicht in Erfahrung bringen; er fand aber in einem Dorfe einen entrindeten Baum, der dem Tanghena, d. i. dem in Madagaskar bei Hexenprozessen benutzten Giftbaume, verwandt war.[20])

Der Trank wirkt tödlich oder nur betäubend je nach der Menge des Giftes, die er enthält, und je nach dem Maße, in welchem er genossen wird. Im pharmakologischen Institute der Berliner Universität wurden von dem in neuester Zeit vielgenannten *Liebreich* Untersuchungen dieser Rinde, die Dr. *Falkenstein* aus Loango gesandt hatte, sowie Proben mit derselben an Hunden angestellt. Die Sektion bot in allen Fällen dasselbe Bild: das Herz war gelähmt; beide Ventrikel und beide Vorhöfe mit Blut überfüllt, das Herz in allen seinen vier Höhlen im Zustande der höchsten Ausdehnung und Erschlaffung. Die Dauer des tödlichen Versuches überstieg in drei Fällen bei kleinen Hunden nicht den Zeitraum einer Viertelstunde: die Wirkungen dieser Gifteinspritzungen also ist eine ebenso rasche und schreckliche wie regelmäßige.[21]) Auf Ehrlichkeit wird bei den afrikanischen Wasserproben selten zu rechnen sein, da es vom Belieben des Hexenrichters abhängt,

wieviel der Angeklagte zu trinken hat. Die Veranstalter und Leiter der Prozesse nehmen ebenfalls davon, um sich in die nötige Erregung zu versetzen und um die Gegenprobe abzulegen; und gerade deshalb stehen sie bei der Menge in so hohem Ansehen, weil sie, frühzeitig an den Trank gewöhnt, einen kräftigen Schluck von demselben gefahrlos hinunterschütten oder ihn durch baldiges Erbrechen unschädlich machen können.

Das Verfahren selbst ist ein umständliches und feierliches. Die Zeugen und Zuschauer bilden einen Kreis um die Gefäße, welche das rötliche, der Flüssigkeit unserer Lohgruben ähnliche Wasser enthalten. Der Angeschuldigte, nur mit einem Schurze aus Palmblättern bekleidet, muß vortreten und sich in der Mitte der Gruppe niederlassen. Nachdem er die Anklage vernommen, ruft er den Namen Gottes oder die Seelen seiner lieben Toten an und überliefert sich für den Fall seiner Schuld dem Zorne der unsichtbaren Mächte. Hierauf nimmt er den Trunk. Tritt alsbald Übelkeit und Erbrechen bei ihm ein, so ist seine Makellosigkeit unwiderleglich bewiesen; fängt er aber an zu taumeln, so ist er unwiderruflich gerichtet. Selten läßt man dem Gifte Zeit, seine tödliche Wirkung zu vollenden. Die Menge bricht in ein Geheul der Entrüstung und Beschimpfung aus; sie feuert die Kinder an, den durch eine Stimme von oben Verurteilten auf alle erdenkliche Art zu verhöhnen und zu quälen, ihn anzuspeien, mit Steinen zu werfen u. dgl. Man greift den Ärmsten bei den Füßen und schleift ihn umher, bis sein Körper ganz zerrissen und zerfleischt ist, und das Leben zu erlöschen beginnt; dann schlägt man ihn mit Knüppeln vollends tot oder man wirft ihn ins Wasser oder schneidet ihm mit stumpfen Messern die Glieder und den Kopf ab oder läßt ihn auf dem Scheiterhaufen langsam verbrennen. Selbst die nächsten Verwandten müssen sich an diesen Mißhandlungen beteiligen; wer ein Zeichen von Mitgefühl an den Tag legte, würde sich selbst in gefährlichen Verdacht bringen. Denjenigen aber, welcher die Probe glücklich bestanden, erwarten hohe Ehren. Im Festtagsanzuge wird er, begleitet von seinen Angehörigen und Freunden, wie im Triumphe durch den Ort geführt. Von allen Seiten eilen Bekannte auf ihn zu, um ihn zu beglückwünschen, auch wohl zu beschenken. Zum Schlusse läßt er die angesehensten Gemeindemitglieder versammeln und in ihrer Gegenwart seine Ankläger und Ausriecher entweder demselben Rotwassergerichte unterwerfen

oder zur Zahlung einer Entschädigung verpflichten. Die boshaften Hexenspürer würden noch größeres Unheil anrichten, wenn sie nicht auf ein schlimmes Nachspiel gefaßt sein müßten.

In manchen Ländern pflegt man die der Zauberei Angeschuldigten zu martern, um ihnen ein Geständnis zu erpressen. Ein gutmütiger Ganeger, namens Afumtschä, hatte auf den Rat eines Fetischsprechers eine lebendige Katze vergraben, um seinem erkrankten Nachbar zur Genesung zu verhelfen. Einige Tage später starb der letztere und zwar, wie es hieß, infolge von Zaubergift. Afumtschä stand mit mehreren Männern vor dem Trauerhause, als ein vorübergehendes Weib, dem er aus Gefälligkeit einen Wassertopf vom Kopfe hebt, plötzlich vom Fetisch ergriffen, ausruft: „Afumtschä ist der Mörder des Verstorbenen!“ Zum Unglücke hatte derselbe einige kräftige Medizinen, wie Fetischschnüre u. dgl., erworben, aber nie daran gedacht, sie anders, als zur Selbsthilfe im Notfalle zu gebrauchen. Vergebens beteuert er die Reinheit seiner Absichten. Er wird auf ein hölzernes Gerüst gebunden, unter dem ein Feuer lodert. „Bekenne nur!“ rufen ihm die Richter zu, „und wir lassen Dich los.“ Er folgt diesem teuflischen Rate. „Du bist also doch der Mörder“, so höhnt man ihn jetzt aus; „nun gestehe auch gleich, daß Du den und den vergiftet hast!“ Und der arme Afumtschä bejaht alles, was begehrt wird. Triefend von sittlicher Entrüstung, überschütten ihn die Henker mit einer Flut von Schmähreden, schüren die Flammen und übergießen seinen Leib mit Palmöl.[22]) Noch grausamer verfahren die Kosakaffern, um von dem Angeklagten ein Bekenntnis zu erzwingen. Die Unmöglichkeit seinerseits, das vom Ausriecher beschriebene und nicht aufgefundene Zaubergut herbeizuschaffen, wird ihm als hartnäckige Verheimlichung mißpeutet. Man bindet ihm daher Hände und Füße an Pflöcke, zerschlägt auf dem ausgestreckten, regungslosen Körper Nester der großen schwarzen Baumameisen und begießt letztere mit Wasser; die gereizten Tiere kriechen nun dem Gefesselten in die Nase, in die Augen und in die Ohren und verursachen ihm durch ihr heftiges Beißen unsägliche Qualen. Die Peiniger begleiten sein Schmerz- und Schreckensgeschrei durch den Zuruf: „Offenbare Deine Zaubermittel!“ Kann er dieselben nicht angeben, da er sie eben nicht besitzt, so wird er einer neuen Marter unterworfen: entweder wird er mit heißen Steinen bedeckt oder an einen Pfahl

gebunden und ringsum gebraten. Vielleicht macht er, nur um von den grausamen Leiden befreit zu werden, ein Geständnis; er wird losgebunden, sucht und gräbt nach dem Zaubergute und kann es nicht finden; in jedem Falle wird er getötet, und von seinem Vieh, das konfisziert wird, erhält einen Teil der Ausriecher.[23])

Jedes Reisewerk belebt durch erschütternde Szenen das betrübende Bild, dessen Grundzüge vorstehend gezeichnet sind. Selbst solche Negervölker, die seit langen Zeiten im regen Verkehre mit den Europäern gestanden, haben sich noch nicht aus den nebeligen Niederungen des Hexenwahnes auf die Höhe einer vernünftigen Weltbetrachtung erhoben und von der grausamen Hexenverfolgung nicht abgelassen. Oft verursacht ein einziger natürlicher Todesfall die Ausrottung ganzer Familien, berichtet *Cruickshank* von der Goldküste.[24]) Fetischpriester, Zauberdoktoren und Herrscher, durch Hab- und Machtsucht mit einander verbündet, halten geflissentlich die Menge in Geistesfinsternis und die Hexengerichte vor den Augen der Fremden verborgen. Nichtsdestoweniger hat der europäische Einfluß stellenweise die Zahl und die Leiden der Opfer vermindert. Über die Größe des blutigen Unheiles, daß diese Seuche unter den sich selbst überlassenen Stämmen fort und fort anrichtet, können wir uns nicht leicht übertriebene Vorstellungen machen.

Auch unsere schwarzen Landsleute in Kamerun leiten alles Ungemach, insbesondere Krankheit und Tod von bösen Zauberern ab. Hat eine Schlange, ein Krokodil, ein Leopard einen Menschen getötet, so war dieses Tier behext; der Beschuldigte wird aufgespürt und zum Gifttranke verurteilt. *Hugo Zöller* sah bei seiner Ankunft zwei Negerhütten in Flammen stehen und erfuhr, daß deren Besitzer, ein Dualla, ein kürzlich verstorbenes Mädchen zu Tode gezaubert haben sollte; am andern Morgen wurde der Unglückliche im Flusse ertränkt. Unter den Bakwiri gilt im allgemeinen das Gesetz, daß, wer einen Menschen behext hat, getötet, wer eine Ziege behext hat, verbannt wird. Die ehedem volkreiche Ambas-Insel ist infolge solcher Hexenpalaver zu einer menschenleeren Einöde geworden. Dem Flecken Mapanja im Kamerungebirge hatte kurz vor *Zöllers* Ankunft dasselbe Schicksal gedroht: einer beschuldigte den andern der Zauberei, und ein furchtbarer Schrecken hatte die Gemüter aller ergriffen. Da verkündeten

schwedische Reisende dem Volke ihren Entschluß, jeden Medizinmann ohne weiteres niederzuschießen, der sich in Mapanja blicken ließe, und diese Maßregel hatte den gewünschten Erfolg.[25]) Wie schamlos die betrügerischen Hexenriecher zu Werke gehen, erhellt daraus, daß dieselben sich ihren Dorfgenossen zur Beseitigung unbequemer Mitmenschen mittels des Gifttrankes anzubieten pflegen. Ein Häuptling, der sich darauf verlegte, Zauberer anzumelden, aber bei den Gottesurteilen unterlag, wurde abgesetzt und zuletzt niedergeschossen. Die Hexenprobe ist insofern gemildert, als der Beschuldigte nach dem gefährlichen Trunke den Finger in den Schlund stecken darf.[26]) Die Seher der Malimba schauen den Zauberer wie jeden anderen Verbrecher in einer mit Wasser gefüllten Schüssel, und hierauf beginnt das Palaver.[27])

An der Coriscobai, im Gabun- und Ogowegebiete wie in Loango, Kongo, Angola und Benguella sterben alljährlich Tausende den Hexentod, über dessen Grausamkeit manche Reisenden und Missionäre als Augenzeugen berichten konnten.

Ein angesehener Mann aus dem Mbuschastamme, am Mundi, war gestorben. Der Fetischwahrsager bezeichnet einen Greis mit schneeweißem Wollkopfe als den Hexenmeister. Da der arme alte Mann weder Verwandte noch nähere Freunde besaß und der Gemeinde zur Last lag, so wurde dieser Ausspruch in der allgemeinen Volksversammlung beifällig aufgenommen. Vergebens nahm sich *du Chaillu* des Unglücklichen an; sein Angebot, denselben loszukaufen, wurde abgelehnt. Das aufgeregte Volk forderte mit tierischem Blutdurst die Hinrichtung und brachte die Nacht zuvor mit Singen und Lärmen zu, als ob es sich zu einem Freudenfeste vorbereitete. In der folgenden Morgenfrühe wurde das Opfer an das Flußufer geführt; ein Mann stieg auf den höchsten Baum in der Nähe und schrie den Namen des Mbuschateufels: „Joku! Joku!“ Dann fiel die Menge über den Verurteilten her und zerhackte ihn in Stücke. Noch tragischer war die Mordszene, welche unser Gewährsmann in der Stadt Gumbi, in der Kammagegend, erlebte. Ein angesehener Einwohner von Gumbi war in seinen besten Jahren nach kurzem Krankenlager, d. h. nach der allgemeinen Negervorstellung infolge von Verhexung, gestorben. Ein berühmter Schaman aus einem fremden Stamme ward herbeigeholt, damit er den Missethäter ausfindig mache. Der geriebene Wahrsager unterrichtete sich im geheimen über die

von der Volksstimme in Verdacht genommenen Personen und erhob gegen drei von ihnen die Anklage. Die zuerst Beschuldigte war Okandaga, die Schwester eines Führers *du Chaillus*, ein junges Mädchen, das in herzzerreißender Weise den Schutz des weißen Mannes anrief, der ihr indes nicht helfen konnte. *du Chaillu* versichert, vor Wut über seine Ohnmacht geweint zu haben. Der Hexenriecher erinnerte daran, Okandaga habe vor einigen Wochen den Verstorbenen um Salz gebeten und, da dieser ihr solches verweigert, schlimme Worte gegen denselben fallen lassen. Die zweite Angeklagte war eine Nichte des Toten, ein Weib von würdevollem Benehmen, das im Vertrauen auf seine Unschuld dem öffentlichen Ankläger mit schwerer Rache drohte, wenn der Mbundutrank ihr gutes Recht an den Tag bringen würde. Sie war sehr dadurch verdächtig geworden, daß sie keine Kinder hatte, ihr verstorbener Verwandter aber deren besaß. Man vermutete, daß sie durch Neid gegen ihren Vetter sich zu einer verbrecherischen Handlung habe hinreißen lassen. Die dritte Angeklagte war eine Sklavin des Verstorbenen, Mutter von sechs Kindern. Man fand sie dringend verdächtig; denn sie hatte vor kurzem von ihrem Herrn einen Spiegel zum Geschenke begehrt, diesen aber nicht erhalten und ihm deshalb gegrollt. Wie üblich, entschied der Mbundutrank; und was vorauszusehen war, geschah; die Dosis war so stark, daß alle drei wenige Minuten, nachdem sie den Giftbecher genommen, umsanken, sofort in Stücke zerhauen und dann ins Wasser geworfen wurden.[28]) Als im Jahre 1865 am Rembo in Mayolo, südöstlich vom Ogowe-Delta, die Blattern ausbrachen, sah *du Chaillu*, wie infolge des gottesgerichtlichen Verfahrens neben den Opfern der Seuche die Opfer des schamanistischen Betrugs lagen.[29])

Im portugiesischen Afrika ist weder der ärmste Sklave, noch der reichste Cavalheiro, wie hier der vornehme Neger heißt, gegen den Verdacht der Hexerei geschützt; selbst die Europäer leiden unter diesem gräßlichen Unfug. *Paul Güßfeldt* sah in Loango unweit seiner Station in den verlöschenden Flammen des Scheiterhaufens die verkohlten Reste des von der Volkswut gerichteten Zauberers, welcher den Tod des angesehenen Muboma von Yenga, des Lingsters der Station, verschuldet haben sollte.[30]) *Bastian*,[31]) *Hermann Soyaux*[32]) und viele andere berichten über die betrübenden Folgen des N'cassatrinkens. Überall richtet der Nganga

(Oganga) oder Fetischwahrsager, der die Leichenschau abhält und die schuldige Person (Endoxe) ausschnüffelt, sein Augenmerk vornehmlich auf die Wohlhabenden. Der König Mlongo Mako von Dandanga in Kongo sollte seinen Geiz durch den Gifttrank büßen und ward daher beschuldigt, die Frau eines Häuptlings zu Tode gezaubert zu haben, wurde aber durch einen Weißen gerettet. „In vielen Bakongodörfern muß wegen der beständigen Anklagen auf Hexerei das Leben zur Qual werden," schreibt *Johnston*.[33]) In Angola fallen jährlich Hunderte den Gottesgerichten zum Opfer, ohne daß die Portugiesen davon erfahren, da die Hexenrichter den Eingeborenen das strengste Schweigen auferlegen. Oft kommen angeschuldigte Personen aus fernen Gegenden an den Fluß Dua bei Kassange, um die Unschuldsprobe zu bestehen, und sterben hier ungekannt. *Livingstone* lernte einen sehr reichen Halbkasten kennen, dessen Mutter aus freiem Antriebe den weiten Weg nach Kassange gemacht hatte, um sich durch das Gottesurteil von dem bösen Verdachte zu reinigen.[34])

In Südafrika hat der Hexenwahn eine thatsächliche Unterlage in den häufigen Vergiftungsversuchen und eine mächtige Stütze an den Fürsten und ihren Geheimräten, den Doktoren. Überall dient der Hexenprozeß als bequemes Mittel zur Ausbeutung wohlhabender und zur Ausrottung unbequemer Unterthanen. Wehe demjenigen, welcher das Unglück gehabt, den Neid, das Mißtrauen oder gar den Haß des Herrschers sich zuzuziehen. Wird alsbald eine Untersuchung wegen Zauberei eröffnet, so weiß man schon im voraus, wer der „Ausgerochene" sein werde. Ward dieselbe durch politische Erwägungen veranlaßt, so mag der Angeklagte mit dem Leben abschließen: er wird „aufgefressen", d. h. er muß eines grausamen Todes sterben, sein sämtliches Vermögen, mit Einschluß der Weiber und Kinder, wird konfisziert, sein Kraal zerstört, und so jede Spur seines Daseins vom Antlitze der Erde vertilgt. Zuweilen gelingt es Bedrohten, durch schnelle Flucht zu einem Nachbarstamme wenigstens das nackte Leben zu retten. Der Mensch ist überall erfinderisch in den Mitteln, seine Mitmenschen zu quälen; „aber der von den Kaffern bewiesene Fanatismus ist wohl größer, als irgendwo anders in der Welt", meint *Fritsch*. Denn in der Regel löst die wegen Hexerei erhobene Anklage alle Bande der Verwandtschaft und Freundschaft; daß ein Kind für seine Eltern, die mit solchem Makel behaftet

und den Henkern überliefert sind, sich ins Mittel legt, ist als ein „ungewöhnliches Vorkommnis“ zu bezeichnen.[35]) Im Jahre 1842 starb ein Sohn des Königs Ngqika an der Schwindsucht; die eigene Mutter, die Königin Sutu, wurde als Anstifterin des Todesfalles zum Feuertode verdammt, und ihr Sohn Sandili bestätigte dieses entsetzliche Urteil. Eine Verwandte des Fürsten Gasela wurde erschlagen, weil sie ein Enkelkind desselben durch Zauberei getötet haben sollte. Als im Jahre 1885 in der Familie des Kaffern Manundu eine Krankheit ausgebrochen war, wurde Mdunyelwa, der Bruder desselben, als Takati angeschuldigt; willig ließ er sich von seinen Brüdern binden und den Henkern übergeben. Während der Feuerprobe erklärte er sich zur Herausgabe der Zaubermittel bereit; da aber die vorgezeigten nicht als die richtigen anerkannt waren, wurde er von neuem geröstet. Inzwischen war der königliche Befehl eingetroffen, daß die Hinrichtung vorläufig unterbleiben sollte; der Gemarterte aber bat um den Tod und wurde daher mit Knütteln erschlagen. Vornehme und reiche Angeklagte entrinnen selten den Fangnetzen, die das Hexengericht (Umhlahlo) auswirft. Ein achtzigjähriger Mann und sein Sohn, beide sehr wohlhabend, hatten sechs Stunden lang die Ameisentortur erduldet. Der Greis sollte darauf mit heißen Steinen belegt werden und ward inzwischen mit Stockschlägen bearbeitet. Er versprach, einen zwei Tage zuvor beerdigten Leichnam, den er zu zauberischen Zwecken gestohlen haben sollte, herbeizuschaffen; er suchte und suchte und brachte eine alte Kinnlade zum Vorschein und wurde verurteilt.[36])

Die übrigen Völker der Kaffernfamilie werden durch denselben blutigen Aberglauben beherrscht wie die Kosa. Als im Jahre 1849 eine in Natal herrschende Seuche auch die Familie des Zulukönigs Panda ergriff, erscholl ein Wehegeschrei durch das ganze Land; denn die Opfer der Hexenverfolgung waren viel zahlreicher, als die der Krankheit. Auch hier sind es die niedrigsten Leidenschaften, welche aus der Geistesfinsternis Vorteil ziehen.[37]) Den Betschuanenvölkern, den Basuto, Barolong u. s. w., sind die Baloi oder bösen Zauberer, denen die ganze Natur gehorcht, Gegenstand des glühendsten Hasses und des tiefsten Abscheues. Der Ruf „Moloi!“ bringt schreiende Kinder zur Ruhe und die wildesten Rangen augenblicklich zur Ordnung. Wer als Moloi ausgerochen ward, ist ein Kind des Todes, wenn es ihm nicht gelingt, die

Räte zu einem freisprechenden Urteile zu bestechen; in leichteren Fällen kann er sich loskaufen, wird dann einer öffentlichen Reinigung unterzogen und der menschlichen Gesellschaft zurückgegeben.[38]) Europäer, die jahrelang im Matabelenreiche gelebt hatten, versicherten dem Pater *Depelchin*, der König Lo Bengula werde im Falle, daß seine damals erkrankte Schwester Njina sterben sollte, mindestens hundert Menschen zum grausamen Tode verurteilen. Ein halbes Jahr später mußte diese Prinzessin selbst den Hexentod erdulden, da sie im Verdachte stand, ihren Bruder der männlichen Nachkommenschaft zu berauben. Binnen sechs Monaten hat der Matabelen-Nero 500 Männer, unter ihnen viele Häuptlinge und andere Persönlichkeiten von Einfluß, durch das Hexengericht aus der Welt schaffen lassen.[39]) „Wie immer", schreibt jüngst Pater *Booms* über das Erntefest der Matabelen, „hatte der große Tanz am Ende desselben blutige Hinrichtungen im Gefolge. Die unglücklichen Opfer, die von den Izanusi der Zauberei angeklagt worden, 20 an der Zahl, waren natürlich alle unschuldig."[40]) Im Sommer 1889 mußten zwei aus England zurückgekehrte Unterhäuptlinge sich drei Wochen lang bis zum nächsten Mondwechsel von den Zauberdoktoren behandeln lassen, bevor sie vor dem Könige erscheinen durften; als sie ihm nun von den Wundern des fremden Landes, von dem Reichtum und der Macht des englischen Volkes erzählten, geriet der eifersüchtige Kaffernherrscher in den heftigsten Zorn und schrie: „Ihr lügt! Hinweg mit Euch!" Der Berichterstatter meint, die beiden Häuptlinge, mit dem Verdachte belastet, in Europa behext worden zu sein, würden die Vergnügungen ihrer Reise bald mit dem Leben bezahlen müssen.[41])

Im Marutse-Mabundareiche ist das königliche Haus die Blütestätte des Zauberschwindels. Dem im Jahre 1876 gestürzten Tyrannen Sepopo, der mit der schrankenlosesten Willkür über Gut und Blut seiner Unterthanen verfügte, diente der Hexenwahn als Deckmantel seiner unersättlichen Raublust, Wollust und Mordlust. Ein sehr brauchbares Werkzeug zur Ausführung seiner teuflischen Pläne besaß er an seinem Scharfrichter Maschoku, der berüchtigten „Mabunda-Hyäne."[42]) Ein wahrhaft entsetzliches Ende bereiten die Batonga den Zauberern. Der Verurteilte wird derart zwischen Holzstücke gebunden, daß sein Kopf über den Scheiterhaufen emporragt, und seine Stimme vernehmlich bleibt. Alsbald

verzehren die Flammen das Fleisch des Ärmsten. Man erwartet von ihm ein Schuldbekenntnis; er aber wimmert: Noch ist Leben in meinem Kopfe; habet Erbarmen mit mir und tötet mich! Sein Flehen jedoch bleibt unerhört, und unter den schrecklichsten Qualen muß er eines langsamen Todes sterben.[43]) Auf eine höchst einfache, aber nichtsdestoweniger die einfältigen Leute täuschende Art geht der Mfiti oder Untersuchungsrichter am unteren Sambesi zu Werke. Will er dem Angeklagten wohl, so legt er ein sehr kleines Stück von einem Strohhalme in einen Topf und setzt den letzteren über ein starkes Feuer, so daß die erhitzte Luft den Strohhalm in die Höhe treibt; wird er von feindseliger Absicht geleitet, so setzt er den Topf hoch über eine schwache Flamme, auf daß der Strohhalm liegen bleibt. Die unwissende Menge erblickt in diesem nichtswürdigen Gaukelspiele so gewiß eine höhere Hand, daß nicht selten Kinder die eigene Mutter dem Hexentode überliefern.[44])

Serpa Pinto fand auf seiner Reise von Loanda in das südliche Centralafrika die Wahrsagerei nirgend so ausgebildet, wie bei den Völkern, welche die Ganguellasprache reden. Und da ihnen die Möglichkeit natürlicher Krankheits- und Todesursachen ebenso unfaßbar ist, wie den Negern der Bundasprache, so haben die Zauberseher vollauf zu thun. Der als Anstifter eines Todesfalles Beschuldigte wird zum Gifttranke verurteilt, falls die Verwandten des Verstorbenen sich mit einer Entschädigung nicht begnügen wollen. Die hohen Kosten, welche dem Ankläger aus einer Freisprechung erwachsen, mögen manchem die Verdächtigungslust verleiden.[45]) Nach den übereinstimmenden Berichten der Reisenden wie der Missionäre sind die Völker des Lundareiches und der Kongoländer von schwerer Zauberfurcht geplagt, und sie werden es bleiben, bis im Lichte christlicher Aufklärung die Einwirkung des fremden Geistes sich als Einbildung des eigenen Geistes entpuppt hat. Ungezählten Bewohnern dieses ausgedehnten Länderraumes wird die M'bambu- oder N'kassaprobe verhängnisvoll.[46]) „Im allgemeinen ist es," wie der Missionar *Schynse*[47]) schreibt, „ein fauler Sklave oder ein träges Weib, das seinem Manne die Suppe nicht regelmäßig kocht, die als schuldig erklärt werden." Und *Herbert Ward* bemerkt über die Stämme am Oberkongo: „Der größte Feind der Sklaven ist der Nganga Nkissi oder der Zauberdoktor."[48]) Während der

Krankheit des Muata Kiamwo von Majakkalla wurden allein in der Residenz desselben alljährlich an fünfzig Menschen getötet. „Es liegt eine dumpfe Stimmung über der Residenz," schrieb *Richard Büttner*; „denn niemand, weder Sklave, noch freier Mann, weiß, ob er nicht morgen den Henkern überliefert wird. Da das Leiden unheilbar zu sein scheint, so wird noch manches Opfer bluten müssen, ehe der König in sein Grab steigt, begleitet, wie es einem Herrscher der Majakkalla geziemt, von Hunderten zu dem Zwecke geschlachteten Sklaven und Sklavinnen." Während *Büttners* Anwesenheit hatte man auf höheren Befehl einen ahnungslos vom Felde heimkehrenden Mann unter der Anklage, den König behext zu haben, ergriffen und ihm am andern Morgen noch einen Mitschuldigen beigesellt. Ein Palmseil um den Hals, saßen die Gefangenen auf einem freien Platze, anhaltend verhöhnt und verwünscht und mißhandelt von einer Schar von Kindern und Erwachsenen; man schnitt ihnen mit großen, scharfen Messern Haarbüschel von den Köpfen, bewarf sie mit Sand und Asche und deutete ihnen mit Hohnlachen das Schicksal an, das ihrer wartete. Die Ruhe und Ergebung, mit der sie alles über sich ergehen ließen, war bewundernswert; sie sprachen mit einander oder mit den Umstehenden und schnupften Tabak. Nachdem sie eine starke Dosis des N'kassagiftes hatten einnehmen müssen, wurden sie unter Gesang und Geschrei durch die Straßen geführt; der eine von ihnen wurde von weinenden Weibern, seinen Frauen und Töchtern, begleitet. Endlich stürzten sie unter krampfhaften Zuckungen zu Boden; darauf wurde der eine durch Messerstiche getötet und dann enthauptet, der andere an einem Baume aufgeknüpft. Unbeerdigt vermodern die Opfer der Hexenprozesse am Abhange eines Berges; ihr Fleisch ist den Schweinen ein willkommener Fraß. Mehrere Schädel solcher Unglücklichen hat *R. Büttner* nach Deutschland gebracht.[49])

Im Ländergebiete der großen Seeen richtet die Zauberfurcht ebenfalls blutiges Unheil an. Von demselben wurde auch der arme Gaddo, ein hübscher und treuer Bursche unter *Stanleys* Leuten, betroffen. Die Ältesten hatten aus der geöffneten Brust eines Huhnes herausgelesen, daß Gaddo böswillige Absichten gegen den Häuptling Kavalli hege.[50]) Die Wawemba, die Wakonde, die Wawiwe und andere zwischen dem Tanganjika und dem Nyassa sitzende Stämme lassen den Verdächtigen ein giftiges Gebräu trin-

ken.[51]) In Uganda beruht die Hexenverfolgung insofern auf einer thatsächlichen Unterlage, als „die Bezauberung durch Gift“ von den Sachverständigen dieser Kunst durch Anwendung von Pflanzen- und Leichengift, das sie in die Speisen mischen, regelrecht betrieben wird. Manche Frauen entledigen sich auf diese Weise ihrer Männer. Die Erkrankung des Königs oder eines Häuptlings giebt den Bafumo zu thun, die in den Eingeweiden eines getöteten Huhnes den Hexenmeister oder die Hexe zu schauen vermögen. Wie *Alexander M. Mackay* berichtet, wurde während der langwierigen Krankheit des angeblich behexten Königs Mtesa manches Kiwendo oder Massenabschlachten von Menschen veranstaltet, um dem von *Stanley* als aufgeklärt, intelligent und human gepriesenen Tyrannen von Uganda die Genesung zu verschaffen. Tagelang zog abends eine Rotte von Scharfrichtern zum Menschenfang aus und kehrte regelmäßig mit sechzig bis siebenzig Opfern zurück. Sie lauerte an den Wegen, die zur Hauptstadt führen, den Leuten aus dem Volke auf. Hatte man eine große Anzahl von Gefangenen beisammen, so fand die Hinrichtung statt: einige wurden wie Ziegen abgeschlachtet, andere mit Keulen erschlagen, andere in gräßlicher Weise verstümmelt und dann langsam zu Tode gebraten.[52]) In Unyamwesi geht der Hexenriecher in ähnlicher Weise zu Werke, wie in Uganda. Jenachdem er an dieser oder an jener Stelle eines getöteten Huhnes im Fleische oder an den Knochen desselben etwas Auffallendes entdeckt hat, bezeichnet er die Sklaven oder die Weiber oder die Kinder oder die Eltern und Großeltern des Erkrankten oder des Verstorbenen als verdächtig. Er erwürgt ein zweites Huhn und wirft es unter die betreffende Gruppe; derjenige, auf welchen dasselbe fällt, ist der Schuldige, der sofort zwischen zwei Bretter gelegt und so lange gepresst wird, bis das Hirn aus dem Schädel spritzt. Während der Krankheit eines Fürsten oder eines Häuptlings vergeht kein Tag ohne solche Scheußlichkeiten.[53]) Die Unterthanen haben daher alle Ursache, ihren Tyrannen stetes Wohlsein zu wünschen und zu erflehen. Ein grimmiger Hexenverfolger war der raublustige König Mirambo von Tabora. In einem neueroberten Dorfe desselben wurde *v. Wißmann* des Nachts durch das Jammergeschrei eines jungen Weibes aufgeschreckt; der Häuptling hatte die Unglückliche als Zauberin erschlagen lassen, damit der weiße Mann dem Könige von der strengen Gerichtspflege erzählen

könnte. Eine Haupteinnahmequelle der tyrannischen Dorfschulzen bildet das beschlagnahmte Vermögen der hingerichteten oder als Sklaven verkauften Zauberer.[54]) Kurz vor *Thomsons* Ankunft in Unyanyembe war der Häuptling Siki erkrankt und hatte zwei von den Weibern seines verstorbenen Vaters nebst seinen sämtlichen Geschwistern, neun an der Zahl, wegen Zauberei hinrichten lassen.[55])

Im östlichen Afrika sind die Hexenbrände nicht weniger zahlreich, als im innern. „Die Zauberei ist der Fluch und das Verderben des ganzen Landes," klagt *Cameron*. In Ugogo ist das Zauberamt eine nicht minder gefährliche, als einträgliche Berufsart, da Regenmacher und Medizinmänner gar leicht in die Fangnetze neidischer Anklagesucht geraten. Der Beschuldigte wird langsam gebraten, bis er ein Geständnis ablegt, und mancher bekennt, um sich die Todesqual abzukürzen. Andere rühmen sich inmitten der Feuerpeinen ihrer angeblichen Verbrechen, um als große Zauberer im Andenken der Nachwelt fortzuleben oder wenigstens den Glauben an sich selbst zu besiegeln. Wer einen Häuptling behext haben soll, mag nicht nur für sich mit dem Leben abschließen, sondern auch für seine Familie zittern.[56]) In Udoë und Usigova sind namentlich betagte Leute der größten Gefahr ausgesetzt, eines Tages wegen Zauberei dem Feuertode überliefert zu werden.[57]) Alle paar Meilen stößt der Wanderer auf die betrübenden Anzeichen eines erbarmungslosen Aberglaubens. „Lodert die Flamme empor, dann beginnt unter Trommelwirbel ein wahnsinniger Tanz und ein furchtbarer Gesang um den Scheiterhaufen her. Die Verurteilten sind halb betrunken und betäubt auf denselben festgebunden und wackeln — ein grauenhafter Anblick — im Takte mit den Köpfen, als sängen sie mit oder als nähmen sie teil an dem scheußlichen Feste."[58]) In keiner Landschaft Ostafrikas aber werden so viele Hexenbrände veranstaltet, als im friedlichen Ukami. Und zwar wendet sich die Verfolgung mit Vorliebe gegen die Weiber ohne Herren und ohne Angehörige. „Eines Tages", berichtet P. *Mathurin*,[59]) „meldeten mir meine Christen, man vernehme so eben das Hexenlied. Ich wußte, daß ein Weib zum Feuertode geführt wurde. Ich wählte vier meiner verheirateten Christen und eilte mit ihnen zur Hinrichtungsstätte. Die Neger schrieen und heulten, als sie mich erblickten; der Häuptling kümmerte sich durchaus nicht um mich. Ich

bot ihm und den übrigen einige Pfeifen Tabak an und konnte so endlich in die Nähe der Unglücklichen gelangen. Es war zum Herzbrechen: sie lag auf dem Boden mit zerbrochenen Fingern und war mit glühender Asche überschüttet. ‚Sie hat genug gelitten', sagte ich zum Häuptlinge, ‚schenke sie mir!' ‚Niemals!' erwiderte er. ‚Verkaufe sie mir!' ‚Niemals!' Dann warf man sie mit zusammengebundenen Füßen und kreuzweise geschlossenen Händen auf den Holzstoß."

Zu ähnlichen Greueln verleitet der Hexenglaube die Bewohner der oberen Nilgegenden. Sehr hart verfahren die Bari gegen den Regenmacher (Bunök), der für längere Dürre keine annehmbare Entschuldigungsgründe vorzubringen weiß; sie rauben ihn sein Vieh und zuletzt das Leben. Der österreichische Konsul *Martin Hansal* erzählt, daß man einem solchen Wetterkünstler den Bauch aufschlitzte, weil er den Regen zurückgehalten habe.[60]) Vielleicht ist Nigila, der oberste Regenmacher und zugleich der Fürst Belenyan's, gemeint, der nach einem Berichte des Missionars *Morlang* im Jahre 1859 ein Opfer des Aberglaubens geworden ist. Nachdem man ihm alles Vieh geraubt und seine Wohnungen angezündet hatte, irrte er eine Zeitlang als Flüchtling im Lande umher; er wurde endlich aufgefunden und mit Lanzenstichen und Knüttelhieben zu Boden gestreckt; darauf schlitzte man ihm den Bauch auf und ließ den Leichnam von den Geiern auffressen. Auch die Verwandten Nigilas wurden aufgesucht und ausgeraubt und konnten nur durch schleunige Flucht ihr nacktes Leben retten.[61]) Die sehr begabten und bildungsfähigen Bongo richten ihr argwöhnisches Augenmerk besonders auf betagte Leute, namentlich des weiblichen Geschlechtes. „Wehe den Alten", schreibt *G. Schweinfurth*, „in deren Besitze sich verdächtige Hölzer und Wurzeln fänden: sie würden unfehlbar von den Übrigen erschlagen, gleichviel ob Vater oder Mutter. Der echte, unverblümte Hexenglaube war und ist heute im Bongolande verbreiteter, als er es irgendwo anders in der Welt gewesen; nirgend waren Hexenprozesse mehr an der Tagesordnung, als hier. Als eine Thatsache muß ich berichten, daß bejahrte Leute unter den Bongo zu den größten Seltenheiten gehören. . . . Die Nubier, von Haus aus jeder Art von Aberglauben leicht zugänglich, bestärken die Bongo erst recht in dem ihrigen.[62]) Wie *G. Schweinfurth*[63]) und *Wilh. Junker*[64]) berich-

ten, bedienen sich die Niam-Niam, die Mambanga, desgleichen die Monbuttu verschiedener Arten zur Ermittelung der Übelthäter. Eine beliebte ist das „Bänge", welches wir bereits bei mehreren Völkerschaften kennen lernten: einem Huhne wird Gift eingegeben, von dessen Wirkung die Entscheidung abhängt. Die Opfer der Hexengerichte werden zu Mahlzeiten verwendet.

Die heidnischen Stämme des mittleren und westlichen Sudan liefern ebenfalls manche Beiträge zu der afrikanischen Hexenverfolgung. Jeder Todesfall, der nicht die Folge von Altersschwäche ist, setzt die „weisen Männer" in Bewegung. „In Somraï nehmen zwei derselben den Leichnam auf ihre Köpfe, der eine das Kopf-, der andere das Fußende, fordern mit den Angehörigen des Verstorbenen diesen laut auf, sie zum Mörder zu führen, schwanken, scheinbar vom Impulse des Toten getrieben, hierhin und dorthin, bis sie eine bestimmte Richtung annehmen und endlich vor der Hütte des vermeintlichen Urhebers Halt machen. Dieser verfällt dem Tode, und seine Habe wird teils vom Häuptlinge, teils von der Familie des Verstorbenen eingezogen. Die Sara entdecken den schuldigen Zauberer unter den versammelten Männern einer Ortschaft durch ein Bündel eines bestimmten Grases oder Laubes, das, auf den Kopf des inspirierten weisen Mannes gelegt, diesen alsbald hin und her zu treiben und nach mannigfachem Schwanken taumelnd zum Schuldigen, vor dem es zu Boden fällt, zu führen scheint. Direkte teuflische Einflüsse nimmt man bei den Epileptischen an, die aus diesem Grunde auch erschlagen werden sollen." [65]) Wer unter den Mandingo in den Verdacht eines Onaky fällt, ist rettungslos verloren; das Dorf rastet nicht eher, als bis es denselben durch eine qualvolle Todesart beseitigt hat.[66])

Nicht bloß als Hexenwahn, sondern auch in andern Gestalten ist der afrikanische Aberglaube eine lebensfeindliche und lebensmörderische Macht. Er macht, wie bereits erwähnt worden, manche Stämme gegen diejenigen gefühllos und grausam, welche besonderen Mitleids und Beistandes bedürftig sind, gegen die Kranken, die er in der Gewalt böser Geister vermutet. In einigen Gegenden werden Zwillinge, mißgestaltete und krüppelhafte Kinder aus abergläubischer Furcht umgebracht. Zu *Bosmans* Zeiten wurde zu Arebo, einem Orte im alten Königreiche Benin,

ein Weib, das Zwillinge geboren hatte, samt diesen Kindern dem Waldteufel geopfert; die Mutter konnte durch eine Sklavin vertreten werden, die Zwillinge aber mußten sterben und zwar durch die Hand des eigenen Vaters.[67]) An der Loangoküste wird eins der Zwillingskinder dem Tode geweiht.[68]) In Udoë werden alle Kinder, welche an einem Unglückstage oder mit einem körperlichen Gebrechen auf die Welt kommen, in das nächste Dickicht geworfen, wo sie den wilden Tieren als Beute anheimfallen.[69])

Angesichts einer durch die Flammen ungezählter Scheiterhaufen grausig beleuchteten Verstandesirrung und Gemütsverrohung fühlt sich unsere Natur genötigt, aufs äußerste entsetzt und empört zu sein. Und die Entrüstung wird bis zum höchsten Grade durch die Wahrnehmung gesteigert, daß sehr oft die niedrigsten Leidenschaften den Aberglauben der Menge ausbeuten. Andrerseits aber darf nicht übersehen werden, daß die Hexenverfolgung neben unmenschlichen Grausamkeiten auch sittliche Triebkräfte, Gerechtigkeitssinn und Vergeltungsdrang, offenbart. Wer im Bunde mit den finsteren Mächten des Geisterreiches seinen Mitmenschen am Leben oder Eigentume zu schaden trachtet, gilt in den Augen der afrikanischen Schwarzen als gemeingefährlicher Verbrecher der allerschlimmsten Art. Sie rufen und erwarten Hilfe von oben, um ihn ausfindig und unschädlich zu machen; in gleicher Weise rechnen sie auf ein wunderbares Eingreifen Gottes und der Schutzgeister, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen und einer fälschlichen Anklage durch die Unschuldsprobe zu entrinnen. Sie verdienen daher mehr unser Mitleid, als unseren Abscheu.

V.

Unsterblichkeitsglaube.

Wer sich mit der oben dargelegten Seelenvorstellung, Gespensterfurcht, Seelenwanderungslehre, Toten- und Ahnenverehrung der Negervölker vertraut gemacht hat, wird nicht ohne Überraschung die afrikanische Menschheit den Unsterblichkeitsleugnern beigezählt sehen. Stämme, die sich vor einer Rückkehr der abgeschiedenen Seelen fürchten oder an eine Wiedereinkörperung derselben glauben oder von ihnen Beistand erwarten und erflehen, ihre Gunst und Hilfe durch Opfer zu gewinnen trachten oder ihnen zur bequemen Ansiedlung in der andern Welt Nahrungsmittel, Waffen und Geräte, selbst Sklaven und Weiber mitzugeben pflegen, sind nicht Glaubensgenossen derjenigen, welche den Gedanken an eine gänzliche Vernichtung der Seele erträglich finden. „Ich begreife kaum", erklärt *Hugo Zöller*,[1]) „wie man von einem Volke, das einen vollkommenen Ahnenkultus besitzt, annehmen kann, daß es nicht an Unsterblichkeit glaube." In der That darf man sich wundern, aus dem Munde eines *G. Schweinfurth*[2]) Bedenken gegen die Beweiskraft des Manen- und Ahnenkultus und gegen die Ursprünglichkeit des afrikanischen Unsterblichkeitsglaubens vernehmen zu müssen. *M. Buchner*[3]) meint, der Gedanke, nach dem Tode auf die Überlebenden einzuwirken, „sei ein allzu kühner und des praktischen Interesses entbehrender logischer Sprung, als daß ein Negerhirn sich jemals damit befassen möchte." Mit größerem Rechte darf behauptet werden, daß der Gedanke an eine gänzliche Vernichtung des Menschen dem Negerverstande unfaßbar ist. Die von *Buchner* auf betretenen Pfaden besuchten

Stämme Afrikas sind durch vorurteilsfreie Beobachter soweit in den Bereich unserer Erkenntnis gerückt, daß wir oben zu sagen vermochten, wie sie sich das Fortwirken der Abgeschiedenen auf die Hinterbliebenen denken.

Mehrere Forschungsreisende haben sich durch die manchen Negerstämmen geläufige Redeweise, daß mit dem Tode alles aus sei, täuschen lassen. *Hugo Zöller*[4]) erklärt dieselbe als „eitel Trug und Renommisterei". In der Regel aber will sie nichts anderes aussprechen, als das gänzliche Aufhören der gegenwärtigen Daseinsform des Menschen und der durch diese bedingten Thätigkeiten, Bande und Beziehungen, und sie ist angesichts der furchtbaren Todeswirkungen erklärlich und berechtigt. Ein Afrikaner, der das Sterben sein „Schlußpalaver" nennt, leugnet mit diesen Worten ebensowenig die Seelenfortdauer, als ein Europäer, der von seinen lieben Toten sagt: sie sind nicht mehr; auf die Frage nach dem ewigen Leben antwortet er unverzüglich: niemand kann ewig leben, sondern ein jeder muß sterben. Sodann ist an die Schwierigkeiten zu erinnern, die sich einem ungetrübten Gedankenaustausche zwischen Weißen und Schwarzen über die beiderseitigen Todes- und Jenseitsvorstellungen regelmäßig entgegenstellen. Ein Neger war der festen Überzeugung, daß die Seele eines verstorbenen Bekannten in einem gewissen Vogel Wohnung genommen habe; nichtsdestoweniger gab er auf *du Chaillus* Frage, ob er an eine Seelenwanderung glaube, eine verneinende Antwort.[5]) Daß hier Gedankenlosigkeit oder ein, vielleicht seitens des Fragestellers herbeigeführtes, Mißverständnis obgewaltet hat, liegt auf der Hand. Wer bei seinen Nachforschungen die Redeweise des schwarzen Mannes nicht zu treffen weiß, wird auch an den Vorstellungsreihen desselben vorbeigeraten; und wer sich nicht zuvor über den Stand der Frage mit ihm verständigt hat, wird seltsame Antworten zu hören bekommen.

Vertreter der unsterblichkeitsfeindlichen Lebensanschauung beeilen sich, solche mißverstandene oder mißdeutete Äußerungen als Kundgebungen des urwüchsigen und unverfälschten Menschenverstandes zu verwerten. Gar seltsam ist es, daß wissenschaftliche Überflieger, die den lächelnden Blick stummer Ergebung in das offene, jedes Einzelleben auf ewig verschlingende Weltgrab als eine That vollendeter Geistesfreiheit und Seelenstärke und als die Frucht des erhabensten Denkens preisen, sich dazu herab-

lassen, jenen verachteten Geschöpfen die Bruderhand zu reichen. Die Neger aber werden dieselbe schwerlich ergreifen; wie bereits *Artus* melden konnte, sehen sie im Fortleben nach dem Tode einen wesentlichen Vorzug des Menschen vor dem Tiere.[6])

Unter Hinweisung auf die zahlreichen, früher mitgeteilten Vorstellungen und Gebräuche, welche den Unsterblichkeitsglauben voraussetzen, dürfen wir uns kurz fassen.

Die westafrikanischen Völker spähen durchschnittlich so eifrig nach der andern Welt, daß sie den Schwerpunkt ihrer Interessen in dieselbe verlegt zu haben scheinen. „Ein Afrikaner wird am künftigen Leben ebensowenig zweifeln, wie an seinem gegenwärtigen," schreibt *L. Wilson*[7]) aus Oberguinea. *Hugo Zöller*[8]) behauptet, „daß die Neger Westafrikas dunkle Vorstellungen von einem Schattenreiche haben, das dem homerischen ähnlich ist." Die Bewohner der Gold- und Sklavenküste und der angrenzenden Binnenländer, die Ga-, Tschi- und Ewestämme, stimmen in der Jenseitsanschauung ziemlich überein. Die abgeschiedene Seele wandert ins Totenland, das die westlich vom Wolta wohnenden Neger nach Osten und die östlich von diesem Flusse sitzenden Völker nach Westen verlegen. Hier führt sie als Seelenmensch (Shraman, Edsieto), d. i. als Schatten oder getreues Abbild des Leibmenschen, ein ihrem früheren Zustande in allweg entsprechendes Leben, bleibt mit derselben Gestalt bekleidet, denselben Daseinsbedingungen und Bedürfnissen unterworfen, denselben Neigungen und Gewohnheiten ergeben. Das von diesen Schwarzen erträumte Jenseits gleicht dem Paradiese der modernen Spiritisten, ist die „Quintessenz der Körperwelt." Liest man die Jenseitsschilderungen, welche der Spirit des amerikanischen Senators *Hare* seinem Sohne, dem Chemiker *Robert Hare*, in die Feder diktiert, oder der ehemalige Lehrer der Mathematik und Physik Dr. *Friese* in Breslau durch die Vermittlung deutscher und englischer Medien empfangen hat, so könnte man auf den Gedanken kommen, diese Verkünder des neueren Geisterglaubens seien bei den Negern Westafrikas in die Schule gegangen.[9]) Nach der Meinung der letzteren giebt es im Totenlande Berge und Ebenen, Meere, Seeen und Flüsse, Fluren und Gärten, Pflanzen und Tiere, Städte und Dörfer; es wird dort gesäet und geerntet, gegessen und getrunken, gekämpft und gescherzt, gespielt und getanzt. Die Seelenmenschen ergötzen sich am Anblicke und Genusse der

Pflanzen- und Tierseelen, die ebenso wie jene täglich Zuwachs aus dem Diesseits erhalten, da die Seele eines gefällten Baumes, eines getöteten Tieres gleich der des verstorbenen Menschen in die andere Welt versetzt wird. Die Ga-, Tschi- und Ewestämme verbinden mit der Vorstellung von einem Doppelleibe, einem groben, den die Seele beim Sterben ablegt, und einem feinen, „siderischen", „astralen", mit dem sie bekleidet bleibt, den Glauben an zwei Seelen. Die menschliche Seele (Susuma, Dsi) reist nach dem Tode ins Jenseits; ihr persönlicher Schutzgeist (Kla, Kra, Luwo) aber, der zugleich mit ihr den Körper verläßt, wartet als Gespenst (Sisa, Noli) auf eine angemessene Gelegenheit zur Wiedereinkörperung, falls er es nicht vorzieht, als Aklama, d. i. in leibfreiem Zustande, hienieden umherzuwandern. Die Joruba dagegen sind Anhänger des Seelenwanderungsglaubens, der in den Grenzgebieten sich mit der Zweiseelentheorie vermischt und sehr verworrene Vorstellungen erzeugt hat.[10]) Derselbe wird auch bereits an der Gold- und Sklavenküste angetroffen. Nach einer Mitteilung des Missionars *Loyer* träumten die Assini von einem beständigen Wechselverkehre zwischen dem Jenseits, das sie in den Mittelpunkt der Erde versetzten, und dem Diesseits; die aus dem irdischen Leben abgeschiedene Seele belebt drüben einen neuen Leib, und nachdem sie diesen im Tode wieder abgeworfen, kehrt sie auf die Erde zurück, um sich hier abermals einzukörpern.[11]) *Wilh. Bosman* lernte an der Goldküste Neger kennen, die das Totenreich im Lande der Weißen suchten und vom Eintritte in dasselbe einen Wechsel der Hautfarbe erwarteten.[12]) Bei den Ga schaut der Wongtschä in einem Topfe mit Wasser die Ahnenseele, welche in einem Neugebornen wieder zur Welt gekommen ist, und in seinem eigenen Interesse nennt er eine solche, auf welche die Familie stolz sein darf. Die Furcht vor einer Rückkehr der Verstorbenen herrscht in diesen Gegenden allgemein. Ein Verwandter nach dem andern ruft dem lieben Toten beim letzten Abschiede zu: „Grüße Vater und Mutter! Die Rückkehr dünke Dir schrecklich! Vor Dir lichte Helle! Weile ferne von uns! Halte Unheil von uns ab und lasse unsere Arbeit gedeihen! Gehe! Lebe wohl!"[13])

Das Urteil über die sittliche Beschaffenheit und Bedeutung des westafrikanischen Unsterblichkeitsglaubens ist durch die Untersuchung bedingt, ob derselbe in den Prospekt des zukünftigen

Lebens die Vergeltung für das gegenwärtige aufgenommen habe. *L. Wilson*[14]) erinnert daran, daß diejenigen, welche unter dem Rotwasser-Gottesgerichte ihr Leben beendet oder einen ruchlosen Wandel geführt haben, an abgesonderten Plätzen begraben werden. Nach der Meinung der Kru fallen die verstorbenen Übelthäter in die Gewalt der Mondgeister.[15]) *W. Bosman* fand an der Goldküste den Glauben vor, daß die Seele an dem Flusse, den sie auf ihrer Reise in die andere Welt zu überschreiten habe, gerichtet werde. Wer die Fetischtage gewissenhaft beobachtet, der verbotenen Speisen sich enthalten und seine Eide heilig gehalten habe, werde sanft über den Fluß hinüber in ein Land geschafft, das dem mohammedanischen Paradiese ähnlich sei; wer aber jene Gesetze übertreten habe, werde in den Fluß versenkt und in ewige Vergessenheit begraben. Aus dem Innern des Landes kommende Neger wußten von einem geriebenen Fetischzauberer zu erzählen, der unter seinen leichtgläubigen Landsleuten die Rolle eines Totenrichters spielte; die Rechtschaffenen schickte er in das Reich des Friedens und der Freude, die Bösewichte aber ließ er zum zweiten Male sterben, indem er sie mit einem Knüppel, den er zu diesem Zwecke stets zur Hand hatte, erschlug.[16]) Unter den Aschanti ist die Meinung sehr verbreitet, daß der König, die Kabosirs und die Vornehmen nach dem Tode zur höchsten Gottheit gelangen und das üppige Erdenleben fortsetzen. Manche gehen mit diesen Auserwählten freiwillig in den Tod, um an der Seligkeit derselben teilzunehmen. Die Seelen der niederen Klassen wohnen in Fetischhäusern oder an den Beerdigungsstätten; süßes, träumerisches Nichtsthun, das höchste Glück eines arbeitsscheuen Negersklaven, ist der Lohn ihrer irdischen Arbeiten und Mühen. Wer im Leben weise gewesen, erhält nach dem Tode die Gabe der Weissagung, von der er zum Besten seiner hinterlassenen Brüder Gebrauch machen soll. Wer mit Verbrechen beladen hinscheidet, muß ruhelos in den Wäldern umherirren, falls ihm die Seinigen nicht durch Opfer zu Hilfe kommen; für die Unterlassung aber weiß der Spukgeist sich zu rächen. Von einem schlimmen Verbrecher heißt es, daß er in der anderen Welt zum zweiten Male sterben müsse. Ein solcher drohte seinen Richtern vor der Hinrichtung, er werde dafür Sorge tragen, daß sie nach dem Tode büßen müßten.[17]) Zu *W. Bosmans* Zeiten verlegten die Schwarzen

Waidahs den feuerigen Strafort der Verdammten in die Unterwelt. In dieser Meinung waren sie seit einigen Jahren besonders durch die Schilderungen einer alten Seherin bestärkt worden, die angeblich von einer Höllenfahrt zurückgekehrt war; dieselbe hatte an dem Orte der Qual eine Anzahl von Bekannten, unter andern auch den jüngst verstorbenen Vorsteher der holländischen Kolonie, angetroffen. Ein Augustinerpater unternahm unter Hinweisung auf die ewigen Feuerpeinen einen Bekehrungsversuch an einem Häuptlinge; dieser aber half sich durch eine ähnliche Ausrede, wie sie einst der Friesenkönig Radbot einem Missionar gegenüber gebraucht hatte: unsere Väter und Großväter haben nicht anders gelebt, als wir leben; wenn sie daher brennen müssen, so werden wir, die wir nicht besser sind, als sie, bereit sein, ihr Schicksal zu teilen.[18]) Ähnlichen Vorstellungen, wie an der Goldküste, begegnete *Bosman*[19]) an der Beninküste. Der Schatten des Menschen ist es, der nach dem Tode für oder wider ihn zeugt. Die Guten gelangen zu Ehren und Freuden, die Bösen aber müssen Hunger und andere Peinen erdulden. Die am Niger wohnenden Ibo haben die feste Überzeugung, daß die Toten wiederkehren, um ihre irdische Laufbahn abermals zu beginnen, daß aber die Beschaffenheit ihrer neuen Leiblichkeit und Lebenslage durch den sittlichen Zustand ihrer Seelen bedingt sei.[20])

Der Unsterblichkeitsglaube der Kamerunstämme wird durch *Hugo Zöller*[21]) bezeugt. Nichtsdestoweniger schreibt *Bernhard Schwarz*[22]), der alsbald nach *Zöller* Kamerun besuchte: „Wie von einem höheren Wesen, so haben die Bakwiris auch keine Idee von einer Unsterblichkeit:“ „dagegen“, fügt derselbe gleich hinzu, „existiert eine Art Seelenwanderungslehre insofern, als man in einem bösen Tiere einen bösen Menschen verkörpert sieht“. In der Sitte, drei Wochen lang ein Feuer am Grabe des Toten zu unterhalten, erblickt der Genannte „eine Art von Unsterblichkeitskultus“;[23]) in ähnlichem Sinne muß die von ihm erwähnte Grausamkeit, bei der Beerdigung eines Häuptlings einen Sklaven zu töten, gedeutet werden. Endlich erzählt *Schwarz*[24]), daß der Zauberkünstler sich der Formel bediene: „Vater, Mutter,“ — damit meint er wohl, schaltet *Schwarz* selbst ein, die Geister der Abgeschiedenen — „offenbaret mir, wer den Zauber verübt hat!“ „Die Lebenden schätzen den Beistand der Toten“, meldet

L. Wilson [25]) aus Südguinea; „und es ist nichts Ungewöhnliches, durch jemanden, der im Sterben liegt, Botschaften an sie zu senden". Die Mpongwe haben einen unbestimmten Vergeltungsbegriff, der ihren sinnlich gefärbten Vorstellungen vom künftigen Leben entspricht. [26])

Unter den Völkern Südafrikas sind namentlich die Buschmänner und die Hottentotten gern auf die Liste der Unsterblichkeitsleugner gesetzt worden. Aber auch diese elenden Geschöpfe dehnen ihre Wünsche und Hoffnungen über die Schranken des Irdischen hinaus. Die Buschmänner haben das Sprichwort, der Tod sei nur ein Schlaf, und wenden sich mit großem Vertrauen an ihre Toten. [27]) Der Glaube der Hottentotten an die Seelenfortdauer erhellt nicht bloß aus deren Ahnenverehrung, sondern auch aus den oben mitgeteilten Sagen von Heitsi-Eibib, der mehrere Male gestorben und wieder lebendig geworden ist und den Lebensfeind Ga-gorib überwunden hat; er starb, weil er vom Rosinenbaum gegessen, und sein Leichnam wurde mit platten Steinen bedeckt; er stand aber wieder auf und sang: „Der ich diese Rosinen esse und, obschon gestorben, dennoch lebe." [28]) „Ich bin überzeugt", schreibt der alte *Peter Kolben* [29]), „daß die Hottentotten die Unsterblichkeit der Seele annehmen, und wundere mich, daß einige, die von diesen Völkern geschrieben, solches nicht bemerkt haben. . . . Erstlich beten sie für die Verstorbenen. Zweitens fürchten sie, die Toten möchten wiederkommen und sie peinigen . . . Endlich, so glauben sie auch, vermögen ihre Hexenmeister die Geister oder die wiederkommenden Verstorbenen zu beschwören und sie zu hindern, daß sie erscheinen."

Die Völker der Kaffernfamilie sind durch ihre ausgeprägte Seelenwanderungslehre und ihre übertriebene Manen- und Ahnenverehrung gegen den Verdacht der Unsterblichkeitsleugnung geschützt, obschon einigen von ihnen, wie den Zulu, den Betschuanen und den Basuto, ähnliche Redensarten geläufig sind, wie den Westafrikanern.

„Wo die Seelen sich befinden sollen", sagt *G. Fritsch,* [30]) „darüber erhält man von den Eingeborenen, die nur ungern solche Punkte im Gespräche berühren, wenig genügende Auskunft: doch scheinen die Kosa sich den Hauptaufenthalt dersel-

ben in unzugänglichen unterirdischen Höhlen zu denken, während die Be-chuana wie die Herero dieselben in der Höhe suchen. Die Leute meinen, daß diese Geister sich ihnen nahen können, daß sie Gewalt haben, ihnen zu schaden oder zu nützen, und daß es deshalb nötig ist, sie bei günstiger Stimmung zu erhalten." Die Kosa zittern und laufen fort, wenn sie vom Tode hören, obwohl sie von einem Sterbenden sagen, daß er „nach Hause gehe". Sie glauben, daß die Seele des zuletzt verstorbenen Häuptlings in einer Schlange wohne und erst später in das Schattenreich eingehe. Der falsche Prophet Mhlakaza kündigte im Jahre 1857 eine Auferstehung der Toten an und sagte, zwei Häuptlinge stritten in der Unterwelt untereinander, wer zuerst hervorkommen sollte.[31]) Ein Swasikaffer, der vom Scheintode oder aus einer Ohnmacht wieder erwacht und, wie er sich einbildete, von den unterirdischen Gefilden zurückgekehrt war, wußte seinen staunenden Landsleuten viel Interessantes zu erzählen; als er ihnen aber auch den Gesang der Toten vortrug, wurden alle von Entsetzen ergriffen, und bei Todesstrafe wurde ihm Schweigen geboten.[32]) Nach der Meinung der Zulu, die in der Chamäleonssage die Erinnerung an den Ursprung des Todes bewahren,[33]) werden einige Seelen zu Schutzgeistern erhoben, andere kehren in Schlangen ein, wieder andere wandern in das Totenland, aus dem sie aber nach Belieben zurückkehren können, um den Lebenden als Schatten, d. i. in ihrer früheren Leibesgestalt, zu erscheinen, und noch andere spuken als gemeine Gespenster in der Nähe der Begräbnisstätten. Der Verstorbene hört nicht auf, als Besitzer seiner Hinterlassenschaft zu gelten.[34]) Nach der Ansicht der Basuto wohnen die abgeschiedenen Seelen (Badimo) in Büschen und Klüften, namentlich auf gewissen Bergen, können aber als Gespenster („Seriti", Schatten) zurückkehren.[35]) Eine von *Casalis*[36]) mitgeteilte Leichenklage bezeugt, daß einige Basutostämme die Erwartung des Friedens und der Freude in ihre Jenseitsvorstellung aufgenommen haben.

„Wir sind draußen zurückgeblieben,
Wir sind zur Mühe zurückgeblieben,
Wir sind zu Thränen zurückgeblieben,
O, daß doch im Himmel ein Platz für mich wäre!

Weshalb habe ich nicht Flügel, dorthin zu fliegen?
Wenn ein starkes Seil vom Himmel herniederhinge,
Würde ich mich daran klammern, würde ich hinaufsteigen,
Würde ich steigen und dort wohnen."

Die Batloka im nördlichen Transvaal pflegen am Totenfeste Trankopfer auf die Blumen zu gießen, die sie in den Höfen zum Gedächtnisse der Voreltern und als Sinnbilder des Fortlebens gepflanzt haben.[37])

Über die Unsterblichkeitshoffnung der Sambesivölker schreibt *Livingstone*[38]): „Wenn jemand stirbt, so glaubt man, er sei zu den Scharen seiner Ahnen gegangen. Alle Afrikaner, die wir getroffen haben, sind von ihrem zukünftigen Dasein ebenso fest überzeugt, wie von ihrem gegenwärtigen Leben. . . . In manchen Gegenden des Landes giebt es Sagen, die wir für matte Schimmer einer Auferstehungshoffnung halten können." Einem älteren Werke desselben Missionars entnehmen wir folgende Mitteilungen: „Wenn man von dem Verstorbenen spricht, so heißt es: ‚er ist zu den Göttern gegangen'. Ich muß jedoch hinzufügen, daß ich von der Gesunkenheit der Eingeborenen in Südafrika spreche; je weiter nördlich man kommt, um so bestimmter werden die Ansichten der Eingeborenen von religiösen Gegenständen." Vom Richter Candido in Tete erfuhr *Livingstone,* daß alle Eingeborenen sowohl an Gott, als auch die Seelenfortdauer glauben.[39]) Die Barotse versetzen die Abgeschiedenen an den Himmel. Auf *Livingstones* Frage, ob der Hof um die Sonne Regen ankündigt, erfolgte die Antwort: „Nein, die Barimo halten eine Versammlung (Pitscho); siehst Du nicht den Herrn (die Sonne) in ihrer Mitte?"[40]) Der alte Manganjahäuptling Chinsunse sagte zu *Livingstone*[41]): „Hier leben wir nur wenige Tage, aber nach dem Tode leben wir wieder; wo aber, in welcher Lage, oder in welcher Gesellschaft, das wissen wir nicht; denn die Toten kehren nicht zurück, um es uns zu sagen. Zuweilen kommen sie wieder und erscheinen uns in Träumen, aber sie reden nicht und verschweigen uns, wohin sie gegangen sind, und wie es ihnen geht." Die vom Sambesi her in das Basutoland verjagten Malepa glauben, daß die Seele nach dem Tode zu Gott zurückkehrt und von ihm ihre Vergeltung empfängt; „schlaf wohl, schlaf wohl bei Gott!" rufen sie dem Toten nach.[42])

Der im centralen Afrika ebenfalls überall verbreitete Seelenwanderungsglaube ist nicht selten durch den Vergeltungsgedanken bereichert. Nach der Meinung der im Kassaigebiete wohnenden Tuschilange „sollen die Guten, sobald sie gestorben sind, als hervorragende Persönlichkeiten oder gar als Häuptlinge zurückkehren, während die Bösen erst von Fidi-Mukullu Strafen erhalten, ehe sie dem Leben auf der Erde wiedergegeben werden.“ [43]) Der Missionar *A. Koller* [44]) meldet vom Lukullaflusse: „Wie der Glaube an die Existenz eines höchsten Wesens, so ist auch die Idee von der Unsterblichkeit der Seele allgemein zu finden. Es giebt wohl im ganzen Kongogebiete keinen Neger, welcher das Fortleben der Seele nach dem Tode leugnen würde. . . . Der Aufenthaltsort der abgeschiedenen Seelen sind die Wälder; dort gehen jene, welche zu Lebzeiten Gutes gethan haben, spazieren. Die Seelen der Bösen aber sind zur Strafe verurteilt.“ Pater *Schynse* berichtet über die Jenseitsanschauung der von ihm besuchten Kongostämme, daß die Seele (Nkuyu) nach dem Austritte aus dem Körper in den Busch wandere und Ndoki, d. i. Plagegeist, werde. Das neue Dasein der Abgeschiedenen aber ist keineswegs beneidenswert; wenn sie im Erdenleben nicht Nfumus, d. i. Häuptlinge oder Vornehme, waren, so leiden sie Not und brechen, von Hunger getrieben, in die Dörfer ein. Ein besseres Los nach dem Tode erwartete ein Bursche, der sich in gefährlicher Stellung auf einem Dache befand und auf alle Warnungen antwortete: „Was liegt daran, wenn ich tot hinunterfalle? Dann gehe ich nach Europa und werde ein Weißer.“ [45])

Mit sinnlichen Ahnungen und Vorstellungen blicken auch die Völker im Ländergebiete der großen Seeen über das Grab hinaus: „der Geist ist zwar vorhanden, aber er ist wie der Wind, und man kann ihn nicht sehen; er empfindet Schmerz, Hunger, Krankheit, Kälte, ebenso wie lebendige Menschen,“ schreibt *J. Thomson.* [46]) Indessen legt auch das roheste Jenseitsbild Zeugnis ab von einem Lebenswillen, der sich mit dem kurzen Erdendasein nicht begnügen mag. Mehrere Tanganjikastämme sind zugleich mit dem Gedanken an ein Totengericht vertraut. Aus Ufipa wurde kürzlich geschrieben: „Sobald ein Schwarzer seinen letzten Seufzer ausgehaucht, werden die Nyangas oder Götzenpriester gerufen, und nachdem diese aus den Eingeweiden des Toten das

Urteil der Muzimu erfragt haben, entscheiden sie, ob die Seele von Leza in seine Himmelswohnung aufgenommen wurde, oder den Nyuru (bösen Geistern) zugefallen sei." Nach der Sage ist der Tod über die Menschen gekommen, weil sie schliefen, als Gott ihnen die leibliche Unsterblichkeit anbot.[47]) In Uguha herrscht der Glaube, daß die abgeschiedenen Seelen in den Abendhimmel gehen und hier dem „großen Wesen" Rechenschaft abzulegen haben; die rechtschaffen gelebt, bleiben bei Gott und werden als gute Geister von den Menschen verehrt; die Bösen werden verstoßen.[48]) Die Waniamwesi wollen nichts anderes, als das gänzliche Ende der irdischen Daseinsform ausdrücken, wenn sie behaupten, daß mit dem Tode alles aus sei; sie meinen nämlich, daß die leibfreie Seele als Muzimu fortlebe und ihre frühere Wohnstätte besuche.

Die Ostafrikaner betrachten ebenfalls den Tod als den Übergang zu einem neuen Leben. Die vom Körper getrennte Seele wandert als Schatten (Kiwuli) in die Geisterwohnung (Peponi), bewahrt aber den Hinterbliebenen ihre Liebe und Fürsorge.[49]) Selbst die Wataweta „haben einen unbestimmten Glauben an ein Leben nach dem Tode", obschon sie gleich den Massai und im Gegensatze zu den übrigen Bantuvölkern die Leichen mit einer empörenden Gefühllosigkeit behandeln.[50]) Die Wakuafi, welche derselbe Vorwurf trifft, bekunden ihren Unsterblichkeitsglauben durch die Sitte, den Namen des Verstorbenen zu ändern, „weil man fürchtet, daß dessen Geist, wenn er seinen Namen hört, erscheinen und die Lebenden beunruhigen könne."[51]) Die Wadschagga rechnen mit Gewißheit auf das Fortleben der Toten (Warumu).[52]) Die Wanika leiten die körperliche Ähnlichkeit unter nahen Verwandten aus einer Wiedergeburt der Ahnengeister ab. „Diese Geister (Koma) sollen bald im Grabe, bald über der Erde, bald im Donner, bald im Blitze weilen, aber nicht gesehen werden können, obwohl sie dargebrachte Gaben annehmen und sich dadurch den Gebern geneigt stimmen lassen."[53])

Fragen wir endlich die heidnischen Sudanbewohner, so verleugnen auch sie die Stimme der Menschennatur nicht gänzlich.

Die Stämme der oberen Nillandschaften, die Mittu und ihre Verwandten, die Madi und Schuli, ferner die Bari, Tschier, Jangbara, Beri, Obbo, Lattuka, die Bongo oder Dor, die Dinka und ihre Zweigstämme, die Eliab, Kiëtsch u. s. w., die Nuër, die Schilluk

samt den Djur und Luoh sind durchschnittlich rohe Diesseitsmenschen; bei einigen von ihnen, z. B. den Dinka, Bari, Bongo und Lattuka, soll die Armut an übersinnlichen Bezügen einer vollendeten Abwesenheit jeglicher Jenseitsahnung gleichkommen. In einem vom Missionar *Kaufmann* mitgeteilten Dinkaliedchen heißt es:

„Am Tage, da Gott alle Dinge schuf,
Schuf er die Sonne:
Und die Sonne geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er den Mond:
Und der Mond geht auf und unter und kehrt wieder;
Schuf er die Sterne:
Und die Sterne gehen auf und unter und kehren wieder;
Schuf er den Menschen:
Und der Mensch kommt hervor, geht in die Erde und
kehrt niemals wieder."

Der letzte Satz aber verneint nichts anders, als die Wiederherstellung oder Fortsetzung des Erdenlebens, die den Dinka wie den Bari als ein wenig begehrenswertes Los erscheint; die einen wie die andern sehen im Tode den Erlöser von Hunger und jeglichem Schmerze, und dieser frohe Ausblick soll unter den Bari schon Selbstmorde veranlaßt haben. Anderseits bestehen unter beiden Stämmen Anschauungen und Gebräuche, die den Glauben an ein Fortleben zu bekunden scheinen. Die bösen Geister, welche in der Erde wohnen, aber auch in Menschengestalt an der Oberfläche umherwandern können, werden wahrscheinlich als die Seelen verstorbener Bösewichte angesehen. Der Tote wird in hockender Stellung beerdigt, und der Grabmacher verstopft sich die Ohren, um das Geheul desselben nicht zu hören; der nächste Angehörige des Verstorbenen schwingt mit Geschrei die Waffen nach allen Seiten, um die Gespenster zu vertreiben.[54]) Der österreichische Missionar *Franz Morlang* fand in dem Grenzgebiete zwischen den Bari und den Niamniam die Vorstellung verbreitet, daß der Mensch nach dem Tode zum Schatten (Kududwet) werde und die Lebenden beschütze.[55])

Die großen Schwierigkeiten, den Geist eines Nilnegers in die Fährte des christlichen Unsterblichkeitsglaubens hineinzuleiten, erfahren wir sehr deutlich aus einer Unterredung Sir *Samuel White Bakers* mit dem Lattukahäuptlinge Commoro. Der berühmte Ent-

decker des Albert-Nyanza hatte sich durch das lieblose Urteil über die Nuer, die er unter seinen Affen „Wallady“ gestellt, nicht von der Kühnheit abschrecken lassen, in der Lattukasitte der Leichenausgrabung eine Spur der Auferstehungshoffnung zu vermuten. „Ein Dasein nach dem Tode!“ ruft Commoro aus, „wie ist das möglich? Kann ein toter Mensch aus seinem Grabe kommen, wenn wir ihn nicht herausgraben?“ „Denken Sie denn, der Mensch sei wie ein Tier, das stirbt, und mit dem es dann zu Ende ist?“ „Gewiß, ein Ochs ist stärker, als ein Mensch; aber er stirbt, und seine Gebeine halten sich länger, sie sind dicker. Die Gebeine eines Menschen zerbrechen rasch, er ist schwach . . . .“ Wissen Sie nicht, daß es in Ihnen einen Geist giebt? Wandern Sie nicht, wenn Sie schlafen, in Gedanken nach entfernten Orten? Und doch bleibt Ihr Körper an einer und derselben Stelle liegen. Wie erklären Sie sich das?“ „Nun, wie erklären Sie es?“ entgegnet Commoro lachend. „Es ist etwas, das ich nicht begreifen kann; es kommt bei mir jede Nacht vor.“ „Der Geist ist vom Körper unabhängig; . . . . der Körper wird sterben und zu Staub oder von den Geiern gefressen werden, aber der Geist wird ewig bestehen.“ „Wo wird der Geist leben?“ ... „Und Sie glauben,“ . . . . daß beide (der Mensch und das Tier) im Tode verschwinden und aufhören?“ „Natürlich!“ . . . . „Denken Sie, daß ein guter und ein böser Mensch dasselbe Schicksal teilen müssen und auf gleiche Weise sterben und aufhören?“ „Ja, was können sie anders thun? Wie können sie das Sterben umgehen? Gute und böse, alle sterben.“ Die schlimmen Mißverständnisse, die gleich beim Beginne dieses durch zwei Dolmetscher geführten Gespräches obgewaltet hatten, konnten *Baker* nicht von dem aussichtslosen Versuche abhalten, dem Häuptlinge das bekannte Gleichnis des hl. Paulus zu erklären. Er machte ein kleines Loch in die Erde und legte ein Korn in dasselbe. „Dieses“, sprach er, „stellt Sie vor, wenn Sie sterben. Dieses Korn wird vergehen, aber aus ihm wird die Pflanze auferstehen, welche die Wiedererscheinung der ursprünglichen Gestalt erzeugen wird.“ „Ganz richtig; das verstehe ich. Aber das ursprüngliche Korn steht nicht wieder auf; es verfault, wie der tote Mensch, und hört auf; die erzeugte Frucht ist nicht dasselbe Korn, welches wir in die Erde legten, sondern das Erzeugnis dieses Kornes. So ist es auch mit dem Menschen; ich sterbe und vergehe

und höre auf; aber meine Kinder wachsen auf wie die Frucht des Kornes".[56]) Commoro, dessen Scharfsinn und Schlagfertigkeit alle Anerkennung verdienen, konnte unter dem offenbaren Eindruck der Todeswirkungen nichts anders aussprechen, als was der Augenschein mit zwingender Überzeugungskraft lehrt: die gänzliche Vernichtung des Leibeslebens. Wer so das gegenwärtige und das zukünftige Dasein als zwei, durch das Grab von einander getrennte Linien ansieht, vermag den Widerspruch des allgemeinen Todesgesetzes mit einem immerwährenden Leben nicht zu überwinden. Die Frage nach dem Jenseits begegnet ähnlichen Mißverständnissen wie die nach der Unsterblichkeit. Alle Negervölker, welche die andere Welt auf oder in die Erde verlegen, werden ein Jenseits unbedenklich verneinen. So glauben auch die Schilluk, daß die Verstorbenen unsichtbar stets in der Nähe der Lebenden weilen.[57])

Wie *Gustav Nachtigal*[58]) mitteilt, „scheinen auf Befragen zwar alle heidnischen Nachbarstämme Bagirmis überzeugt zu sein, daß mit dem irdischen Tode das Leben des Menschen gänzlich abschließe; doch die Art, wie sie ihre Toten, besonders ihre Häuptlinge, bestatten, spricht für die unbewußte Annahme einer Fortexistenz." Die Tebu oder Teda in der östlichen Sahara halten den Donner und den Blitz für Kundgebungen der Verstorbenen, und, wie *Vogel* bemerkt, haben sie die Gewohnheit, die Leichen in tiefe Gruben zu werfen und diese mit den schwersten Steinen zu füllen, um die Verstorbenen am Wiederkommen zu hindern.[59]) Die zum Islam bekehrten Sudanesen ergötzen sich an den lüsternen Jenseitshoffnungen, welche die Lehre des Propheten erweckt. Von mohammedanischen Vorstellungen befruchtet, hat die erregbare und ausschweifende Negerphantasie gar wunderliche Paradiesesbilder erzeugt. Nach der Meinung der am Benue wohnenden Akpoto führt eine Brücke von der Erde in das Land der Seligen. Dieselbe ist so lang, daß sie von einem Fußgänger nur in tausend Jahren überschritten werden kann, und so schmal, wie die Schneide eines Schwertes. Die wahren Gläubigen allein sind berufen und befähigt, diesen gefährlichen, über bodenlose Abgründe laufenden Weg mit Sicherheit zurückzulegen. Die Dauer der Reise aber ist durch die sittliche Beschaffenheit des Erdenlebens bedingt: die auf der untersten Sittlichkeitsstufe stehen geblieben sind, müssen zu Fuß gehen und sind daher sehr lange unterwegs; die Seelen des

zweiten Tugendgrades dürfen im Schritte, die des dritten im Galoppe hinüberreiten, und die vollendeten Heiligen werden im Fluge oder im Nu in das Paradies versetzt. Letzteres ist noch sinnlicher ausgestattet, als das mohammedanische, und verheißt allen Bedürfnissen, Wünschen und Hoffnungen eines Negerherzens eine vollkommene, ewige Befriedigung.[60]) Manche Negerstämme mohammedanischen Bekenntnisses besitzen keine geläuterteren Vorstellungen vom anderen Leben, als ihre vom Islam unberührten Rassengenossen, hingegen andere nur einige negerartige Striche und Farben auf ihrem Jenseitsgemälde beibehalten haben. Wenn in Bambuk ein Minenarbeiter verunglückt, so wird eine schwarze Kuh geopfert, auf daß der Herrscher des Totenreiches ihm gnädig sei. Die Mandingo glauben an eine Seelenwanderung und hoffen, in einem anderen Lande wiedergeboren zu werden.[61]) Stirbt bei den Yolof ein Griot, so halten junge, mit Lanzen bewaffnete Mädchen Wache bei der Leiche, um die Seele des Verstorbenen gegen den bösen Geist zu verteidigen.[62])

Daß selbst die rohesten Stämme und die entartetsten Horden der afrikanischen Menschheit eine, wenn auch nebelhafte, Ahnung der Unsterblichkeit sich gerettet haben, ist eine der erfreulichsten Erscheinungen der Negerkunde. Wenngleich die bunten Bilder des afrikanischen Jenseitsglaubens als Abbilder des Geistes- und Gemütslebens, das sie erzeugt, eine vorherrschend sinnliche Färbung tragen, arm sind an sittlichem Gehalte und herzstärkendem Troste, so fehlen ihnen doch bessere Züge nicht gänzlich. Der Mensch malt sich nicht bloß in seinen Göttern, sondern auch in seinen Himmeln. Man darf daher sowohl an den Gottesgedanken, als auch an den Jenseitsglauben kulturarmer, an die Naturtriebe verkaufter Völker nur bescheidene Ansprüche stellen und man wird diese Billigkeit um so lieber üben, wenn man erwägt, daß auch die heidnischen Kulturvölker, z. B. die Griechen, trotz ihres Reichtums an äußerer Gesittung wie an geistiger und künstlerischer Bildung die Sinnlichkeit der Jenseitsvorstellungen nicht überwunden, sondern nur verfeinert haben. Die Erwartung eines andern Lebens darf um der rohen Laute willen, in denen sie sich kundgiebt, nicht verachtet oder verlacht werden; denn für denjenigen, welchen sie beseelt, ist sie eine Wegzehrung während seiner irdischen Pilgerschaft, eine

Sicherstellung seines Lebenswertes, ein wesentlicher Bestandteil seiner Religion und öfters eine Quelle sittlicher Antriebe. Dem Religionsforscher bezeugt sie die Naturwüchsigkeit des Unsterblichkeitsbewußtseins; denn wenn die Menschennatur selbst in ihren verwildertsten Vertretern ihre letzten Hoffnungen an den Thoren der Ewigkeit befestigt, so muß das Bedürfnis und der Drang, fortzuleben, ihr unaustilgbar eingepflanzt sein. Es ist eine für die Religionswissenschaft wie für die Seelenkunde höchst bedeutungsvolle Thatsache, daß der Neger wie der Naturmensch überhaupt die Ahnung der Seelenfortdauer nicht entbehren kann, einen diesseitigen Abschluß seines ganzen Daseins als schrillen Mißklang empfindet und daher nicht durchaus ratlos steht vor der großen Frage: wozu der Mensch und die Menschheit? wozu die Sehnsucht nach dem Unendlichen, das Heimweh nach einer andern Welt, das Streben nach Vollendung? Der wohlfeile Trost des Materialismus, das der Einzelne im Ganzen fortlebe, ist keine Lösung des Sphinxrätsels, da infolge der „Entropie des Weltalls“ das Menschheitsganze selbst dem sicheren Untergange zustrebt und nach dem Ausblicke, den die Naturwissenschaft eröffnet, mit dem letzten Menschenleichnam der vergletscherten Äquatorzone auf ewig ins Weltgrab sinken wird. Der Gedanke, selbst wenn seine Verwirklichung auf Jahrmillionen hinausgeschoben wird, bleibt unerträglich, daß die arbeitende, ringende, duldende Menschheit spurlos verschwinden und nichts, gar nichts, nicht einmal eine bloße Erinnerung von dem zurücklassen soll, was sie erstrebt und in Schweiß, Thränen und Blut erkämpft hat.

Belege.

Einleitung.

1. *T. W. M. Marshall,* Die christl. Missionen. Aus dem Engl. von *C. B. Reiching.* Regensb. 1863, Bd. II, S. 212. **2.** Das Ausland. 1884, S. 10. **3.** *A. Schynse,* Zwei Jahre am Kongo. Köln 1889, S. 90. **4.** *G. Schweinfurth,* Im Herzen von Afrika. Neue, umgearbeitete Originalausgabe. Leipz. 1878, S. 51. **5.** *W. Schneider,* Die Naturvölker. Paderborn und Münster 1885—86, Bd. II, S. 355ff **6.** *Fr. Ratzel,* Völkerkunde. Leipzig 1885ff., Bd. I, S 31. **7.** Sir *John Lubbock,* Die vorgeschichtl. Zeit Aus dem Engl. von *A. Passow.* Jena 1874, Bd II, S. 273. *Derselbe,* Die Entstehung der Civilisation. Aus dem Engl. von *A. Passow.* Jena 1875, S. 174. **8.** *C. Meiners,* Allg. kritische Geschichte der Religionen Hannover 1806, Bd. I, S. 12. **9.** *Richard Oberländer,* Westafrika vom Senegal bis Benguela. 3. Aufl. Leipz. 1878, S. 277. **10.** *Serpa Pinto,* Wanderung quer durch Afrika. Übersetzt von *H. v. Wobeser.* Leipz. 1881, Bd. I, S. 118, 153; Bd. II, S. 318. **11.** *H. M. Stanley,* Im dunkelsten Afrika Autoris. deutsche Ausg. Leipz. 1890, Bd. II, S. 364f. **12.** *René Caillié,* Journal d'un voyage à Temboctou et à Jenné (1824–28). Bruxelles 1830, vol. II, p. 82. **13.** *A. de Quatrefages,* Das Menschengeschlecht. Autoris. Ausg. Leipz. 1878, Bd. II, S. 227f. **14.** *Max Müller,* Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion. Straßburg 1880, S. 120. **15.** Das Ausland. 1884, S. 10. **16.** *Max Buchner,* Kamerun. Leipzig 1887, S. 197. **17.** *Hugo Zöller,* Die deutsche Kolonie Kamerun. Berlin u. Stuttgart 1885. Bd. II, S. 97. **18.** *Theod. Waitz,* Anthropologie der Naturvölker. Bd. II, Leipzig 1860, S. 167. **19.** *Henry Drummond,* Innerafrika. Deutsche Übersetzung. Gotha 1890, S. 55. **20.** *J. Leighton Wilson,* Westafrika. Aus dem Engl. von *M. B. Lindau.* 3. Ausg. Leipz. 1868, S. 153f. Vgl. S. 50, 256ff. **21.** *David* u. *Charles Livingstone,* Neue Missionsreisen in Südafrika. Aus dem Engl. von *J. E. A. Martin.* 2. Aufl. Jena 1874. Bd. II, S. 242ff. **22.** Das Ausland. 1888, S. 588. **23.** *Gustav Fritsch,* Die Eingebornen Südafrikas. Breslau 1872, S. 197. **24.** Das Ausland. 1884, S. 387. **25.** *Max Müller* a. a. O. S. 48. **26.** Sir *John Lubbock,* Die vorgeschichtl. Zeit. Bd. II, S. 220. **27.** *Karl Hillebrand,* Zeiten, Völker und Menschen. Bd. II, S. 303. **28.** *Gust. Roskoff,* Das Religionswesen der rohesten Naturvölker. Leipzig 1880, S. 10. **29.** Apostelgesch. 14, 16. **30.** *B. A. Haarhoff,* Die Bantustämme Südafrikas. Leipz. 1890, S. 103. **31.** *W. Schneider* a. a.

O. Bd. II, S. 284ff. **32.** *Hepworth Dixon*, Neu-Amerika. Autoris. Ausgabe. Jena 1868, S. 438. **33.** *Hugo Zöller*, Das Togoland und die Sklavenküste. Berlin u. Stuttg. 1885, S. 58. **34.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 81f. **35.** *D. u. Ch. Livingstone* a. a. O. Bd. II, S. 242. **36.** *Oskar Lenz*, Skizzen aus Westafrika. Berlin 1878, S. 193. Vgl. auch Allg. Historie der Reisen etc. Bd. IV, Leipz. 1749, S. 181. **37.** *H. Zöller*, Das Togoland etc. S. 37. **38.** *A. Kropf*, Das Volk der Kosakaffern. Berl. 1889, S. 187. **39.** *Haarhoff* a. a. O. S. 91. **40.** *Kropf* a. a. O. S. 85. **41.** Kathol. Missionen. 1873, S 59. **42.** *V. r. Strauß-Torney*, Essays zur allg. Religionswissenschaft. Heidelberg 1879, S. 15. **43.** *Rich. Oberländer*, Westafrika. 3. Aufl., Leipz. 1878, S. 276. **44.** *Herm. Soyaux*, Aus Westafrika (1873—76). Erlebnisse u. Betrachtungen. Leipz. 1879, Bd. II, S. 113—126. **45.** *Fr. Ratzel* a. a. O. Bd. I, S. 31. **46.** *Wangemann*, Die Berliner Mission im Zululande. Berlin 1875, S. 74. **47.** *B. E. Tylor*, Die Anfänge der Kultur. Aus dem Engl. von *Spengel* u. *Poske*. Leipz. 1873, Bd. I, S. 22f.

I.

1. *J. L. Wilson* a. a. O. S. 154. **2.** *Brodie Cruickshank*, Ein achtzehnjähriger Aufenthalt auf der Goldküste. Aus dem Engl. Leipz. o. J. (1854), S. 217. **3.** *M. Müller*, Einleitung in die vergleichende Religionswissenschaft. Straßburg 1874, S. 154. **4.** *P. Asmus*, Die indogermanische Religion. Halle 1875—77, Bd. I, S. 73. **5.** *Haarhoff* a. a. O. S. 101. **6.** *Haarhoff* a. a. O. S. 100, 102. **7.** *Heinr. Bohner*, Im Lande des Fetisch. Basel 1890, S. 183. **8.** *A. B. Ellis*, The Ewe-speaking Peoples of the Slave coast of Westafrica. London 1890, p. 32ss. **9.** *H. Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 53f. **10.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 37f., 46ff., 65ff.; *H. Zöller*, Das Togoland etc. S. 92; Kamerun. Bd. I, S. 54. **11.** *H. Zöller*, Das Togoland etc. S. 185. **12.** *W. Hoffmann*, Abbeokuta. Aus dem Engl. Berlin 1859, S. 67. **13.** *A. Bastian*, Geographische und ethnologische Bilder. Jena 1873, S. 178ff. **14.** *A. Bastian* a. a. O. S. 186. **15.** *G. Rohlfs*, Quer durch Afrika. Leipz. 1874—75, Bd. II, S. 274. **16.** *Adolf Burdo*, Am Niger und Benuë. Deutsch von *P. Heichen*. Leipz. 1886, S. 97. **17.** *A. Bastian* a. a. O. S. 191ff.; *J. L. Wilson* a. a. O. S. 169. **18.** *Reinh. Buchholz*, Reisen in Westafrika. Herausgegeben von *Karl Heinersdorff*. Leipzig 1880, S. 114f. **19.** *Bernh. Schwarz*, Kamerun. Leipz. 1886, S. 174. **20.** *M. Buchner*, Kamerun. Leipz. 1887, S. 25. **21.** *H. Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 186f.; Bd. II, S. 56f. **22.** Das Ausland. 1885, S. 145. **23.** *O. Baumann*, Fernando Póo. Wien und Olmütz 1888, S. 109. **24.** *H. Soyaux* a. a. O. Bd. I, S. 152. **25.** *D. Livingstone*, Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. II, S. 301; *Paul Pogge*, Im Reiche des Muato Jamvo. Berlin 1880, S. 236. **26.** *Emil Holub*, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881, Bd. II, S. 337. **27.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 287. **28.** *Paul du Chaillu*, Explorations and adventures in Equatorial Africa. London 1861, pag. 337. **29.** *Hübbe-Schleiden*, Ethiopien. Hamburg 1879, S. 127f. **30.** *Paul Barret*, L'Afrique occidentale. Paris 1888, vol. II, p. 196. **31.** *O. Lenz* a. a. O. S. 208. **32.** *A. Bastian*, Ein Besuch in San Salvador. Bremen 1859, S. 103; *Derselbe*, Die deutsche Expedition an der Loangoküste. Jena 1874—75, Bd. I, S. 223ff. **33.** *A. E. Lux*, Von Loanda nach Kimbundu. Wien 1880, S. 90. **34.** *Rob. Hartmann*, Die Völker Afrikas. Leipz. 1879, S. 221. **35.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 50, 154, 160ff., 287f. **36.** *H. Zöller*, Das Togoland etc. S. 232. **37.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 154. **38.** *B. A. Haarhoff* a. a. O.

S. 101 f. **39.** Allgemeine Historie der Reisen etc. Bd. III, Leipzig 1748, S. 466 f. **40.** *Paul Gloatz*, Spekulative Theologie. Gotha 1883, Bd. I, S. 285. **41.** *H. Bohner* a. a. O. S. 78. **42.** *H. Bohner* a. a. O. S. 183. **43.** *W. Hoffmann* a. a. O. S. 67 ff. **44.** *A. de Quatrefages*, Das Menschengeschlecht. Autorisierte Ausgabe. Leipzig 1878, Bd. II, S. 240. **45.** *H. Soyaux* a. a. O. Bd. I, S. 152. **46.** *R. F. Burton*, Abeokuta and an exploration of Cameroon Mountains. London 1863, vol. I, p. 19. **47.** *O. Peschel*, Völkerkunde. 5. Aufl. von *Alfred Kirchhoff*. Leipzig 1881, S. 145. **48.** *D. Livingstone*, Missionsreisen u. Forschungen etc. Bd. I, S. 64. **49.** *G. A. Farini*, Durch die Kalahariwüste. Autorisierte deutsche Ausgabe. Leipzig 1886, S. 362. **50.** *M. M. T. Arbousset* et *F. Daumas*, Relation d'un voyage d'exploration au Nord-Est de la Colonie etc. Paris 1842, p. 501. **51.** *John Campbell*, Zweite Reise etc. Weimar 1823, S. 169. **52.** *A. Merensky*, Beiträge zur Kenntnis Südafrikas. Berlin 1875, S. 75. **53.** *J. M. Orpen* in „Cape Monthly". 1874, vol. IX; *F. Ratzel* a. a. O. Bd. I, S. 78 f. **54.** *Livingstone*, Missionsreisen und Forschungen. Bd. I, S. 200. **55.** *Wangemann*, Die evangelische Missionsarbeit in Südafrika. Berlin 1872, S. 68. **56.** *Burkhardt-Grundemann*, Die evangelische Mission unter den Völkerstämmen Südafrikas. Bielefeld 1877, S. 15. **57.** *Ehrmann*, Einleitung zu *Rob. Percivals* Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung. Aus dem Engl. Weimar 1805, S. LXIII. **58.** *Bory de St. Vincent*, L'homme. 2me édit. Paris 1827, vol. II, p. 129. **59.** Sir *John Lubbock*, Die vorgeschichtliche Zeit. Band II, S. 275; *Derselbe*, Die Entstehung der Civilisation. S. 183. **60.** *Le Vaillant*, Reise in das Innere von Afrika (1780—85). Aus dem Franz. Frankfurt 1797, Bd. IV, S. 311. **61.** *And. Sparrmanns* Reise nach dem Vorgebirge der Guten Hoffnung (1772—76). Aus dem Schwedischen von *Groskurd*. Berlin 1784, S. 196. **62.** *Rob. Moffat*, Missionary Labours and Scenes in South-Africa. London 1842, p. 124. **63.** *J. G. Wood*, The Natural History of Man. Africa. London 1868, p. 257; *G. Fritsch*, Die Eingebornen Südafrikas. Breslau 1872, S. 336. **64.** *Peter Kolbens* Beschreibung des Vorgebirges der Guten Hoffnung. Frankfurt u. Leipzig 1745, S. 95 ff. **65.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 337 ff. **66.** *Wangemann* a. a. O. S. 56. **67.** Globus. 1867, Bd. XII, S. 276. **68.** *W. H. J. Bleek*, Reineke Fuchs in Afrika. Weimar 1870, S. 55 ff. **69.** *Bleek* a. a. O. S. 60 ff. **70.** *P. Kolben* a. a O. S. 97 f. **71.** *M. Müller*, Einleitung etc. S. 53 f. **72.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 57. **73.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 98, 197 f. **74.** *H. Stanley*, How I found Livingstone. London 1870, p. 352 s. **75.** *Livingstone*, Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. I, S. 192 f. **76.** *Livingstone*, Neue Missionsreisen etc. Bd. II, S. 242. **77.** *Max Müller*, Essays. Leipzig 1869, Bd. I, S. 305. **78.** *A. Kropf*, Das Volk der Kosa-Kaffern. Berlin 1889, S. 186. **79.** *W. H. J. Bleek* a. a. O. S. 57. **80.** *Max Müller*, Einleitung etc. S. 54 ff. **81.** *B. A. Haarhoff* a. a. O. S. 99. **82.** *Callaway*, Religious System of Ama-Zulu. London 1870, p. 67. **83.** *Callaway* a. a. O. S. 1 ff.; *Wangemann*, Die Berliner Mission im Zulu-Lande. Berlin 1875, S. 11, 28 f. **84.** *Wangemann* a. a. O. S. 7, 31. **85.** *A. Merensky*, Beiträge etc. S. 65. **86.** *Wangemann* a. a. O. S. 6 f., 21. **87.** *Emil Holub*, Sieben Jahre in Südafrika. Wien 1881, Bd. I, S. 412. **88.** *Emil Holub* a. a. O. Bd. I, S. 436. **89.** Katholische Missionen. 1890, S. 198. **90.** *Livingstone*, Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. I, S. 193. **91.** *G. Roskoff* a. a. O. S. 105 ff.; *A. de Quatrefages* a. a. O. Bd. II, S. 225 f. **92.** Sir *John Lubbock*, Die vorgeschichtliche Zeit. Bd. II, S. 275. **93.** Das Ausland. 1884, S. 464. **94.**

F. Ratzel a. a. O. Bd. I, S. 178, 300. **95.** *A. Merensky,* Beiträge etc. S. 121; Erinnerungen aus dem Missionsleben in Südostafrika. Bielefeld und Leipzig 1888, S. 41. **96.** *B. A. Haarhoff* a. a. O. S. 90f., 96f. **97.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 197. **98.** *B. A. Haarhoff* a. a. O. S. 95f. **99.** *A. Merensky,* Erinnerungen etc. S. 130. **100.** *A. Merensky,* Erinnerungen etc. S. 41. **101.** *Wangemann,* Die Berliner Mission im Basutolande. Berlin 1877, S. 27. **102.** *G. Fritsch* a. u. O. S. 202. **103.** *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 436. **104.** *Wangemann,* Basutoland. S. 26f., 754. **105.** Berliner Missionsberichte. 1879, S. 441. **106.** *B. A. Haarhoff* a. a. O. S. 48f. **107.** *A. Merensky,* Beiträge etc. S. 124. **108.** *Wangemann,* Ein Reisejahr in Südafrika. Berlin 1868, S 436ff. **109.** Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde. Berlin 1869, Bd. IV, Heft 2. **110.** *Fritsch* a. a. O S. 230ff **111.** *Andersson,* Lake Ngami. Explorations in South Western Afrika. London 1856, p. 221. **112.** Globus. Bd. XLIX, S. 247. **113.** *H. Depelchin* et *Ch. Croonenberghs,* Trois ans dans l'Afrique Australe. Le pays des Matabélés. Bruxelles 1882, p. 304. **114.** *Haarhoff* a. a. O. S. 104. **115.** *K. Mauch* in *Petermanns* Mitteilungen. Ergänzungsheft 37. Gotha 1874. S. 40f. **116.** *E. Holub* a. a. O. Bd. II, S. 337. **117.** *E. Holub* a. a. O. Bd. II, S 226. **118.** *Spillmann,* Vom Kap zum Sambesi. Freiburg 1882, S. 321, 325, 423. **119.** *Livingstone,* Missionsreisen und Forschungen. Bd. II, S. 301. **120.** Das Ausland. 1888, S. 588. **121.** Katholische Missionen. 1887, S. 51. **122.** *Horace Waller,* Letzte Reise von *David Livingstone* in Centralafrika (1865—73). Deutsch von *J. M. Boyes.* Hamburg 1875, Bd. I, S. 183. **123.** *Schynse* a. a. O. S. 66, 90. **124.** *H. M. Stanley.* Durch den dunklen Weltteil. Autoris. deutsche Ausgabe von *Böttger.* Leipzig 1878, Bd. II, S. 191. **125.** *Herm. Wißmann,* Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost (1880—83). 6. Aufl., Berl. 1890, S. 378. **126.** *Wißmann* a. a. O. S. 379; *Wißmann, Wolf, v. François, Mueller,* Im Innern Afrikas. Leipzig 1888, S. 155ff. **127.** Das Ausland. 1883, S. 109. **128.** *Joseph Thomson,* Expedition nach den Seeen von Centralafrika. Autorisierte deutsche Übersetzung. Jena 1882, Bd. II, S. 66. **129.** Kathol. Missionen. 1883, S. 133. **130.** Kathol. Missionen. 1890, S. 49ff. **131.** *H. M. Stanley* a. a. O. Bd. II, S. 13ff. **132.** *C. T. Wilson* u. *R. W. Felkin,* Uganda und der ägyptische Sudan. Stuttgart 1883, Bd. I, S. 103f.; *Al. M. Mackay,* Pionier-Missionar in Uganda. Übersetzt von *J. H. Nebinger.* Leipzig 1891, S. 152. **133.** *J. H. Speke,* Die Entdeckung der Nilquellen. Aus dem Englischen. Leipzig 1864. Bd. II, S. 118, 100; Bd. I, S. 247f. **134.** *H. M. Stanley,* Im dunkelsten Afrika. Leipzig 1890, Bd. II, S. 364. **135.** *C. Peters,* Die deutsche Emin-Pascha Expedition. München und Leipzig 1891, S. 396—406. **136.** *F. Ratzel* a. a. O. Bd. I, S. 409. **137.** *H. H. Johnston,* Der Kilima-Ndjaro. Aus dem Englischen von *W. v. Freeden.* Leipzig 1886, S. 406, 413. **138.** *P. Horner,* Reisen in Zanguebar (1867—70). Herausgeg. von *Gaume.* Autorisierte deutsche Übersetzung. Regensburg 1873. S. 217. **139.** *H. H. Johnston* a. a. O. S. 199, 413. **140.** Baron *von der Deckens* Reisen in Ostafrika. Leipzig und Heidelberg 1869ff., Bd. I, S. 216. **141.** *J. L. Krapf,* Reisen in Ostafrika (1837—55). Kornthal und Stuttgart 1858, Bd. I, S. 323f., 394, 235f., 341f. **142.** *J. L. Krapf* a. a. O. Bd. II, S. 268, 272; *von der Decken* a. a. O. Bd. II, S. 26; *H. H. Johnston* a. a. O. S. 394. **143.** *Joseph Thomson,* Durch Massai-Land. Aus dem Engl. von *W. v. Freeden.* Leipzig 1885, S. 397. **144.** Globus. 1884, Bd. XLV, S. 379. **145.** *J. L. Krapf* a. a. O. Bd. I, S. 99, 105. **146.** *Sam. White Baker,* Der Albert N'yanza.

Autorisierte deutsche Übersetzung. 2. Auflage, Jena 1868, S. 172, 217f., 471. **147.** *S. W. Baker* a. a. O. S. 216. **148.** *S. W. Baker* a. a. O. S. 172. **149.** *Wilh. v. Harnier* in *Petermann* u. *Hassenstein*, Innerafrika. Gotha 1862, Abteilung III, S. 133. **150.** *S. W. Baker* a. a. O. S. 52. **151.** *Brun-Rollet*, Le Nil blanc et le Soudan. Paris 1855, p. 223; *E. Marno* in Mitteilungen des Vereins für Erdkunde zu Leipzig. 1873, S. 6. **152.** *Petermann* u. *Hassenstein* a. a. O. Abteilung I, S. 23. **153.** *Daniel Sorur Pharim Den*, Neger aus dem Stamme der Dinka. Mainz 1889, S. 11f. **154.** *Kaufmann*, Schilderungen aus Centralafrika. Brixen 1862, S 125. **155.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 121. **156.** *Fr. Morlang* bei *Petermann* u. *Hassenstein* a. a. O. Abteil. III, S. 120. **157.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 245. **158.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 303. **159.** *E. F. A. Münzenberger*, Afrika und der Mohammedanismus. Frankfurt 1889. **160.** *Eugène Béchet*, Le Soudan français. Paris 1889, p. 14. **161.** *W. Schneider* a. a. O. Bd. II, S. 222. **162.** Aus allen Weltteilen. Leipzig 1883, Heft X, S. 290ff. **163.** *Gerh. Rohlfs*, Quer durch Afrika. Leipzig 1874–75, Bd. II, S. 181, 212ff. **164.** *G. Rohlfs* a. a. O. Bd. II, S. 9. **165.** *Gust. Nachtigal*, Sahara und Sudan. Berlin 1879—81, Bd. II, S. 369; *G. Rohlfs* a. a. O. Bd. I, S. 355. **166.** *Heinr. Barth*, Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika. Im Auszuge bearbeitet. Gotha 1859—60, Bd. I, S. 399, 411, 413. **167.** *Nachtigal* a. a. O. Bd. II, S. 685. **168.** *Nachtigal* a. a. O. Bd. II, S. 175f.

II

1. *Lotze*, Mikrokosmus. 3. Auflage, Leipzig 1876—80, Bd. III, S. 334f. **2.** *Erwin Rohde*, Psyche. Seelenkult und Unsterblichkeitsglaube der Griechen. Freiburg 1890, S. 27ff. **3.** *A. B. Ellis*, The Ewe-speaking Peoples etc. London 1890, p. 114. **4.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 15, 29, 102f. **5.** *Cruickshank* a. a. O. S. 220. **6.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 78. **7.** *H. Bohner* a. a. O. S. 99. **8.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 160. **9.** *P. Barret*, L'Afrique occidentale. Paris 1888, vol. I, p. 167 s. **10.** *H. Zöller*, Togoland. S. 156; Kamerun. Bd. I, S. 53ff.; *A. B. Ellis* a. a. O. S. 54ff., 71ff., 74ff. **11.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 52, 66f., 88ff. **12.** *Rich. Andree*, Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878, S. 91. **13.** *W. Hoffmann*, Abbeokuta. Aus dem Engl. Berlin 1859, S. 169. **14.** *Ad. Bastian*, Geographische und ethnologische Bilder. Jena 1873, S. 185. **15.** *A. Bastian*, Der Fetisch an der Küste Guineas. Berlin 1884, S. 9ff. **16.** *M. Buchner*, Kamerun. Leipzig 1887, S. 100. **17.** *A. Bastian*, Der Fetisch etc. S. 21ff. **18.** *Ramseyer* u. *Kühne*, Vier Jahre in Asante. Tagebücher. Bearbeitet von *H. Gundert*. 2. Aufl., Basel 1875, S. 287f. **19.** *T. Edward Bowdich*, Mission der engl.-afrik. Kompagnie von Cape Coast-Castle nach Ashantee. Aus dem Engl. von *Leidenfrost*. Weimar 1820, S. 402. **20.** *Hyacinth Hecquard*, Reise an der Küste und in das Innere von Westafrika. Deutsche Ausgabe. Leipzig o. J. (1854), S. 47. **21.** *T. E. Bowdich* a. a. O. S. 388. **22.** Das Ausland. 1883, S. 755ff. **23.** *Ramseyer* u. *Kühne* a. a. O. S. 285f. **24.** Katholische Missionen. 1890, S. 199; Das Ausland. 1890, S. 458. **25.** *Ad. Burdo* a. a. O. S. 88. 106, 154. **26.** *H. Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 186f. **27.** *M. Buchner* a. a. O. S. 26f. **28.** *Reinh. Buchholz*, Reisen etc. S. 130. **29.** *R. Buchholz*, Land und Leute in Westafrika. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von *R. Virchow* und *F. v. Holtzendorff*. Serie XI, Heft 257, S. 7. **30.** *M. Buchner* a. a. O. S. 28, 55.

31. *B. Schwarz* a. a. O. S. 176, 256 f. **32.** *O. Baumann* a. a. O. S. 197 ff. **33.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 287 f.; *P. du Chaillu* a. a. O. S. 336 ff.; *Hübbe-Schleiden* a. a. O. S. 130 f. **34.** *P. du Chaillu* a. a. O. S. 399 f. **35.** *Rich. Oberländer* a. a. O. S. 335. **36.** *H. Hecquard* a. a. O. S. 9. **37.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 292 ff. **38.** *P. Barret* a. a. O. Bd. II, S. 193. **39.** *Winwood Reade,* Savage Africa. London 1862, p. 247. **40.** *P. du Chaillu* a. a. O. S. 385 f. **41.** *O. Lenz* a. a. O. S. 209. **42.** *Thom. Winterbottom,* Nachrichten von der Sierra-Leona-Küste und ihren Bewohnern. Aus dem Engl. von *Ehrmann.* Weimar 1805, S. 324. **43.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 290 ff. **44.** *P. Barret* a. a. O. Bd. II, S. 168. **45.** Kathol. Missionen. 1890, S. 162 f. **46.** *O. Lenz* a. a. O. S. 210 f. **47.** *O. Lenz* a. a. O. S. 87. **48.** Kathol. Missionen. 1890, S. 163. **49.** *O. Lenz* a. a. O. S. 64 f. **50.** *A. Bastian,* Loangoküste. Bd. I, S. 85 ff., Bd. II, S. 220. **51.** *A. Bastian,* San Salvador. S. 258; Loangoküste. Bd. I, S. 69, 82, 61. **52.** *H. Stanley,* Durch den dunklen Weltteil. Bd. II, S. 453. **53.** Allgemeine Historie der Reisen etc. Bd. V, Leipzig 1749, S. 7. **54.** *Rich. Büttner,* Reisen im Kongolande. 3. Aufl. Leipzig 1890, S. 98. 109; *Herbert Ward,* Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates. Deutsch von *H. v. Wobeser.* Leipzig 1891, S. 31. **55.** Das Ausland. 1884, S. 11. **56.** *A. E. Lux* a. a. O. S. 128. **57.** *Livingstone,* Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. II, S. 81 f. **58.** Das Ausland. 1888. S. 276. Vergl. *Herbert Ward* a. a. O. S. 74, 83 ff., 87, 99, 01. **59.** *Wißmann, Wolf, v. François, Mueller* a. a. O. S. 49 f. **60.** *Kretzschmar,* Südafrikanische Skizzen. Leipzig 1853, S. 228. **61.** *Livingstone,* Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. I, S. 200. **62.** *P. Kolben* a. a. O. S. 106 ff. **63.** *A. Kropf* a. a. O. S. 205 f. **64.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 233 f. **65.** *A. Kropf* a. a. O. S. 186 ff. **66.** *M. Kranz,* Natur- und Kulturleben der Zulus. Wiesbaden 1880, S. 110 ff. **67.** *A. Merensky,* Erinnerungen etc. S. 42. **68.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 116. **69.** *A. Kropf* a. a. O. S. 159 f. **70.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 236. **71.** *E. Casalis,* Les Bassoutos. Paris 1859, p. 260; *M. Kranz* a. a. O. S. 105. **62.** *Wangemann,* Zululand. S. 14, 31. **73.** *Wangemann,* Basutoland. 28, 33. **74.** *Josaphat Hahn* in der Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. 1869, Bd. IV, S. 502. **75.** Das Ausland. 1884, S. 387 ff. **76.** Das Ausland. 1888, S. 588. **77.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 230 ff. **78.** *A. Merensky,* Beiträge etc. S. 135; Erinnerungen etc. S. 41. **79.** Das Ausland. 1888, S. 589. **80.** *M. Kranz* a. a. O. S. 57 f.; *Wangemann,* Zululand. S. 47 f. **81.** *A. B. Haarhoff* a. a. O. S. 87. **82.** *W. Schneider* a. a. O. Bd. I, S. 175 ff. **83.** *A. Merensky,* Beiträge etc. S. 130; Erinnerungen etc. S. 41. **84.** *Th. Morgan Thomas,* Eleven years in Central South-Africa. London 1872, p. 279 ss.; *H. Depelchin* et *Ch. Croonenberghs.* Le pays des Matabélés. Bruxelles 1882, p. 302 ss. **85.** *K. Mauch* in *Petermanns* Mitteilungen. Ergänzungsheft 37. Gotha 1874, S. 40 f. **86.** *E. Holub* a. a. O. Bd. II, S. 350. **87.** *H. Depelchin* et *Croonenberghs,* Au pays d'Umzila, chez les Batongas, la valée des Barotsés. Bruxelles 1883, p. 222, 230. **88.** *Livingstone,* Neue Missionsreisen etc. Bd. II, S. 256. **89.** *E. Holub* a. a. O. Bd. II, S. 338. **90.** *Livingstone,* Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. II, S. 301. **91.** Kathol. Missionen. 1887, S. 51. **92.** *Livingstone,* Neue Missionsreisen etc. Bd. I, S. 50, 131 f., 176 f., 211; Bd. II, S. 212. **93.** *Livingstone,* Missionsreisen und Forschungen. Bd. I, S. 358. **94.** *Verney Lovett Cameron,* Quer durch Afrika. Autor. deutsche Ausg. Leipz. 1877, Bd. II, S. 95, 61 f. **95.** *A. E. Lux* a. a. O. S. 119. **96.** *Paul Pogge* a. a. O.

S. 235; *Otto Schütts* Reisen im südwestlichen Becken des Kongo. Nach Tagebüchern und Aufzeichnungen des Reisenden herausgegeben von *Paul Lindenberg*. Berlin 1881, S. 113; *H. Wißmann, L. Wolf, C. v. François, H. Mueller* a. a. O. S. 101. **97.** *Rich. Büttner,* Reisen im Kongolande. 3. Auflage, Leipzig 1896, S. 151. **98.** *Ladislaus Magyar,* Reisen in Südafrika. Pest und Leipzig 1859, Bd. I, S. 353. **99.** *Ludwig Wolf* a. a. O. S. 241; *H. v. Wißmann*, Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas. Frankfurt a. O. 1890, S. 115. **100.** *Curt von François,* Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Leipzig 1888, S. 59, 68. **101.** *Schynse* a. a. O. S. 66, 90. **109.** *Herbert Ward,* Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates. Deutsch von *H. v. Wobeser.* Leipzig 1891, S. 66, 204. **103.** *C. v. François* a. a. O. S. 191. **104.** *Wißmann, Wolf, von François, Mueller,* Im Innern Afrikas. S. 154, 156f. **105.** *Römer,* Nachrichten von der Küste Guineas. Kopenhagen und Leipzig 1769, S. 43. **106.** *Cameron* a. a. O. Bd. II, S. 163f. **107.** *Schynse* a. a. O. S. 66f. **108.** Kathol. Missionen. 1881, S. 197. **109.** *Al. M. Mackay.* Übersetzt von *J. H. Nebinger.* Leipzig 1891, S. 162. **110.** *C. T. Wilson* u. *R. W. Felkin* a. a. O. Bd. I, S. 104. **111.** *A. M. Mackay* a. a. O. S. 151, 162. **112.** *C. Peters,* Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. München und Leipzig 1891, S. 400f. **113.** *H. Stanley,* Durch den dunklen Weltteil. Bd. I, S. 356f, 361, 418, 295. **114.** *Speke* a. a. O. Bd. I, S. 244ff. **115.** *Cameron* a. a. O. Bd. I, S. 217, 230, 233. **116.** *Stanley* a. a. O. Bd. II, S. 31ff., 38ff. **117.** Kathol. Missionen. 1890, S. 49ff. **118.** *J. Thomson,* Seeen von Centralafrika. Bd. I, S. 239. **119.** *J. Thomson* a. a. O. Bd. II, S. 191. **120.** *P. Horner* a. a. O. S. 140f., 152f. **121.** *Speke* a. a. O. Bd II, S. 221. **122.** *Cameron* a. a. O. Bd. I, S. 162. **123.** *J. Thomson* a. a. O. Bd. I, S. 180. **124.** *Cameron* a. a. O. Bd. I, S. 103. **125.** *J. Thomson,* Durch Massailand. Aus dem Engl. von *W. v. Freeden.* Leipzig 1885, S. 248, 396. **126.** *H. H. Johnston,* Der Kilima-Ndjaro. Aus dem Engl. von *W. v. Freeden.* Leipzig 1886, S. 392ff. **127.** *P. Horner* a. a. O. S. 207. **128.** *von der Decken* a. a. O. Bd. II, S. 25. **129.** *J. Thomson,* Massailand. S. 83; *H. H. Johnston,* Kilima-Ndjaro. S. 405. **130.** *Thomson* a. a. O. S. 97; *Johnston* a. a. O. S. 409. **131.** *J. L. Krapf* a. a. O. Bd. II, S. 43, 49; *Johnston* a. a. O. S. 413f. **132.** *Krapf* a. a. O. Bd. I, S. 409f., 399f., 390, 323; vgl. 347, 307f.; *von der Decken* a. a. O. Bd. I, S. 215ff. **133.** *P. Horner* a. a. O. S. 90, 217—229. **134.** *P. Horner* a. a. O. S. 155; Kathol. Missionen. 1883, S. 11ff. **135.** Kathol. Missionen. 1881, S. 136. **136.** *Krapf* a. a. O. Bd. I, S. 99f., 105. **137.** *Philipp Paulitschke,* Die Sudanländer. Freiburg 1885, S. 251. **138.** *Fr. Morlang* bei *Petermann* u. *Hassenstein* a. a. O. Abteilung III, S. 12. **139.** *Brun-Rollet* bei *Petermann* u. *Hassenstein* a. a. O. Abteilung I, S. 22f. **140.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 15. **141.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 79f. **142.** *Kaufmann* a. a. O. S. 130; *Daniel Sorur Pharim Den* a. a. O. S. 12. **143.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 119ff. **144.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 246. **145.** Globus. Bd. XXIII, S. 161ff. **146.** *Raffenel,* Reise in Senegambien. Deutsch von *C. A. Schmitt.* Stuttgart 1846, S. 144ff. **147.** Kathol. Missionen. 1877, S. 77f. **148.** *Raffenel* a. a. O. S. 227. **149.** *G. Rohlfs* a. a. O. Bd. II, S. 199ff., 214. **150.** *H. Barth* a. a. O. Bd. I, S. 399, 419. **151.** *H. Barth* a. a. O. Bd. II, S. 135. **152.** *G. Nachtigal* a. a. O. Bd. II, S. 686f. **153.** *Petermann,* Geogr. Mitteilungen. 1855, S. 252.

III.

1. Sir *John Lubbock*, Die Entstehung der Civilisation. Aus dem Engl. von *A. Passow*. Jena 1875, S. 276; *Oskar Peschel* a. a. O. S. 246; *Julius Happel*, Die Anlage des Menschen zur Religion. Haarlem 1877, S. 23. 2. *Max Müller*, Vorlesungen u. s. w. S. 71; *J. Frohschammer*, Über die Genesis der Menschheit und deren geistige Entwickelung in Religion, Sittlichkeit und Sprache. München 1883, S. 109. 3. *Eugen v. Schmidt*, Die Philosophie der Mythologie und Max Müller. Berlin 1880, Anhang, S. 16. 4. *B. Edw. Tylor*, Die Anfänge der Kultur. Aus dem Engl. von *Spengel* u. *Poske*. Leipzig 1873, Bd. II, S. 144. 5. *Fritz Schultze*, Der Fetischismus. Leipzig 1871. S. 84. 6. *de Brosses*, Du Culte des Dieux Fétiches, ou Parallèle de l'ancienne Religion de l'Egypte avec la Religion actuelle de la Nigritie. 1760. (Anonym und ohne Angabe des Druckortes.) 7. Das Ausland. 1884, S. 10. 8. *H. H. Johnston*, Der Kongo. Aus dem Engl. von *W. v. Freeden*. Leipzig 1884, S. 137. 9. *C. T. Wilson* und *R. W. Felkin* a. a. O. Bd II, S. 76. 10. *Hugo Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 54. 11. *A. B. Ellis*, The Ewe-speaking Peoples. London 1890, p. 55 s. 12. *J. L. Wilson*, Westafrika. 3. Aufl., S. 155. 13. *Hübbe-Schleiden* a. a. O. S. 134. 14. *H. Soyaux* a. a. O. Bd. I, S. 152. 15. *H. Stanley*, Durch den dunklen Weltteil. Bd. I, S. 356 f. 16. *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 419. 17. *R. Oberländer* a. a. O. S. 97. 18. *L. F. Römer* a. a. O. S. 63 f. 19. *Lichtenstein*, Reisen im südlichen Afrika. Berlin 1811, Band I, Seite 411. 20. *Lux* a. a. O. S. 90. 21. *Cruickshank* a. a. O. S. 241 ff. 22. *H. Bohner* a. a. O. S. 215. 23. *A. Bastian*, Loangoküste. Bd. II, S. 176 ff. 24. *J. L. Wilson* a. a. O. S. 158. 25. *Eugèn Béchet*, Le Soudan français. Paris 1889, p. 189. 26. *Léon Guiral*, Le Congo français. Paris 1889, p. 204 s. 27. *W. Bosman*, Voyage de Guinée. Utrecht 1705, p. 150 ss., 393. 28. *A. Bastian*, San Salvador. S. 80. 29. *Cameron* a. a. O. Bd. II, S. 190 f. 30. *Ramseyer* u. *Kühne*, Vier Jahre in Asante. Tagebücher. Bearbeitet von *H. Gundert*. 2. Aufl., Basel 1875, S. 99 f. 31. *Wißmann, Wolf, v. François, Mueller*, Im Innern Afrikas. Leipzig 1888, S. 94 f. 32. *E. Holub* a. a. O. Bd. II, S. 362 f. 33. *H. Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 186; Bd. II, S. 57. 34. *M. Buchner*, Kamerun. S. 25, 65. 35. *B. Schwarz*, Kamerun. S. 253. 36. *O. Baumann* a. a. O. S. 110. 37. *O Lenz*, Skizzen aus Westafrika. Berlin 1878, S. 87, 184. 38. *H. Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 54. 39. *A. B. Ellis* a. a. O. S. 91 f. 40. *H. Zöller*, Togoland. S. 92 ff. 41. *H. Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 89. 42. *J. L. Wilson* a. a. O. S. 292 f. 43. *A. Bastian*, San Salvador. S. 81. 44. *A. Bastian*, Loangoküste. Bd. I, S. 77; Bd. II, S. 176 ff.; Bd. I, S. 230 f. 45. *O. Lenz* a. a. O. S. 192. 46. *H. Zöller*, Togoland. S. 176; *A. B. Ellis* a. a. O. S. 41 ff. 47. *A. Bastian*, Loangoküste. Bd. II, Ende. 48. *H. H. Johnston*, Der Kongo. S. 376. 49. Das Ausland. 1884, S. 11. 50. *Lux* a. a. O. S. 89. 51. *Wißmann, L. Wolf, C. v. François, H. Mueller* a. a. O. S. 144 f.; *Lux* a. a. O. S. 89. 52. *Cameron* a. a. O. Bd. II, S. 146 f. 53. *P. Pogge* a. a. O. S. 154 f., 229. 54. *Wißmann, Wolf, v. François, Mueller* a. a. O. S. 157, 296. 55. *L. Wolf* a. a. O. S. 255 (Abbildung). 56. *Jos. Thomson*, Seeen von Centralafrika. Bd. II, S. 96, 114. 57. *Cameron* a. a. O. Bd. II, S. 61 f. 58. Kathol. Missionen. 1881, S. 197. 59. *Stanley*, Durch den dunklen Weltteil. Bd. II, S. 26, 77. 60. *Cameron* a. a. O. Bd. I, S. 262, 284, 289.

61. Kathol. Missionen. 1890, S. 50. **62.** *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 264. **63.** *Merensky,* Beiträge etc. S. 134. **64.** *H. Depelchin* et *Ch. Croonenberghs,* Le pays des Matabélés. Bruxelles 1882, p. 228s. **65.** *R. Hartmann* a. a. O. S. 208. **66.** *G. Rohlfs* a. a. O. Bd. II, S. 199f., 214. **67.** Globus. Bd. XXIII, S. 147. **68.** *B. E. Tylor* a. a. O. Bd. II, S. 170. **69.** *J. Lippert,* Allg. Geschichte des Priestertums. Berlin 1883—84, Bd. I, S. 81. **70.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 232. **71.** *Minuc. Fel.,* Octav. c. 23. **72.** *Wangemann,* Missionsarbeit in Südafrika. S. 67. **73.** *Rob. Hartmann* a. a. O. S. 216; *A. B. Ellis* a. a. O. S. 29. **74.** *Rich. Oberländer* a. a. O. S. 223f. **75.** *H. Zöller,* Kamerun. Bd. I, S. 53ff.; vgl. auch Allg. Historie der Reisen. Bd. IV, Leipzig 1749, S. 334f. **76.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 57—62; vgl. hierzu Allg. Historie der Reisen. Bd. IV, S. 338—349. **77.** *Ramseyer* u. *Kühne* a. a. O. S. 57. **78.** *H. Bohner* a. a. O. S. 74f. **79.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 49f. **80.** *H. Zöller,* Kamerun. Bd. I, S. 54. **81.** *A. Bastian,* San Salvador. S. 82. **82.** *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 420. **83.** *Wangemann,* Basutoland. S. 28. **84.** *J. H. Speke* a. a. O. Bd. II, S. 249. **85.** S. oben S. 157f., 166. **86.** *H. Bohner* a. a. O. S. 74. **87.** *A. Bastian,* San Salvador. S. 81; Loangoküste. Bd. II, S. 220. **88.** *Cameron* a. a. O. Bd. I, S. 217. **89.** *J. Thomson,* Seeen von Centralafrika. Bd. II, S. 171. **90.** *Wangemann,* Reisejahr etc. S. 500f. **91.** *Krapf* a. a O. Bd. I, S. 242. **92.** *Raffenel* a. a. O. S. 144f. **93.** *O. Lenz* a. a. O. S. 193. **94.** *Cruickshank* a. a. O. S. 246. **95.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 125. **96.** Kathol. Missionen. 1883, S. 153. **97.** *J. L. Wilson* a. a O. S. 293; *P. Barret* a. a. O. Bd. II, S. 174f., 190. **98.** *A. Bastian,* San Salvador. S. 257. **99.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 228. **100.** *A Bastian,* Loangoküste. Bd. II, S. 173. **101.** *H. Bohner* a. a. O. S. 238. **102.** *A. Bastian,* Geographische und ethnologische Bilder. S. 175. **103.** *Hoffmann* a. a. O. S. 70. **104.** *Rob. Hartmann* a. a. O. S. 214. **105.** *G. Nachtigal* a. a. O. Bd. II, 176. **106.** *Monrad,* Gemälde der Küste Guinea. Weimar 1824, S. 118; *Horace Waller,* Letzte Reise von Dav. Livingstone. Deutsch von *J. M. Boyes.* Hamburg 1875, Bd. I, S. 271. **107.** *H. Weber,* Die Trappistenmission in Südafrika. Frankfurt 1891, S. 48. **108.** *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 416ff.; *G. Fritsch* a. a. O. S. 105, 200f., 234. **109.** *Merensky,* Beiträge etc. S. 134; *A. Kropf,* Das Volk der Kosakaffern. S. 194, 204. **110.** *A. Kropf* a. a. O. S. 205. **111.** *Wangemann,* Basutoland. S. 33, 35. **112.** Kathol. Missionen. 1891, S. 18f.; *Merensky,* Beiträge etc. S. 250f. **113.** *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 418f.; Bd. II, S. 360, 363 bis 367. **114.** *J. H. Speke* a. a. O. Bd. I, S. 10. **115.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 293. **116.** *Tarassos Valdez,* Six years of a travellers life in Western Africa. London 1861, vol. II. p. 159; vergl. hierzu Allg. Historie der Reisen. Bd. V, Leipzig 1749, S. 100f. **117.** *Magyar* a. a. O. Bd. I, S. 275. **118.** *Serpa Pinto* a. a. O. Bd. I, 160f. **119.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 125. **120.** *H. Zöller,* Kamerun. Bd. II, S. 171. **121.** *S. W. Baker,* Ismailia. London 1874, vol. II, p. 354. **122.** *A. Bastian,* Loangoküste. Bd. I, S. 269. **123.** *Wangemann,* Missionsarbeit in Südafrika. S. 79ff.; *G. Fritsch* a. a. O. S. 104; *A. Kropf* a. a. O. S. 195f. **124.** *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 414ff.; *G. Fritsch* a. a. O. S. 199. **125.** *Fritsch* a. a. O. S. 102f.; *A. Kropf* a. a. O. S. 194 **126.** *O. Lenz* a. a. O. S. 205. **127.** *Fritsch* a. a. O. S. 105f.; *Kropf* a. a. O. S. 193ff. **128.** *Bastian,* Der Fetisch an der Küste Guineas. Berlin 1884, S. 43; vergl. hierzu Allg. Historie der Reisen. Bd. III, S. 469; Bd. IV, S. 192, 345. **129.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 147. **130.** *A. Kropf*

a. a. O. S. 203. **131.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 144f. **132.** *E. Holub* a. a. O. Bd. I, S. 413ff. **133.** *R. Hartmann* a. a. O. S. 213. **134.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 146. **135.** *A. Merensky,* Erinnerungen etc. S. 42f. **136.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 140, 144; *P. Barret* a. a. O. Bd. II, S. 165. **137.** *Wangemann* a. a. O. S. 80. **138.** *A. B. Ellis* a. a. O. S. 142. **139.** *R. Oberländer* a. a O. S. 392. **140.** *A. B. Ellis,* The Tshi-speaking Peoples of the Gold-Coast. p. 131—138; The Ewe-speaking Peoples of the Slave Coast. p. 142ss. **141.** *Fritsch* a. a. O. S. 99; *Kropf* a. a. O. S. 197f. **142.** *Holub* a. a. O. Bd. I, S. 415ff. **143.** *Ellis,* The Ewe-speaking Peoples. p. 38, 60. **144.** *Bouche,* La Côte des Esclaves. p. 127s.; *Ellis* a. a. O. S. 147; *Barret* a. a. O. Bd. II, S. 165. Vgl. auch Allg. Historie der Reisen etc. Bd. IV, S. 192, 345ff. **145.** *Ellis* a. a. O. S. 140ff. **146.** *Bastian,* San Salvador. S. 86. **147.** *Cameron* a. a. O. Bd. II, S 61. **148.** *Depelchin* et *Croonenberghs,* Le pays des Matabélés. p. 305. **149.** *Stanley,* Durch den dunklen Weltteil. Bd. I, S. 511f. **150.** *Bohner* a a. O. S. 111. **151.** Kathol. Missionen. 1881, S. 187. **152.** *Kropf* a. a. O. S. 197. **153.** *Tiele,* Max Müller und Fritz Schultze über ein Problem der Religionswissenschaft. Leipzig 1871, S. 35. **154.** *Halleur* bei *Waitz* a. a. O. Bd. II, S. 188. **155.** *Bohner* a. a. O. S. 78. **156.** *Wuttke,* Geschichte des Heidentums in Bezug auf Religion, Wissenschaft, Kunst, Sittlichkeit und Staatsleben. Breslau 1852—53, Bd. I, S. 50. **157.** *Zöller* Togoland. S. 182. **158.** *Lux* a. a. O. S. 126. **159.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 201. **160.** *Béchet* a. a. O. S. 191. **161.** *Winterbottom* a. a. O. S. 327f. **162.** *Holub* a. a. O. Bd. I, S. 481.

IV.

1. *Kropf* a. a. O. S. 204. **2.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 164. **3.** *Kropf* a. a. O. S 204. **4.** *Winterbottom* a. a. O. S. 323; *Bastian,* Loangoküste. Bd. II, S. 248. **5.** *Bleek* a. a. O. S. 44. **6.** *Livingstone,* Neue Missionsreisen etc. Bd. I, S. 175f. **7.** *Herbert Ward,* Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates. Deutsch von *H. v. Wobeser.* Leipzig 1891, S. 19; *v. Wißmann,* Meine zweite Durchquerung Äquatorialafrikas. Frankfurt a. O. 1890, S. 210f.; *E. Marno,* Reisen im Gebiete des Blauen und Weißen Nil. S. 240; *Schweinfurth* a. a. O. S. 122; *Wilson* und *Felkin* a. a. O. Bd. II, S. 77. **8.** *Rob. Hartmann* a. a. O S. 211. **9.** Globus. Bd. XXIII, S. 168; *Rich. Andree,* Ethnographische Parallelen und Vergleiche. Stuttgart 1878, S. 70. **10.** Kathol. Missionen. 1877, S. 76. **11.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 164. **12.** *B. E. Tylor* a. a. O. Bd. I, S. 138. **13.** *Bryan Edwards,* Beschreibung der britischen Kolonien in Westindien. Aus dem Engl. von *Sprengel.* Halle 1794. Bd. I, S. 265ff. **14.** *L. J. B. Bérenger-Féraud,* Les peuplades de la Sénégambie. Paris 1879, p. 276s. **15.** *Fritsch* a. a. O. S. 100. **16.** *Merensky,* Erinnerungen etc. S. 43. **17.** *Kropf* a. a. O. S. 203f. **18.** *Wangemann,* Missionsarbeit in Südafrika. S. 81f. **19.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 168. **20.** *Livingstone,* Neue Missionsreisen etc. Bd. I, S. 130f., 256; Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. II, S. 282; *James Sibree,* Madagaskar. Autor. deutsche Ausgabe. Leipzig 1881, S. 79, 311ff. Vgl. *Monteiro,* Angola and the river Congo. London 1875, vol I, p. 61—65; *Oliver,* Flora of Tropical Africa. vol. II, p. 320s.; *P. Barret* a. a. O. Bd. I, 391; Bd. II, S. 326. **21.** Korrespondenzblatt der afrikanischen Gesellschaft. 1876, Nr. 18. **22.** *H. Bohner* a. a. O. S. 242ff. **23.** *Fritsch* a. a. O. S. 99ff.; *Wangemann,* Kaffernland. S. 48ff.; *Kropf* a. a. O. S. 201f. **24.** *Cruickshank* a. a. O.

S. 241. **25.** *Zöller*, Kamerun. Bd. I, S. 187f.; Bd. II, S. 58. **26.** *Schwarz* a. a. O. S. 176. **27.** Das Ausland. 1885, S. 145. **28.** *Paul du Chaillu*, Explorations and adventures in Equatorial Africa. London 1861, p. 38s., 395—398. **29.** *du Chaillu*, A journey to Ashango-Land. London 1867, p. 173ss. **30.** *Paul Güßfeldt* a. a. O. S. 216. **31.** *A. Bastian*, Loangoküste. Bd. II, S. 157ff. **32.** *H. Soyaux* a. a. O. Bd. I, S. 215–222. **33.** *H. H. Johnston*, Der Kongo. S. 118, 374. **34.** *Livingstone*, Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. II, S 82f., 281f. **35.** *Fritsch* a. a. O. S. 100f. **36.** *Kropf* a. a. O. S. 202f **37.** *Kranz* a. a. O. S. 110. **38.** *Holub* a. a. O. Bd. I, S. 418f.; Das Ausland. 1884, S. 465; *Merensky*, Erinnerungen etc. S. 42. **39.** *Depelchin* et *Croonenberghs*, Le pays des Matabélés. p. 301—312, 361s. **40.** Katholische Missionen. 1891, S. 19. **41.** *Haarhoff* a. a. O. S. 115. **42.** *Holub* a. a. O. Bd. II, S. 185f., 256f. **43.** *Depelchin* et *Croonenberghs*, Au pays d'Umzila etc. p. 230. **44.** Kathol. Missionen. 1883, S. 152. **45.** *Serpa Pinto* a. a. O. Bd. I, S. 120ff., 209. **46.** *Magyar* a. a. O. Bd. I, S. 121ff., 155; *Pogge* a. a. O. S. 136, 192f., 236; *O. H. Schütt* a. a. O. S. 41f.; *Johnston* a. a. O. S. 118, 374; *Wißmann, Wolf, v. François, Mueller*, Im Innern Afrikas etc. S. 143f.; *v. François*, Erforschung des Tschuapa etc. S. 14. **47.** *Schynse* a. a. O. S. 90. **48.** *Herbert Ward* a. a. O. S. 66. **49.** *Rich. Büttner* a. a. O. S. 150ff. **50.** *Stanley*, In dem dunkelsten Afrika etc. Bd. II, S. 365. **51.** *v. Wißmann*, Meine zweite Durchquerung etc. S. 216. **52.** *Al. M. Mackay* a. a. O. S. 154f., 163, 173f. **53.** *P. Horner* a. a. O. S. 151. **54.** Mitteilungen der afrikanischen Gesellschaft. Bd. IV, S. 16, 53. **55.** *Thomson*, Seeen etc. Bd. II, S. 192. **56.** *Cameron* a. a. O. Bd. I, S. 100f. **57.** Kathol. Missionen. 1883, S. 13, 56. **58.** Kathol. Missionen. 1886, S. 98. **59.** Katholische Missionen. 1889, S. 109. **60.** *Paulitschke* a. a. O. S. 250. **61.** *Fr. Morlang* bei *Petermann* und *Hassenstein* a. a. O. Abteilung III, S. 116. **62.** *Schweinfurth* a. a. O. S. 121f. **63.** *Schweinfurth* a. a. O. S. 246. **64.** *Petermanns* Mitteilungen. 1881, S. 256; Das Ausland. 1883, S. 631. **65.** *Nachtigal* a. a. O. Bd. II, S. 686. **66.** Katholische Missionen. 1877, S. 76. **67.** *Bosman* a. a. O. S. 473f. **68.** *Bastian*, Loangoküste. Bd. I, S. 170. **69.** Kathol. Missionen. 1883, S. 13.

V.

1. *H. Zöller*, Kamerun. Bd. II, S. 97. **2.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S 120. **3.** Das Ausland. 1883, S. 108. **4.** *H. Zöller*, Kamerun. Bd. III, S. 55. **5.** *P. du Chaillu*, Explorations etc. p. 336. **6.** Allgemeine Historie der Reisen etc. Bd. IV, S. 176. **7.** *J. L. Wilson* a a. O. S. 155. **8.** *Zöller*, Kamerun. Bd. II. S. 97. **9.** *W. Schneider*, Der neuere Geisterglaube. 2. Aufl., Paderborn und Münster 1885, S. 240ff. **10.** *A. B. Ellis*, The Ewe-speaking Peoples etc. p. 16ss., 102ss., 107, 114s. **11.** Allg. Historie der Reisen. Bd. III, S. 469. **12.** *W. Bosman*, a. a. O. S. 159f. **13.** *H. Bohner* a. a. O. S. 146, 219, 221f., 224. **14.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 155. **15.** *P. Barret* a. a. O. Bd. II, S. 325. **16.** *W. Bosman* a. a. O. S. 159f. **17.** *Cruickshank* a. a. O. S. 221. **18.** *Bosman* a. a. O. S. 411f. **19.** *Bosman* a a. O. S. 483f. **20.** *Burdo* a. a. O. S. 98. **21.** *Zöller*, Kamerun. Bd. II, S. 97; Bd. III, S. 55. **22.** *Schwarz* a. a. O. S. 176. **23.** *Schwarz* a. a. O. S. 173. **24.** *Schwarz* a. a. O. S. 175. **25.** *J. L. Wilson* a. a. O. S. 293. **26.** *Barret* a. a. O. Bd. II, S. 195f. **27.** *Livingstone*, Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. I, S. 200. **28.** S. oben S. 55ff.

29. *Peter Kolben* a. a. O. S. 106ff. **30.** *G. Fritsch* a. a. O. S. 57. **31.** *A. Kropf* a. a. O. S. 155. **32.** *Merensky,* Beiträge etc. S. 131. **33.** *Bleek* a. a. O. S. 57f. **34.** *Wangemann,* Zululand. S. 14f.; *Kranz* a. a. O. S. 110f. **45.** *Merensky,* Erinnerungen etc. S. 41f. **36.** *Casalis* a. a. O. S. 243. **37.** Das Ausland. 1888, S. 588f. **38.** *Livingstone,* Neue Missionsreisen etc. Bd. II, S. 242f. **39.** *Livingstone,* Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. I, S. 193; Bd. II, S. 301. **40.** *Livingstone,* Missionsreisen und Forschungen etc. Bd. I, S. 259. **41.** *Livingstone,* Neue Missionsreisen etc. Bd. I, S. 131f. **42.** *Wangemann,* Reisejahr etc. S. 437f. **43.** *Wißmann, v. François, Wolf, Mueller* a. a. O. S. 154. **44.** Kathol. Missionen. 1889, S. 211. **45.** *Schynse* a. a. O. S. 67. **46.** *J. Thomson,* Seeen etc. Bd. II, S. 66. **47.** Kathol. Missionen. 1889, S. 49ff. **48.** *P. Gloatz* a. a. O. S. 1187. **49.** *P. Horner* a. a. O. S. 217. **50.** *H. H. Johnston,* Der Kilima-Ndjaro. S. 409. **51.** *v. d. Decken* a. a. O. Bd. II, S. 25. **52.** *J. L. Krapf* a. a. O. Bd. II, S. 43. **53.** *von der Decken* a. a. O. Bd. I, S. 216. **54.** *Kaufmann* a. a. O. S. 130 **55.** *Petermann* und *Hassenstein* a. a. O. Abt. III, S. 120. **56.** *S. W. Baker.* a. a. O. S. 169—172. **57.** *G. Schweinfurth* a. a. O. S. 15. **58.** *G. Nachtigal* a. a. O. Bd. II, S. 686f. **59.** *Petermanns* Mitteilungen. 1855, S. 252. **60.** *Burdo* a. a. O. S. 162f. **61.** Kathol. Missionen. 1877, S. 78. **62.** Globus. Bd. XIII, S. 161f.

BL2400 .S35
Die religion der afrikanischen
Princeton Theological Seminary-Speer Library
1 1012 00009 9749